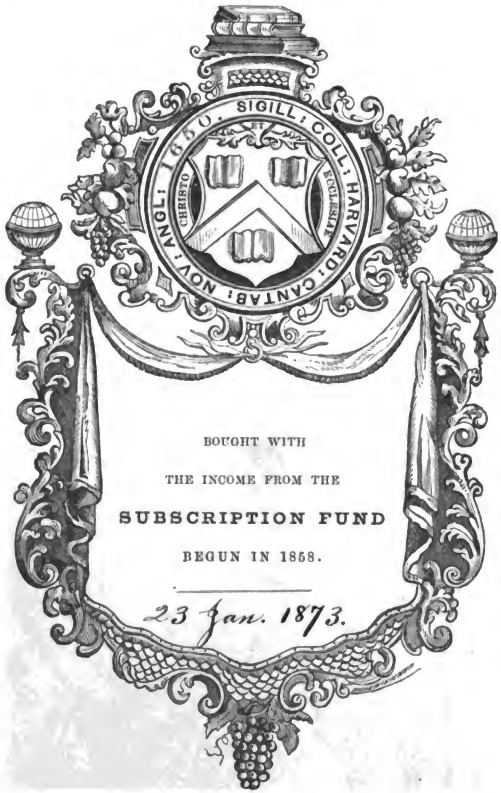
Schweizersa...

Heinrich Herzog

34.160

26256.11



BOUGHT WITH

THE INCOME FROM THE

SUBSCRIPTION FUND

BEGUN IN 1858.

23 Jan. 1873.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Schweizersagen.

Für Jung und Alt dargestellt

von

H. Herzog.

I.

Aarau,
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.
1871.

Digitized by Google

~~26247.11~~
26256.11

1873, Jan. 23.
Subscription Fund.

Digitized by Google

Man muß die heimatliche Sage lieben, wie man eine Mutter liebt.

E. L. Rochholz.

Was mich duncket wunderlich,
Das behalde ich by mir sicherlich
Vil bas, dan eyn gemeiyn geschicht.

Ad. v. Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften.

Jede Sage sagt nicht bloß, sie besagt auch etwas.

Ferdinand Bäßler.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Die hier dargebotene Sammlung ist eine Blüthenlese aus dem reichen Sagenschatze unseres Vaterlandes. Sie ist für solche zusammengestellt, die Interesse haben an der schlichten Naturdichtung und Anschauungsweise unseres Volkes; zudem wurde die Auswahl so getroffen, daß auch die Jugend, welcher ja besonders die Märchen- und Sagenwelt am Herzen liegt, das Mitgetheilte sich zu eigen machen kann. Ich habe vorgezogen, die Sagen statt nach irgend einem wissenschaftlichen System einfach nach Kantonen zu ordnen und jeweilen sie nach ihrem Inhalte aneinander zu reihen. Nicht jeder der zweiundzwanzig Kantone erscheint gleich vertreten; der Reichthum derselben ist eben an und für sich ein verschiedener und außerdem mußte so manche Sage, die entweder für die Sammlung nicht paßte oder von der schon eine inhaltsverwandte bereits aufgenommen war, weggelassen werden. Daher fanden nur wenige Parallelen Aufnahme; auch wurde bloß eine geringe Anzahl geschichtlicher Sagen und Legenden dem Buche einverleibt, indem manche der letztern längst allbekannt sind und dieselben hier nicht in den Vordergrund treten sollten. Treu und einfach habe ich nacherzählt und Aenderungen im Ausdrucke mir nur da erlaubt, wo es durchaus nöthig schien und dem Charakter der Sage unbeschadet geschehen konnte. Wo die mundartliche Form sich vorfand, wurde sie beibehalten, und nur an einem Orte mußte hie-

Digitized by Google

von abgewichen werden. Den Freunden, welche mich durch handschriftliche Beiträge beehrten oder mir seltene Druckwerke zur Benutzung zukommen ließen, statte ich hier meinen verbindlichsten Dank ab. Die Quellen, die ich benutzt, sind jeweilen im Inhaltsverzeichniß gewissenhaft angegeben, und es sei besonders bemerkt, daß sämmtliche Hinweisungen auf Druckwerke auf mir vorgelegenen Exemplaren beruhen.

Möge diese Sammlung bei den Kennern Nachsicht, und bei Jung und Alt eine freundliche Aufnahme finden!

Aarau, den 15. Oktober 1870.

H. Herzog.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Aargau.

Seite

1. Der Kreuzliberg. Brüder Grimm, Deutsche Sagen. I. Berlin, 1816. Nr. 339. Vrgl. Kleine Gemälde, Reminiszenzen und abgebrochene Gedanken. Zürich, 1802. S. 173 1
2. Bo de Härdmändlene uf der Ramsflue. J. Grimm, Deutsche Mythologie. 2. Aufl. Göttingen, 1844, S. 419 1
3. D'Härdwibli am Strihä. E. L. Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau. I. Aarau, 1856. S. 270 3
4. Das Kloster der Erdbiberli. E. L. Rochholz, Naturmythen. Leipzig, 1862 S. 109 4
5. Die Geburtstanne. Rochholz, Schweizersagen. I. S. 88 . 5
6. Die Schloßmusik der Homburger. Nach Rochholz, Schweizersagen. I. S. 131 6
7. Das Erhängenspielen. Das. II. S. 46. 8
8. Die beiden Lebenslichter. Das. I. S. 37 9
9. Der lebendige Stock an der Etzger Fähre. A. Bircher, Das Fricktal. Aarau, 1859. S. 59 9
10. Die goldenen Kohlen. Rochholz, Naturmythen. S. 166 . 10
11. Der ausgebrochene Knochen vor Gericht. Rochholz, Schweizersagen. II. S. 122 11
12. Der Wechselthaler. Das. S. 163 11
13. Der Alte von Villigen. Nach J. Stumpff, Gemeiner löblicher Eydgnoschaft Stetten, Landen und Völckern Chronikwirdiger thaaten beschrybung. II. Zürich, 1548. Bl. 372 12
14. Der Ring von Hallwyl. H. R. Grimm, Kleine Schweizer-Cronica. Basel, 1796. S. 212 13
15. Die Hand im Stein zu Olsberg. Sebast. Münster, Cosmographia. Basel, 1628. S. 773. Vrgl. J. W. Wolf, Deutsche Märchen und Sagen. Leipzig, 1845. S. 164 14
16. Die fromme Zofingerin. Chronik der Stadt Zofingen. II. Zofingen, 1812. S. 146 15
17. Die beiden Wartburger. Nach R. Müller, Bilder und Sagen aus der Schweiz. Glarus, 1842. S. 172 16
18. Der Stiefelreuter. Nach dem Illustr. Kalender f. d. Schweiz 1851. St. Gallen. S. 141 und Rochholz, Schweizersagen II. S. 112 17

Appenzell.

19. Der Urwald auf dem Alpstein. Die Schweiz. Monatsschrift des literarischen Vereins in Bern. I. Schaffhausen, 1858. S. 140 20

Digitized by Google

Seite

20. Die Bergmännlein des Alpsteins. Nach M. A. Feierabend, Eidg. Nationalkalender f. 1855. Aarau. S. 39 20
21. Entstehung der Ebenalperhöhle und des Schutzengelfestes. J. M. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen. II. Berlin, 1846. S. 657 21
22. Die Alp Fählen am Säntis. J. B. Dähler, Volkssagen aus Appenzell-Innerrhoden. Teufen, 1854. S. 3. Vrgl. J. J. Reithard, Geschichten und Sagen aus der Schweiz. Frankfurt a. M., 1853. S. 349 22
23. Der Karfunkel im Brülltobel. Dähler, Volkssagen. S. 6 23
24. Der beste Locker. Das. S. 9 24
25. Die verschneite Alp. Das. S. 11 25
26. Der Vogt auf Schwendi. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen II. S. 658 27

Basel.

27. Die silberne Glocke im Rhein. C. Kohlrusch, Schweizerisches Sagenbuch. Leipzig, 1854. S. 366 29
28. Die weiße Jungfrau am Margarethenbrunnen. J. J. Lenggenhager, Schlösser und Burgen in Baselland. Liestal, 1848. S. 54 29
29. Die Luftfahrt der alten Burgbewohner von Reifenstein. Das. S. 203 30
30. Der unterirdische Zaubersaal. Das. S. 195 30
31. Das Rosengärtlein. Das. S. 209 32
32. Das Wundervögelein im Bruderholz. Johann Groß, Kurtze Baßler Chronik. Basel, 1624. S. 75 32
33. Das verlorene Kind. Lenggenhager, Schlösser und Burgen. S. 44 34
34. Entstehung des Klosters Schönthal. G. Schwab, Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern. III. Bern, 1839. S. 494 34

Bern.

35. Sintram und Baltram. J. L. Cysat, Beschreibung des Vierwaldstättersees. Luzern, 1661. S. 179 und C. Justinger, Berner-Chronik. Bern, 1819. S. 8 35
36. Die Riesen von Iseltwald. J. R. Wyß, Reise in das Berner Oberland. I. Bern, 1816. S. 357 35
37. Der Einsiedler Botti. Th. Vernaleken, Alpensagen. Wien, 1858. S. 104 und A. Jahn, Der Kanton Bern deutschen Theils. Zürich, 1850. S. 411 36
38. Der starke Knecht. Nach Sonntagspost. Eine schweizerische Wochenschrift. VI. Jahrgang. Bern, 1870. Nr. 19. S. 300 . 37
39. Der einkehrende Zwerg. Brüder Grimm, Deutsche Sagen I. Nr. 48 und J. R. Wyß, Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz. I. Bern, 1815. S. 62 . . 39
40. Die Zwerge auf dem Baum. Brüder Grimm, Deutsche Sagen I. Nr. 147 und Wyß, Idyllen, Volkssagen ꝛc. I. S. 320 . 40
41. Die Zwerge auf dem Felsstein. Brüder Grimm, Deutsche Sagen I. Nr. 148 und Wyß, Idyllen, Volkssagen ꝛc. I. S. 320 41
42. Der Spielplatz. Handschriftlich von V. D. M. Ernst Buß . 41

Digitized by Google

Seite

43. Der Muggistutz auf der Scheideck. Ders. 42
44. Der Zwerg als Kühertnecht. Die Schweiz. Illustr. Zeitschrift f. Literatur und Kunst. IV. Bern, 1861. S. 38 . . . 42
45. Ein Zwerglein miethet eine Kuh. Die Schweiz. Illustr. Monatsschrift III. Frick, 1860. S. 142 43
46. Das Käslein. Das. S. 32 43
47. Die Pest in Grindelwald. Handschriftlich von V. D. M. Ernst Buß 44
48. Der Schneider auf Isenfluh. Ders. 44
49. Der Salzbrunnen im Sortel. J. J. Jenzer, Heimatkunde des Amtes Schwarzenburg I. Bern, 1869. S. 188 . . . 45
50. Die arme Wittwe. Handschriftlich von V. D. M. Ernst Buß . 46
51. Der Fadenknäuel. Jenzer, Heimatkunde I. S. 152 . . . 46
52. Die Zwerge und die Pflüger. Vernaleken, Alpensagen S. 184. Vrgl. Wyß, Idyllen, Volkssagen I. S. 7 47
53. Die Bergleutlein im Emmenthal. Vernaleken, Alpensagen S. 179 48
54. Der beschenkte Zwerg. Die Schweiz. Illustr. Monatsschrift III. S. 142 51
55. Der Gemsjäger: a) (K. V. von Bonstetten), Briefe über ein schweizerisches Hirtenland. Basel, 1782. S. 116. — b) Brüder Grimm, Deutsche Sagen I. Nr. 301. Vrgl. Wyß, Idyllen, Volkssagen I. Seite 43 und 312 52
56. Riegges-Pfad. Die Schweiz. Illustr. Monatsschrift III. S. 31 53
57. Der unglückliche Gemsjäger am Schreckhorn. C. Wälti, Blumen aus den Alpen. Bern, 1841. S. 175 53
58. Der Ritter von Grimmenstein. Die Schweiz. Illustr. Monatsschrift II. Frick, 1859. S. 231 54
59. Vom Hauri. C. Vogt, Im Gebirg und auf den Gletschern. Solothurn, 1843. S. 159 56
60. Die Herren von Rothenthal. C. Kohlrusch, Schweiz. Sagenbuch. S. 35 58
61. Mühle-Seiler. Wälti, Blumen aus den Alpen. S. 128 . 59
62. Der unnatürliche Sohn. Kohlrusch, Schweiz. Sagenbuch. S. 83 60
63. Der Untergang von Schillingsdorf. Handschriftlich von V. D. M. C. Buß. Vergl. G. Studer, Panorama von Bern. Bern, 1850. S. 34 61
64. Dreierlei Schatzbohnen. E. L. Rochholz, Naturmythen. Leipzig, 1862. S. 167 63
65. Die güldene Schelle. G. Studer, Panorama von Bern. S. 104. Vergl. Wälti, Blumen aus den Alpen. S. 179 64
66. Der schwarze Mann. Wälti, Blumen aus den Alpen. S. 83 64
67. Die Entstehung des Kuhreihens. Nach Alpenrosen. Illustr. Familienblatt. IV. Bern, 1869. S. 161 und 163. Vrgl. Wälti, Blumen aus den Alpen S. 190 und Schweizerblätter I. St. Gallen. 1832. Heft. 6. S. 68 66
68. Der Hirt von Mürren. J. R. Wyß, Reise ins Berner Oberland II. Bern, 1817. S. 444 69
69. Das alte Waldhorn. Nach C. Wälti, Blumen aus den Alpen II. Baden, 1843. S. 185 70
70. Der Linksmähder von Madiswyl. Nach Vernaleken, Alpensagen. S. 330 71

Digitized by Google

Seite

71. Ahasver. C. Vogt, Im Gebirg und auf den Gletschern. S. 42 und Alpenrosen 1827, S. 357. Vrgl. Brüder Grimm, Deutsche Sagen I. Nr. 343 72
72. Gründung von Gidisdorf. Handschriftlich von V. D. M. C. Buß. Vergl. Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde II. Zürich, 1869. S. 15 74
73. Der Kirchenbau zu St. Stephan. Brüder Grimm, Deutsche Sagen I. Nr. 349 und Alpenrosen, 1813. S. 188 74
74. Der Sieg im Schlafe. Alpenrosen, 1815. S. 278 75
75. Merligen am Thunersee. Jeremias Gotthelf, Jakobs, des Handwerksgesellen, Wanderungen durch die Schweiz. 2. Aufl. Berlin, 1857. S. 335 76

Freiburg.

76. Der Riese Gargantua. Die Schweiz. Illustr. Monatsschrift II. Zrich, 1859. S. 191 77
77. Die Teufelsbrücke bei Pont-la-ville. G. Schwab, Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern II. Chur, 1830 S. 287 78
78. Der wilde Jäger. F. Kuenlin, Schilderungen aus der westlichen Schweiz II. Zürich, 1840. S. 211 79
79. Der erzürnte Berggeist. Alpenrosen, 1826. S. 15 . . . 80
80. Das Spielmännlein. F. Kuenlin, Alpenblumen und Volkssagen aus dem Greierzerlande. Sursee, 1834. S. 97 . . . 81
81. Die grauen Zwerge im Burgerwalde. Das. S. 94 . . 82
82. Die Linde zu Freiburg. Nach J. J. Reithard, Geschichten und Sagen der Schweiz. Frankfurt a. M., 1853. S. 311. Vrgl. Fr. Otte, Schweizersagen. Neue Sammlung. Basel, 1842. S. 63 83

Genf.

83. Die Magdalenenkirche in Genf. Morgenblatt für gebildete Stände. Stuttgart, 1863. Nr. 12. S. 272 84
84. Das Glücksschiff. C. Kohlrusch, Schweiz. Sagenbuch. S. 423 85

Glarus.

85. Verwandlung des Mutteri in Fideri. O. Heer, Der Kanton Glarus. St. Gallen, 1846. S. 312 86
86. Sage vom Schafselbsanft. Das. S. 314 86
87. Die Bergli-Ateren. Das. S. 314 87
88. Der Hirt und das Venediger Männlein. K. Frommann, Die deutschen Mundarten VI. Nördlingen, 1859. S. 253. Vrgl. A. Lütolf, Sagen, Bräuche und Legenden aus den fünf Orten. Luzern, 1865. S. 508 88
89. Der Oberblegisee. O. Heer, Der Kanton Glarus. S. 315 . 90
90. Der Schlafstein. Das. S. 314. Vrgl. Vernaleken, Alpensagen S. 277 91
91. Die Stiefmutter. Alpenrosen, 1838. S. 134 91

Graubünden.

92. Der Urdensee. Th. Vernaleken, Alpensagen. Wien, 1858. S. 30.

Digitized by Google

Seite

Vrgl. J. K. v. Tscharner, Der Kanton Graubünden. Chur, 1842 S. 185 und A. v. Flugi, Volkssagen aus Graubünden. Chur, 1843. S. 118 93

93. Der Goldfluß am Rothhorn. Vernaleken, Alpensagen S. 29. Vrgl. A. v. Flugi. Volkssagen S. 114 94

94. Die Jungfrau auf dem weißen Rosse. Vernaleken, Alpensagen S. 34. Vrgl. Die Schweiz. Illustr. Monatsschrift III. Frick, 1860. S. 118 95

95. Der Cyprian. Vernaleken, Alpensagen S. 22 und A. v. Flugi, Volkssagen. S. 125. Vrgl. B. Wartmann, Beiträge zur St. Gallischen Volksbotanik. St. Gallen, 1861. S. 11 . . 96

96. Das Nebelmännlein auf der Stutzalp. Vernaleken, Alpensagen. S. 78. Vrgl. Bündnerisches Volksblatt 1832, S. 212 und A. v. Flugi, Volkssagen. S. 86 97

97. Die Quelljungfrau. Nach Vernaleken, Alpensagen. S. 233 und A. v. Flugi, Volkssagen. S. 57 97

98. Das Bettelmännchen. Die Schweiz. Monatsschrift des literarischen Vereins in Bern I. Schaffhausen, 1858. S. 215 . 98

99. Die Biene. Schweizerischer Merkur. Burgdorf, 1835. S. 234 98

100. Das goldene Kegelspiel auf Ruchenberg. Vernaleken, Alpensagen. S. 143. Vrgl. A. v. Flugi, Volkssagen S. 45 . 99

101. Das Nachtvolk. F. J. Vonbun, Beiträge zur deutschen Mythologie, gesammelt in Churrhätien, Chur, 1862. S. 6 . . 100

102. Das Todtenvolk. Das. S. 13 100

103. Das wilde Männchen zu Conters. J. K. v. Tscharner, Der Kanton Graubünden. S. 149 101

104. Die Gemskäslein. Vonbun, Beiträge. S. 53 . . . 102

105. Das wilde Männlein und der Senn. Das. S. 54 . . 103

106. Das Lederläpplein. Vernaleken, Alpensagen. S. 209 . . 103

107. Das verrathene Geheimniß. Vonbun, Beiträge. S. 55 . 105

108. Die Dialen. Das. S. 65. Vrgl. G. Leonhardi, Sitten und Gebräuche. St. Gallen, 1844. S. 40 105

109. Die Spinnerinnen. J. N. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols. Zürich, 1857. S. 32 107

110. Der schwarze Pudel. Vonbun, Beiträge. S. 105 . . 108

111. Der Rabe auf der Schierser Alp. Das. S. 108 . . 108

112. Die Bareito-Balma. G. Theobald, Naturbilder aus den rhätischen Alpen. Chur, 1860. S. 89 109

113. Der Wuhrbau. Die Schweiz. Illustr. Zeitschrift. VII. Bern, 1864. S. 72 110

114. Der Kuhhirt. Ed. Osenbrüggen, Wanderstudien aus der Schweiz I. Schaffhausen, 1867. S 132 110

115. Die Weihnachtsrose. G. Leonhardi, Das Poschiavo-Thal. Leipzig, 1859. S. 70 111

116. Die Lerchen. Ulrich Campell's zwei Bücher rhätischer Geschichten. Chur, 1851. S. 86 111

117. Der letzte Vogt auf Pedenale. Die Schweiz. Illustr. Monatsschrift III. S. 118 112

118. Jörg von Jörgenberg. C. Casthofer, Bemerkungen auf einer Alpenreise. Aarau, 1822. S. 184. Vrgl. A. v. Flugi, Volkssagen. S. 24 113

Digitized by Google

Seite

Luzern.

119. Die Pilatus-Sage. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. XII. Heft 4. Zürich, 1859. S. 160 . . . 115
120. Die Thalherren im Entlibuch. C. Pfyffer, Der Kanton Luzern I. St. Gallen, 1858. S. 244 118
121. Die Sträggele und der Dürst. Das. S. 237. Vrgl. Alpenrosen 1813. S. 149 118
122. Die Bergmännchen auf dem Pilatus. Das. S. 234 und J. M. Usteri, Dichtungen I. Berlin, 1831. S. 144 . . . 119
123. Die Schrattenjungfrau. C. Pfyffer, Der Kanton Luzern I. S. 242 121
124. Der Tannhäuser. A. Lütolf, Sagen, Bräuche und Legenden aus den fünf Orten. Luzern, 1865. S. 86 123
125. Der geizige Ritter auf Castelen. Der Wanderer in der Schweiz VIII. Heft 5. S. 145. Basel, 1841 123
126. Das Heer im Schrattenberg. Lütolf, Sagen. S. 93 . . 124
127. Das Nachthuri. Der Wanderer in der Schweiz VIII. Heft 11. S. 323 125
128. Der Schwesternborn. C. Pfyffer, Der Kanton Luzern I. S. 236. Vrgl. Lütolf, Sagen. S. 295 126
129. Das Abenteuer in der Sennhütte. A. Lütolf, Sagen. S. 169 127
130. Ziberli. Das. S. 369 129
131. Wie die Kastanien am Vierwaldstätter-See heimisch wurden. Das. S. 370 129
132. Die Kraftwurzel. Das. S. 459 130
133. Das Wetzsteinsuttermannli. Das. S. 487. Vrgl. J. J. Reithard, Geschichten und Sagen der Schweiz. S. 220 . . 131

Neuenburg.

134. Der Jäger auf dem Chasseral. Nach Fr. Otte, Schweizersagen. Straßburg, 1840. S. 61 132
135. Der Kirchenbau. Schweizerischer Merkur. Burgdorf, 1835. S. 365 133

St. Gallen.

136. Der Steuchelet. Alpenrosen, 1828. S. 319 135
137. Der Oetsch. St. Galler Jahrbücher von P. Ehrenzeller. St. Gallen, 1845. S. 44 136
138. Walt Gott. Schweizerblätter II. St. Gallen, 1833. S. 184 . 137
139. Der Venediger in der Wildenburg. G. Schwab, Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern II. S. 443 . . 137
140. Der Venetianer und der Wyttanner. Das. S. 349 . . 138
141. Die drei Kreuze auf dem Hurderfelde. Nach Schweizerblätter I. Heft 5. S. 21. St. Gallen, 1832 139
142. Das Nixchen. H. Runge, Die Schweiz in Originalansichten II. Darmstadt, 1863. S. 30 140
143. Die Zwerge von Forsteck. H. Runge, Die Schweiz II. S. 21 und Schweizerblätter I. Heft 1. S. 24 140
144. Die Herrschaft der Menschen über die Thiere. F. Piper, Evangelischer Kalender. Jahrbuch für 1860. Berlin, 1860. S. 34 141
145. Stiftung von Pfeffers. Nach J. R. Wyß, Idyllen, Volkssagen ꝛc. I. S. 217 und S. 333 142

Digitized by Google

Seite

146. Der letzte Herr von Steinach. G. Schwab, Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern II. S. 479 . . . 142

Schaffhausen.

147. Der Schwörfinger. Der Unoth. Zeitschrift für Geschichte und Alterthum des Standes Schaffhausen I. Schaffhausen, 1868. S. 110 144

148. Das Fräulein von Randenburg. Beschreibung der Stadt Schaffhausen von Lips und Spalinger. S. 77 und Der Unoth I. S. 420. Vrgl. Fr. Otte, Schweizersagen. Straßburg, 1840. S. 39 144

149. Das Nünyglöckli zu Schaffhausen. Beschreibung der Stadt Schaffhausen von Lips und Spalinger. S. 76. Vrgl. C. W. Schnars, Der Bodensee und seine Umgebungen II. Stuttgart, 1859. S. 84 145

Schwyz.

150. Die Nachtspinnerin auf der Leewasserbrücke. C. Kohlrusch, Schweiz. Sagenbuch. S. 209. Vrgl. J. J. Reithard, Geschichten und Sagen. S. 248 146

151. Der blutende Knochen. A. Lütolf, Sagen. S. 399. Vrgl. Alpenrosen 1838. S. 131 und Der Wanderer in der Schweiz 1835. S. 200 146

152. Kindleinsmord. Lütolf, Sagen. S. 401. Vrgl. J. L. Cysat, Beschreibung des Vierwaldstätterses. S. 236 147

153. Der Riese Vinz „auf dem Hirsch." (M. A. Feierabend), Eidg. National-Kalender 1867. S. 35 148

Solothurn.

154. Die auswandernden Erdmännlein. Bernhard Wyß, Aus Schule und Leben. Solothurn, 1865. S. 181 150

155. Die Schatzthüren im Born. E. L. Rochholz, Schweizersagen I. S. 254 150

156. Der Schatzhüter auf dem Bettlachberg. Illustr. Kalender f. d. Schweiz. St. Gallen, 1854. S. 81 152

157. Der Graf von Froburg. H. Runge, Die Schweiz II. S. 280 und G. Schwab, Die Schweiz in ihren Ritterburgen III. S. 504 152

Tessin.

158. Der Richter von Bellenz. Schweizerblätter II. St. Gallen, 1833, S. 186 154

Thurgau.

159. Der Riese Einheer. Nach Brüder Grimm, Deutsche Sagen I. Nr. 18. Vrgl. Cysat, Beschreibung des Vierwaldstätterses. S. 115 155

160. Der Wald der Wittwe. Nach G. Schwab, Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern II S. 308 155

161. Die Wasserburg im Bodensee. Taf. S. 174 und J. A. Pupikofer, Der Kanton Thurgau. St. Gallen, 1837. S. 274 . 156

Digitized by Google

Seite

162. Schönenbaumgarten. Nach Pupikofer, Der Kanton Thurgau. S. 324 157
163. Frauenfeld. Nach G. Schwab, Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Be.gschlössern III. S. 456 157
164. Der Hirt von Gerlikon. Pupikofer, Der Kanton Thurgau, S. 270 und Caspar Lang, Historisch-theolog. Grundriß I. Einsiedeln, 1692. S. 1052 158
165. Bernrainer Kind. Pupikofer, Der Kanton Thurgau, S. 243 und Casp. Lang, Historisch-theolog. Grundriß I. S. 1058 . . 158

Unterwalden.

166. Bergmännchen weiß einen Schatz. A. Lütolf, Sagen S. 484 160
167. Bergmännchens Kunst im Heuen. Das. S. 489 . . 160
168. Der Schatz in der Rosenburg. Das. S. 66 . . . 161
169. Das verwünschte Hirtenmädchen. Vernaleken, Alpensagen S. 139 161
170. Die Alpschlacht. Brüder Grimm, Deutsche Sagen I. Nr. 288 162
171. Die Stiftung des Klosters Engelberg. Nach H. Murer, Helvetia sancta. Luzern, 1648. S. 287 163

Uri.

172. Der Riese Melch Tresch. A. Lütolf, Sagen S. 498 . . 164
173. Die ersten Käse auf Seelisberg. Das. S. 481 . . , 165
174. Wie einer das Jauchzen lernte. Das. S. 457 . . . 166
175. Der Elbst. C. Kohlrusch, Schweizerisches Sagenbuch S. 206 und J. J. Reithard, Geschichten und Sagen S. 233 . . . 166
176. Die alte Teufelsbrücke. Handschriftlich von alt Nationalrath F. Lusser durch Fürsprech Alois Müller. Vrgl. Lütolf, Sagen 178 und J. J. Scheuchzer, Naturgeschichte des Schweizerlandes II. Zürich, 1746. S. 94 167
177. Der Pfaffensprung. Handschriftlich von F. Lusser durch A. Müller 169
178. Der Stier von Uri. Nach Scheuchzer, Naturgeschichte des Schweizerlandes I. S. 5 und Lütolf, Sagen S. 326 170
179 Die Klaridenalp. Handschriftlich von F. Lusser durch A. Müller. Vrgl. Lütolf. Sagen 264 und Scheuchzer, Naturgeschichte des Schweizerlandes II. S. 83 172
180. Das Wildmannli. Vernaleken, Alpensagen S. 282 . . 173
181. Die drei Tellen. (M. A. Feierabend), Eidg. National-Kalender 1868. S. 37. Vrgl. Brüder Grimm, Deutsche Sagen Nr. 102 und Nr. 297 und K. V. v. Bonstetten, Neue Schriften III. Kopenhagen, 1800. S. 102 174
182. Die Bergleute. Alpenrosen, 1838. S. 133 174

Waadt.

183. Plan-Revé. Die Schweiz. Illustr. Monatsschrift II. Frick, 1859. S. 223 176
184. Der See von Bret. Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte XIV. Nr. 80. S. 219. Braunschweig, 1863 . . . 178
185. Der Gemsjäger. G. Schwab, Die Schweiz in ihren Ritter-

Digitized by Google

Seite

burgen und Bergschlössern I. S. 111 und Ed. Osenbrüggen, Wanderstudien aus der Schweiz I. S. 92 180

186. Die Feen in Ormonds. H. Runge, Die Schweiz III. Darmstadt, 1866. S. 239 und F. Kuenlin, Schilderungen aus der westlichen Schweiz I. S. 229 181

187. Die Feengrotte. H. Runge, Die Schweiz III. S. 262. Vrgl. J. Hofstätter, Aus Berg und Thal II. Zürich, 1864. S. 21 . 182

188. Das Inselfräulein. Die Schweiz. Illustr. Monatsschrift II. S. 189 183

189. Grebellhou, der Gnomenfürst. C. Kohlrusch, Schweiz. Sagenbuch. S. 385 184

190. Der grüne See. F. Kuenlin, Schilderungen aus der westlichen Schweiz I. S. 226 185

191. Die Schätze zu Sauerberg. G. Schwab, die Schweiz in ihren Ritterburgen I. S. 115 185

192. Der Schatz von Lanffrey. Die Schweiz. Illustr. Monatsschrift II. S. 111 und J. Hofstätter, Aus Berg und Thal I. Bern, 1863. S. 170 186

193. Schloß Vufflens. Der Wanderer in der Schweiz V. Basel, 1839. S. 149 187

194. Der Ritter von Lasarraz. Schweizerischer Merkur. Burgdorf, 1835. S. 221 und J. Hofstätter, Aus Berg und Thal I. S. 161 188

195. Der Läufer von Joux. Die Schweiz. Illustr. Monatsschrift II. S. 191. Vrgl. Brüder Grimm, Deutsche Sagen I. Nr. 287 . 190

196. Der bestrafte Zöllner. C. Kohlrusch, Schweiz. Sagenbuch S. 106. Vrgl. J. J. Reithard, Geschichten und Sagen. S. 435 191

Wallis.

197. Vom starken Manne mit den Eisenstangen. Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausg. von Franz Pfeiffer. X. Wien. 1865. S. 473 193

198. Vom riesenhaften Schwinger. Das. S. 474 193

199. Vom Hirten und dem Getwerge. Das. S. 475 194

200. Von der Vertreibung der Getwerge. Das. S. 475 . . . 194

201. Die Fee. Jahrbuch des Schweizer. Alpenclub VI. Bern, 1870. S. 377 194

202. Von dem Priester und der Hexe. Germania. Vierteljahrsschrift ꝛc. X. S. 474 194

203. Vom verrätherischen Priester. Das. S. 474 195

204. Der verlorne Berg: a) (K. V. v. Bonstetten), Briefe über ein schweizerisches Hirtenland. Basel, 1782. S. 115. b) F. Kuenlin, Schilderungen aus der westlichen Schweiz II. S. 59 und P. S. Furrer, Statistik von Wallis. Sitten, 1852. S. 128 . . . 195

205. Die Alp Montagne de Leiserre. Jahrbuch des Schweizer Alpenclub VI. S. 379 197

206. Die Ersteigung des Fletschhornes. Jahrbuch des Schweizer Alpenclub V. Bern, 1869. S. 595 197

207. Das Paradies der Thiere. Brüder Grimm, Deutsche Sagen I. Nr. 300 198

208. Die fliegende Viper. Die Schweiz. Illustr. Monatsschrift II. S. 221, Schweizerblätter II. S. 187 und Jahrbuch des Schweizer Alpenclub VI. S. 377 198

Digitized by Google

Seite

209. Die Schlange auf dem Jusenq. F. Kuenlin, Schilderungen aus der westlichen Schweiz II. S. 76 199
210. Der Kessel mit Butter. Brüder Grimm, Deutsche Sagen I. Nr. 344 200
211. Das Muttergottesbild am Felsen. Das. Nr. 347 . . 200

Zug.

212. Der hohle Baum in Menzingen. Schweizerblätter II. S. 186 202
213. Bergmännchen will heirathen. Lütolf, Sagen. S. 475 . 202
214. Wie die Zuger ein Stück Land erlistet. Das. S. 393 . 203

Zürich.

215. Frau Vrene. Handschriftlich von H. Geßner. Vergl. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich VI. 3. Zürich, 1849. S. 85 205
216. Auf der Heidenburg. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich VI. 3. S. 165 205
217. Das goldene Kegelspiel. Vernaleken, Alpensagen. S. 142 . 206
218. Goldkette zu Irchenhausen. Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde IV. Göttingen, 1859. S. 292 . . 207
219. Das goldene Thor. Schweizerblätter I. Heft 7. S. 25. Vergl. Hs. H. Bluntschli, Memorabilia Tigurina. Zürich, 1742. S. 551 207
220. Die rothe Buche. Die Schweiz. Illustr. Monatsschrift II. S. 45. Vergl. J. J. Scheuchzer, Naturgeschichte des Schweizerlandes I. S. 1 und Alpenrosen 1815, S. 39 208
221. Hölti's Grab. Vernaleken, Alpensagen. S. 323 . . . 209
222. Der Kaiser und die Schlange. C. Kohlrusch, Schweiz. Sagenbuch S. 301 nach Heinrich Brennwalds, Probstes zu Embrach, geschriebener Chronik 220
223. Die weißen Tauben. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich IV. Zürich 1847. S. 52. 211
224. Der Fledermausstein. Schweizerblätter I. Heft 7. S. 22 . 212
225. Die Gründung des Klosters Rheinau. F. J. Mone, Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit VII. Karlsruhe, 1839. S. 538 213
226. Die Kirche zu Wyla. Die Schweiz. Illustr. Monatsschrift II. S. 146 213

Digitized by Google

Aargau.

1. Der Kreuzliberg.

Auf einer Burg in der Nähe von Baden lebte eine Königstochter, welche oft zu einem nahe gelegenen Hügel ging, da im Schatten des Gebüsches zu ruhen. Diesen Berg aber bewohnten innen Geister und er ward einmal bei einem furchtbaren Wetter von ihnen verwüstet und zerrissen. Die Königstochter, als sie wieder hinzukam, beschloß in die geöffnete Tiefe hinabzusteigen, um sie beschauen zu können. Sie trat, als es Nacht wurde, hinein, wurde aber alsbald von wilden, entsetzlichen Gestalten ergriffen und über eine große Menge Fässer immer tiefer und weiter in den Abgrund gezogen. Folgenden Tages fand man sie auf einer Anhöhe in der Nähe des verwüsteten Berges, die Füße in die Erde gewurzelt, die Arme in zwei Baumäste ausgewachsen und der Leib einem Steine ähnlich. Durch ein Wunderbild, das man aus dem nahen Kloster herbeibrachte, wurde sie aus diesem furchtbaren Zustande wieder erlöst und zur Burg zurückgeführt. Auf den Gipfel des Berges setzte man ein Kreuz, und noch jetzt heißt dieser der Kreuzliberg und die Tiefe mit den Fässern des Teufels Keller.

2. Vo de Härdmändlene[1] uf der Ramsflue.

(Aarauer Mundart.)

Hinder der Aerlisbacher Egg, zwüschenem Dörfle Hard und dem alte Lorenze-Kapällele, stoht im ene Thäle so ganz eleigge e grüsle verträite Flue.[2] Se sägere d' Ramsflue. Uf der hindere

Digitized by Google

Site isch se hohl, und d' Höhle het numme e chline Igang. Do sind denn emol, me weiß nid äxakt in wele[3] Johrgänge, so rarige Mändle[4] gsi, die sind i die Höhle us- und igange, händ ganz e so es eiges Läbe gfüehrt, und en apartige Hushaltig, und sind ganz bsunderig derhär cho,[5] so wärklich gstaltet,[6] und mit eim Wort, es isch halt kei Mönsch usene cho,[7] wer se denn au seige,[8] woher se cho seige und was se tribe. Aemel gkochet händ se nüd, und Würzle und Beeri ggässe. Unde a der Flue vorbi lauft es Bächle, und i dem Bächle händ die Mändle im Summer badet, wie Tüble,[9] aber eis vonene het immer Wacht gha, und het pfiffe, wenn öpper derhär cho isch,[10] uf em Fueßwäg; denn sind sie ame gsprunge, was gisch was hesch,[11] der Bärg uf, daß ene kei Haas noh cho wer, und wie der Schwick[12] in ehre Höhle gschloffe. Dernäbe händ se kem Mönsch nüt z'Leid tho, im Gägetheil, Gfelligkäite, wenn se händ chönne.

Einisch het der Hardpur[13] es Füederle Riswälle[14] glade, und wil er elei gsi isch, het er's au fast nid möge. E so'nes Mändle gsehts vo der Flue obenabe und chunt der durab zhöpperle[15] über d'Riese,[16] und hilft dem Pur, was es het möge. Wo se do der Bindbaum wänd uffe thue, so isch das Mandle uf em Wage gsi und het grichtet, und der Pur het überunde[17] azoge an de Bindchneble.[18] Do het das Mandle s'Seil nid rächt ume gliret,[19] und wo der Pur azieht, schnellt der Baum los und trifft s'Mandle ane Finger und hets wüest bleſſirt[20]. Do foht der Pur a jommere und seit: „O heie, o heie, wenns numme[21] au mer begegnet wer!" Do seit das Mandle: „Abba, das macht nüt; sälben tho, sälben gha!"[22] Mit dene Worte springts vom Wagen abe, het es Chrütli[23] abbroche, hets verchaflet[24] und uf das bluetig Fingerle gleit, und das het alles ewäg puzt.[25] Do springts wider uf se Wage, und het zum Pur gseit, er soll s'Seil numme wider ume ge.[26]

Mängisch, wenn rächtschaffne Lüt dure Tag gheuet oder bunde händ[27] und se sind nit fertig worde bis z'Obe,[28] und s'het öppe[29] welle cho räg ne, so sind die Härdmändle cho, und händ g'schaffet und gwäret,[30] druf ine, bis alles im Schärme gsi isch.[31] Oder wenns durt d'Nacht isch cho wättere, händ se s'Heu und s'Chorn, wo dusse gläge isch,[32] de Lüte zum Tenn zue träit, und am Morge

het halt alles große Auge gemacht, und se händ nid gwüßt, wers tho hät. Den händ erst no die Mandle kei Dank begehrt, numen au, daß me se gern hät.

Ame=n=im Winter,[33] wenn alles Stei und Bei gfrore gsi isch, sind die Mandle is oberst Hus cho z'Aerlispach; se händs halt gar guet chönne mit dene Lüte, wo dert gwohnt händ, und sind ame durt d'Nacht ufem Ofen gläge, und am Morge vor Tag händ se se wider drus gmacht. Was aber gar gspäßig gsi isch,[34] se händ ehre Füeßli nie füre glo,[35] händ es scharlachroths Mäntele träit[36] vom Hals bis ufe Bode=n=abe. Jetzt hets im Dorf so gwundrige Meitle und Buebe[37] gha, die sind einisch z'Nacht vor das Hus go gen Aesche streue, daß se gsäche, was die Härdmändle für Füeßle hebe. Und was händ se gfunde? s'isch frile wunderle: Aente= und Geißfüeß sind in der Aesche abdruckt gsi. Aber vo sälber Stund a isch keis Mandle meh cho, und se sind au nümme uf der Ramsflue bliebe, i d'Kräche händ se se verschloffe,[38] tief i d'Geißflue hindere, und händ keis Zeiche me von ene ge, und chöme nümme, so lang d'Lüt so boshaft sind.

[1] Erdmännchen. [2] steht allein eine solche Felsmasse, in welcher die Schichten der Felsen nicht geradlinig, nicht regelmäßig laufen, sondern verdrehet sind. [3] welchen. [4] seltsame Männchen. [5] sonderbar gekleidet gewesen. [6] von so seltsamer, kurioser, fast komischer und drolliger Gestalt. [7] kein Mensch konnte aus ihnen klug werden. [8] wer sie auch seien. [9] Täubchen. [10] wenn jemand des Weges kam. [11] dann sprangen sie zusammen so schnell als möglich, über Kopf und Hals. [12] im Nu, in einem Augenblick. [13] Harddauer. [14] ein Fuder Reiswellen, Reisbündel. [15] hüpfend einhertrippeln. [16] Rinne des Berges zum Abrollen der Bergholzes, Holzglitsche. [17] drunten. [18] kleine Stöcke, um eine Walze umzudrehen. [19] nicht gut umgeschlungen. [20] hat es stark verwundet. [21] nur. [22] selbst gethan, selbst gelitten. [23] Kraut, Heilkraut. [24] zernagt, zerbissen. [25] hat die Wunde alsobald geheilt. [26] wieder hinauflangen. [27] Heu gemacht oder Garben gebunden haben. [28] bis am Abend. [29] etwa. [30] sie haben gearbeitet und sind recht geschäftig, thätig gewesen. [31] unter Dache war. [32] welches draußen im Freien lag. [33] Zur Winterszeit. [34] gar seltsam war. [35] sehen lassen. [36] haben getragen. [37] neuzierige Mädchen und Knaben. [38] in die Klüfte und Schründe haben sie sich verkrochen.

3. D'Härdwibli am Strihä.[1]

(Oberhofer Mundart.)

Mä ghört nüt meh vo de Härdwiblenä. D'Lüt si affäh gar ful[2] und sit s'enä Aeschä gsträüt häigä,[3] sig ä si nümmä cho. Das si au Lüt gsi, wedder nummä chliligi,[4] und häi ne Mänschefuäß

Digitized by Google

und e Gäüßfuäß gha. Sie häigä de Lütä ghulfä z'Acher fahre;[5] do derfür häig n'enä d'Lüt, eb si ab em Feld hei sige, Wäija[6] uf e Pflueg gleit, und wenn si wieder anä cho sige, se häigä si Gold druf gha. Im Ifang[7] sigä sibä Hüser gsi und dörthi sige d'Härdlüt ammä z'Liächt.[8] Derno häig es Härdwibli inerä Frau d'Ristä a'gleit[9] und häig gsait, si söll's niäm säge,[10] und us der glichä Ristä häig si drü Johr chönne spinnä. Ihre G'vatteri häig si mängist gfrogt, wiä si's au mach, sie spinn allä wil und häig immer diä glichlig Ristä? Z'letzt het si's der G'vatteri gsait: es häigerä si 'nes Härdwibli a'gleit. Derno häig si aber numme no zweü Hüfli[11] chönne drus spinnä und sig demit abgsi.[12] Allwäg het si 'ringer gschwigä.[13] Mä sait d'Härdwibli sigä im Strihä innä und wäschä drinn, und dessetwägä lauf's Aeschäbrünneli z'all Mittwuchä und Fritig trüäb.

[1] Die Erdweibchen am Strichen, ein Berg in der Wiesenbergkette des Jura. [2] die Leute sind jetzt gar boshaft. [3] haben. [4] bloß nur ganz kleine. [5] den Acker pflügen. [6] Kuchen. [7] Name eines Mattlandes. [8] dorthin gingen die Erdleutchen zum Abendsitz. [9] einen Bund gehechelten Flachs oder Hanf an die Kunkel gewunden. [10] soll es niemand sagen. [11] zwei Häufchen, ein wenig Garn. [12] habe die Reiste, den gehechelten Flachs, abgesponnen. [13] jedenfalls hätte sie besser gethan, zu schweigen.

4. Das Kloster der Erdbiberli.

Vom Dorfe Frick an über den Kaistenberg und die Kinzhalde hin bis zur Stadt Laufenburg haben in den Höhlen des Jura und in den Felslöchern des Rheinufers Erdmännchen gehaust. Da schwärmten und schwirrten sie in der Wildniß herum wie Feld- oder Perlhühner, und wie diese in der Kindersprache Biberli heißen, so nannte man die Zwerge Erdbiberli. Wenn sie aber unter die Leute gehen wollten, so legten sie ihre Vogelgestalt vorher ab, sonst hätten sie nicht in Haus und Feld so gewandt mit wirthschaften können, wie sie im Dorfe Oeschgen thaten oder beim Bauern auf der Kinzhalde, dem sie jährlich beim Kornschnitt halfen. Er ließ ihnen dann zum Lohn für ihre Dienstfertigkeit auf jedem Acker zwei Garben stehen. Daraus bucken sie Pfefferkuchen, braun, hart und vollgetupft mit kleinen Löchlein, und noch jetzt nennt man diese nach dem Namen ihrer Erfinder Biberzelten. Das berühmteste Back-

Digitized by Google

werk solcher machten diejenigen, welche zunächst der Stadt Laufenburg in einer Waldhöhle wohnten. Hier hatten sie ihr Waldkloster und darin ging es denn auch genau und völlig nach den Mönchsregeln her. Während die einen beten mußten und den Kirchendienst abhielten, hatten die andern den Küchendienst. Vom Nachbarorte Kaisten aus konnte man ihrem Treiben manchmal zusehen. Die einen hielten eine Feldprozession ab und schritten dabei in Meßgewändern einher, die ihnen bis auf die Füße reichten; und andere, die indessen die Haushaltung führten, hatten weiße Zipfelkappen aufgesetzt und über die weiße Schürze her trugen sie einen Brustriemen geschnallt, der von hölzernen Milchkellen klapperte. Aber die Neugier der Leute ließ sie nicht in Ruhe. Es wurde ihnen einmal Asche in den Weg gestreut und seitdem sind sie verschwunden. Nachmals hat man bei ihrer Höhle Nachgrabungen gemacht und ist da allerdings auf Spuren einer unterirdischen Küche und auf vielfache Trümmer von Kochgeräthen gestoßen. Sogar ein steinernes Salzfaß soll ein Arbeiter tief im Boden mit herausgegraben haben. Allein man sagt, es habe sich zugleich ein so heftiges Klingeln dabei vernehmen lassen, daß die Leute um keinen Lohn länger bei der Arbeit bleiben wollten, und nachher sei die Höhle unauffindbar zusammengestürzt.

5. Die Geburtstanne.

In dem Dorfe Auenstein an der Aare ward einem Landmann ein Kindlein geboren, und zu derselben Frist begehrte eine fremde Frau Einlaß und Nachtquartier. Man hatte sie anfangs abgewiesen, dann aber gab man ihren dringenden Bitten nach und nahm sie auf. Als sie Tags darauf sich wieder auf den Weg machte, dankte sie ihrem Gastfreunde gar sehr, wünschte dem Neugebornen Glück und Wohlergehen, und mahnte die Hausbewohner alle, doch ja zu diesem Kindlein recht Sorge zu tragen. Denn ein Traum von einer hohen Waldtanne, den sie in dieser Nacht hier gehabt, deute leider darauf hin, wie es diesem armen Kinde bestimmt sei, wenn es einmal zwanzig Jahre alt geworden, sich erhängen zu müssen. Doch läßt sich, schloß das Weib, auch dieses Unheil abwenden, sobald ihr

Digitized by Google

das Kind von seinem ersten Sprechen und Spielen an nur recht sorgfältig gewöhnt, Alles im Namen Gottes zu beginnen. Die Hausleute säumten nicht, den Rath der Alten treulich zu befolgen; so wurde das Kind in Gottesfurcht auferzogen und wuchs zu einer schönen Jungfrau heran. Niemals hatte man es allein, nie ohne Aufsicht über Feld, nie ohne Begleitung zur Kirche gehen lassen, und ohne Unglück waren seine neunzehn Lebensjahre vorbeigegangen. Am frühen Morgen nun, da sein zwanzigster Geburtstag kam, weckte der Vater sein Kind, hieß es aufstehen und sich ankleiden, damit es mit ihm vom Hause fortgehe, ehe noch Jemand erwacht wäre. Diesen Tag sollte die Tochter mit ihm droben auf dem menschenleeren Berge zubringen, wo keine Gesellschaft und kein Bekanntenbesuch Anlaß zu einer unvorhergesehenen Gefahr geben konnte. Der Vater nahm Wein und Brot in das Quersäckchen, die Tochter trug das Körbchen, so gingen sie zusammen im Morgen durch die Bergmatten in den Wald hinauf. Die Jungfrau war voll Lebenslust über den unerwarteten Spaziergang. Beim ersten besten Waldbaum blieb sie stehen und maß ihn in ihrem jugendlichen Uebermuth. Ei, welch' eine schöne Tanne, rief sie dann frohlockend in einen mächtigen Baum hinauf; ach Vater, auf diese laß mich doch steigen! In Gottes Namen, so geh' und steig' denn hinauf, sagte der Vater. Aber mitten im Sprunge wendete das Mädchen sich um; ach Vater, sagte sie mit verwundertem Tone, nun kann ich's nicht mehr! Der Mann verstand dieses Wort und dankte Gott still im Herzen. Der ganze Tag verging ohne Unfall, nun war die Tochter erst gerettet.

6. Die Schloßmusik der Homburger.

Wie ein übergewaltiges Hausdach mit schnurgerader First und steil abfallenden Seiten streicht der Homberg an der Grenze des Frickthales und Basellandes stundenweit hin, und trägt auf seinen zwei entgegengesetzten bewaldeten Spitzen die Ruinen zweier Ritterschlösser, der Homburg und des Rechbergs. Eine beträchtliche Ebene liegt oben auf der Höhe; sie stürzt aber gegen Wittnau hin jäh ab, und die tiefen Risse und Schuttwände dieser Seite gehen weithin sichtbar wie hochrothe Rinnen durch den schwarzen Tannen-

Digitized by Google

wald in's Thal herunter. Als einst Joseph Hochreuter von Wittnau in einer klaren Sternennacht vom Baselbiet her über den Berg gestiegen kam, fand er diese ganze Ebene der weiten Länge nach gesperrt, ein doppelter Lebhag war in halber Mannshöhe darüber hingezogen und zwischen diesen zwei grünen Hecken lief pfeilgerade eine breite saubere Heerstraße. Während er den langen Hag anstaunte, wie etwas, das in dieser Nacht gesetzt und fertig gewachsen hätte sein müssen, begannen von Ferne her im Winde sich die Töne einer rauschenden Musik hören zu lassen; es war ein mächtig lautender Marsch. Erwartungsvoll stellte Joseph sich am Hage auf und blickte in die fremdartige Straße hinein. Bald kam auf ihr in der Richtung, in welcher die Ruine Homburg liegt, ein gewaltiger Zug heranmarschirt. Die Spitze bildeten kleine Knaben, auf welche größere folgten, alle so ebenmäßig und nach zunehmender Größe hinter einander gereiht, daß es gar lustig anzusehen war. Paarweise gingen sie einher, ein jedes Paar schritt, die Straße zwischen sich freilassend, gleichweit von einander entfernt, hart den innern Seiten der doppelten Hecke nach. Diese Junkerlein waren alle überein gekleidet und trugen, soweit die Nacht dieß zu unterscheiden gestattete, weiße Hosen und schwarze Röcklein. Ihnen folgte eine Schaar Männer nach, durchaus schwarz gekleidet, und unmittelbar hinter ihnen kam die zahlreiche Mannschaft einer Blechmusik, welche im Vorbeiziehen auf Hörnern, Trompeten und Posaunen gar mächtig aufblies. Jetzt kam eine Kutsche gefahren, mit sechs Rappen bespannt; sie war geschlossen wie ein hoher Postwagen und mit einer zahlreichen Gesellschaft von Herren und Damen besetzt. Hinter ihr erschien ein Schwarm winzig niedlicher Mädchen in weißen Kleidchen, sodann ein anderer von größeren Jungfrauen, und auch diese gingen paarweise innerhalb der beiden Seiten der Hecke. Ein Haufen Frauen in schwarzen Mänteln schloß endlich den Zug. Alles kam so zierlich und leicht einher, daß man keinen Schritt, keinen Huf der Rosse, keinen Laut der Wagenräder hörte; nichts vernahm man als nur die Musik, nach deren Takt sich alles bewegte. Staublos blieb die Straße, als gingen diese zahlreichen Schaaren über lauter Schnee. Alles schien, als ob es mit dem Wehen des darüber spielenden Windes hergebracht und fortbewegt

Digitized by Google

würde. Was aber den Betrachter am meisten in Erstaunen setzte, war Folgendes: Anstatt daß sich Heerweg und Hecke nach Beschaffenheit des steilabfallenden Hombergs am Ende der Hochebene gleichfalls hinabgesenkt hätte, setzte sie sich in der Richtung, wie sie unten von dem Schlosse Homburg aus begann, zum Schlosse Rechberg hinüber fort und ging also, wo die Tiefe begann, geradeaus durch die Luft weiter. Dieß alles geschah beim klarsten Sternenschein. Als nun Hochreuter weiter gegen die Höhe des Berges hinlief, um von da aus noch zuzuschauen, wohin das Ende des Zuges sich wenden werde, trat plötzlich eine stockende Finsterniß ein und verschlang zusammen Hag, Straße und Prozession. Und damit brach ein so furchtbares Unwetter los, daß er alle Unerschrockenheit aufbieten mußte, um nur noch seinen Weg über den Berg hinab zu finden.

Immer hört man jene Musik wieder, so oft im Sommer ein schweres Gewitter anzieht; sie tönt mit solcher Macht, daß man sie schon auf den Wölfliswyler Feldern, also wohl eine Stunde weit entfernt, deutlich vernommen hat.

7. Das Erhängenspielen.

In Würenlos liefen die Buben des Dorfes müßig auf der Weide herum und beriethen sich, welche Spiele bis zu Ende des langen Tages etwa noch zu machen wären. Da ihnen kein neues einfiel, so sollte nun derjenige, welcher in allen vorigen stets verloren hatte, zur Spielstrafe sich eine Zeit lang aufhängen. Er willigte ein unter der Bedingung, daß man ihm, sobald er die Füße schlenkern lasse, gleich helfe, bestieg den nächsten Weidenbaum und ließ sich mit der Geißelschnur an den Ast knüpfen. Im gleichen Nu rauschte ein prächtiger Vogel mit schimmerndem Gefieder aus dem Weidenbaume auf, und während die ihm nacheilten, die ihn zuerst gesehen, vernahmen die andern eine so verführerisch lockende Musik, daß auch sie zusammen der Gegend zueilten, von welcher der Ton herüber zu spielen schien. Als beide Haufen enttäuscht wieder zur Weide zurückkamen, hing ihr Kamerad völlig erstarrt an der Geißelschnur.

Digitized by Google

8. Die beiden Lebenslichter.

In der Stadt Laufenburg lag eine alte Frau im Sterben. Als ihr Ende kam, sah man auf ihrem Nachttischchen plötzlich zwei schöne Lichtlein leuchten, von denen das eine etwas früher erlosch als das andere, und in demselben Augenblicke that dann auch die Frau ihre Augen auf immer zu. Als man nun ihre Schwester, die im Schwabenlande wohnte, zur Seelenmesse abholen wollte, kam man eben zu ihrem eigenen Leichenbegängniß, und die beiderseitigen Trauerboten hatten sich unterwegs getroffen.

9. Der lebendige Stock an der Etzger Fähre.

Zu Hauenstein hörte der Fährmann Nachts vom schweizerischen Rheinufer her rufen: Hol! hol! Ungesäumt fuhr er hinüber, fand aber Niemand. Er kehrte also um, hatte aber kaum das andere Ufer wieder erreicht, so ertönte von neuem der Ruf: Hol! hol! Zum zweiten Mal trieb er sein Schifflein durch die Wellen, und sah sich zum zweiten Mal getäuscht. Unwillig steuerte er zurück, sprang an's Land und band verdrießlich den Kahn an den Landungspfahl. Eben schickte er sich an, fort zu gehen, da scholl's zum dritten Male über die Wasserfläche: Hol, hol! Trotz dem Mißmuth machte der Fährmann den Weidling wieder los und fuhr hinüber, rief aber, wie er an's Land stieß: Nun denn, wenn etwas von Gott da ist, so soll's jetzt kommen, denn bin ich auch dießmal umsonst gefahren, so ist's heut Nacht zum letzten Mal. Kaum hatte er das gesagt, so rollte von selbst ein Stock ihm in sein Fahrzeug und blieb drin liegen, bis der Fährmann wieder an's jenseitige Ufer stieß. Da aber richtete er sich plötzlich auf und sagte zu dem erschrockenen Schiffer: Dreimal habe ich diese Gegend verwildern gesehen, und hättest du nicht drei Mal dein Schifflein durch den Rhein gelenkt, so hätte ich wieder bei meiner Eiche harren müssen, bis eine Eichel herabgefallen und ein Baum daraus empor gewachsen wäre, aus dem man eine Wiege zimmern und meinen Erlöser hätte schaukeln können. Jetzt aber reich mir die Hand, denn auch du wirst bald wie ich ein Kind der Seligkeit.

Digitized by Google

Vorsichtig hielt der Fährmann dem unheimlichen Gaste die Schalte entgegen, starb aber nichts desto weniger kurze Zeit nachher. Die Schalte wurde von nun an nicht mehr gebraucht, sondern aufbewahrt, um noch jetzt allen Neugierigen gezeigt zu werden, denn alle fünf Finger des Unbekannten finden sich in dieselbe eingebrannt.

10. Die goldenen Kohlen.

Dem Altmüller war eine Base gestorben und zwar eine hochbetagte und geizige, daß er seine Betrübniß wohl mäßigen konnte, zumal morgen schon der Tag für ihn da war, ihre ziemlich beträchtliche Erbschaft in Empfang zu nehmen. Er hieß also den Knecht Wägelein und Geschirr für morgen herrichten, und befahl der Magd, das Frühstück auf Schlag fünf fertig zu haben. Letztere nahm sich des Meisters Befehl so zu Herzen, daß sie vor aller Zeit schon erwachte, den hellen Mondschein für die Morgenhelle hielt, und in die Küche hinab sprang, um Feuer zu schlagen. Allein der Zunder war feucht und sie brachte kein Licht zusammen. Darüber schaute sie noch einmal nach dem Tag zum Küchengucker hinaus und gewahrte draußen ein Feuerchen, nur zwanzig Schritte entfernt brannte es hübsch ruhig auf der Hauswiese. Sie lief drum schnell mit dem Kohlenbecken hinaus, um sich die Gluthen für des Herrn Frühstück herbei zu holen. Dorten angelangt, findet sie drei Männer, in weiße Tücher eingehüllt, um das Feuer sitzen. Bescheidentlich fragt sie, ob sie sich ein paar Kohlen nehmen dürfe und bringt alles mit in Verbindung, der Base Tod, des Müllers Erbschaft und die Morgensuppe. Als die Männer gänzlich stumm blieben, nahm sich Katharine etliche Kohlen, dankte hübsch und ordentlich dafür und machte sich in's Haus. Aber da sie die Kohlen auf den Herd schüttet, sind sie schon erloschen. Sie macht also wiederum den Gang zu den Männern am Feuer, grüßt, nimmt und dankt abermals und bringt das zweite Becken voll in die Küche zurück; doch auch dießmal ohne andern Erfolg, die Kohlen sind todt. Ihre Angst, der Müller werde erwachen, treibt sie zum dritten Male hin, wo die drei Männer noch immer sitzen. Als sie das frisch gefüllte Becken aufnimmt, sagt der Aelteste warnend, nun komm nicht wieder!

Digitized by Google

Erschrocken kam das Mädchen in die Küche zurück und leerte die Kohlen aus, sie waren und blieben erloschen. Da schlug es plötzlich drüben im Dorfe Mitternacht, und um das Haus krachte es laut auf. Feuer und Männer draußen, alles war wie weggeblasen. Katharine kroch zu tiefst unter die Bettdecke. Jetzt aber verschlief sie sich wirklich. Es war schon sechs Uhr, da der Müller in die Stube herüber kam und keine Schüssel und keine Katharine fand. Als er sie draußen in der Küche suchte, sah er den Herd mit Gold überschüttet; in dreifachen Haufen lagen die Dukaten über einander, eine weit größere Summe, als er heute aus dem Erbe bekommen sollte. Doch er war mit dem Seinigen zufrieden und ließ dem Mädchen, als sich nun alles aufklärte, rechtschaffen das Ihrige.

11. Der ausgebrochene Knochen vor Gericht.

Einst wurde zwischen den Dörfern Goutenschwyl und Zetzwyl ein todter Mann auf der Straße gefunden, der alle Spuren eines gewaltsam erlittenen Todes an sich trug. Als man dem vergebens nachgeforscht hatte, kam man auf den Einfall, der Leiche einen Knochen auszubrechen und ihn an den Zug der Schloßglocke zu Lenzburg zu hängen, wo Jeder läuten mußte, der beim Landvogt Recht oder Almosen suchte. Lange Jahre war der Knochen zwecklos so angebunden gewesen, als einmal ein bettelnder Greis die Schelle zog und plötzlich darüber mit Blut bespritzt war. Er wurde verhaftet und gestand, in seiner Jugend jenen Mann angefallen und ermordet zu haben.

12. Der Wechselthaler.

Außerhalb des Städtchens Mellingen war vor etwa siebzig Jahren eine Schenke, in der ein vorüberreisender Handwerksbursche neben den ordentlichen Stammgästen seinen Schoppen trank, und beim Weggehen einen Thaler wechseln ließ. Die Wirthsfrau hatte das Geldstück nicht besonders genau betrachtet, es eingenommen und das Betreffende darauf hinausgegeben. Es kamen, da es Sonntag war, immer mehr Gäste nach; sie mußte einem Manne

Digitized by Google

aus einem benachbarten Dorfe auf's neue einen Thaler wechseln, und dabei kam ihr derjenige wieder in die Hand, den sie eben erst eingenommen hatte. Jetzt schien er ihr gar wunderbar zu sein, und sie erzählte davon den Leuten. Diese ließen ihn am Tische herum gehen, und mehrere erklärten, das sei ein Wechselthaler, auf der Stelle solle ihn die Frau von ihrem übrigen Gelde wegthun, damit er es nicht alles zusammen mit sich fortführe. Ein Wechselthaler ist nämlich ein solches Geldstück, welches seinem ersten Besitzer, so oft er es auch ausgiebt, nicht bloß immer wieder in die Tasche zurückkehrt, sondern ihm auch das fremde mitbringt, bei welchem es unterdessen gelegen hat. Die Frau ließ sich nicht gerne bereden, doch entschloß sie sich endlich, ihn durch einen Mann, der sich darauf verstand, mit einem Nagel an die Holzwand des Schenkzimmers schlagen zu lassen, damit hier jeder Einkehrende erfahre, was für ein Aussehen solch ein Heckthaler habe. Er wurde nun aufgenagelt; nach etwa einer Viertelstunde bemerkte man, daß er anfange, sich um den Nagel ruckweise herum zu bewegen. Dann ward das Drehen immer rascher und ging zuletzt so schnell, daß er pfiff und schnurrte. Plötzlich stand er aber still und blieb für immer unbeweglich.

13. Der Alte von Villigen.

Vor alter Zeit baute ein herrlicher Ritter von Villigen gleich ob dem Dorfe auf einer hohen Spitze und Ecke des Geißberges an einem von Natur wohl bewahrten Orte eine feste Burg, dergleichen im Lande nicht war. Er nannte sie Besserstein. Es hatte aber der bemeldete Ritter zwei junge Söhne, die ließen verlauten, wie sie nach ihres alten Vaters Tode etliche Nachbarn durch Hilfe ihres starken Schlosses bekriegen und das Land umhin schädigen wollten. Der Ritter und Vater erfuhr diese Rede und das Vorhaben seiner Söhne. Da ließ er vorerst aus dem Schlosse Besserstein hinaustragen Alles, was darin war, und darnach berief er die beiden Söhne zu sich und sprach zu ihnen: „Liebe Söhne, ich habe dieß starke Schloß mir, euch und unsern Nachkommen zu Trost und dem gemeinen Lande zu Nutz und Frommen erbaut.

Digitized by Google

Bin ich nun recht berichtet worden, so habt ihr euch nach meinem Ableben Schlimmes zu thun vorgenommen, und wollt eure Nachbarn bekriegen und das Land unthin schädigen. Ich baute die Veste nicht zu einem Räubernefte und will nicht, daß daraus Land und Leute geschädigt und verderbt werden!" Darauf befahl er seinen Söhnen und Leuten, das Schloß selbst zu verbrennen. Das war eine ritterliche That und wohl würdig, aufgezeichnet zu werden. Und nur zu bedauern ist, daß die Chronik vergessen hat, uns den Namen des edeln Ritters und das Jahr, wann das geschehen ist, mitzutheilen.

14. Der Ring von Hallwyl.

Ein alter Edelmann von Hallwyl hatte einen einzigen Sohn, Namens Johannes. Der gelobte mit andern Edelleuten, eine Reise nach dem heiligen Grabe zu thun. Obwohl der alte Vater den Sohn nicht gern ziehen sah, so mußte er es dennoch geschehen lassen. Vor der Abreise nahm der alte Herr von Hallwyl einen goldenen Ring von seinen Fingern, und den brachen sie mit einander entzwei. Davon mußte der Vater einen Theil und der Sohn den andern Theil des Ringes behalten. Der Vater versprach, seinen Theil des Ringes bei seinem Absterben dem Beichtvater oder sonst einem vertrauten Freunde auf ein Gelübde hin zu geben. Wenn nun der Sohn wieder gesund und frisch von seiner Reise komme, so habe der Beichtvater oder Freund das Stück Ring vorzuweisen, gleiches soll auch der Sohn thun, und wenn dann beide Theile des Ringes zusammen gehören, so soll dieser der rechtmäßige Herr des Schlosses sein und bleiben.

So reisete der Sohn hinweg und blieb bei zwanzig Jahren in der Fremde. Inzwischen starb der alte Herr von Hallwyl, und wegen des langen Ausbleibens des Sohnes wurde das Schloß zu einem Kloster gemacht. Allein was geschah? Da kam eines Tages der junge Ritter von Hallwyl mit einem Diener daher geritten, und sah die Veränderung des Schlosses. Er ließ aber hiebei seine Pferde einstellen und klopfte an der Pforte selbst an. Der Pförtner kam und fragte den Herrn, wer er wäre? Er gab zur Antwort: Man solle ihm das Schloß öffnen, er wäre der junge Ritter von

Digitized by Google

Hallwyl. Da lief der Pförtner und zeigte dieses dem Prior des Klosters an, welcher mit der ganzen Geistlichkeit daher kam, und begehrte das Wortzeichen von dem Ritter von Hallwyl. Da zog der Prior vorerst den halben Theil des Ringes, so ihm von dem Alten von Hallwyl übergeben worden, hervor, und so zog auch der junge Ritter von Hallwyl seinen halben Theil des Ringes hervor, und sie hielten sie gegen einander. Und weil diese beiden Ringstücke zusammen gehörten, wie Jedermann gleich erkannte, so mußten die Mönche gern oder ungern dem Herrn von Hallwyl den Platz räumen und das väterliche Schloß abtreten, welches zu einem Kloster gemacht war.

15. Die Hand im Stein zu Olsberg.

Die Gräfin Bertha von Thierstein, welche eine Aebtissin war des ehemaligen Klosters Olsberg, hatte einen Hofmeister oder Kastenvogt, welcher gegen die armen Leute rauh und unmild war. Auf eine Zeit kam ein Mann, der klopfte an dem Thor des Klosters an und begehrte etwas um Gottes willen. Der Thorwächter aber wies ihn ab und sagte, das Kloster hätte viel durch Brand gelitten und man hätte nichts auszugeben. Der Mann aber wollte sich nicht abweisen lassen. Da ward es dem Hofmeister angezeigt, der gings stracks heraus, den Armen unwirsch zu behandeln. Wie er aber unter das Thor kam, da sagte der Arme: Date et dabitur vobis (Gebet und es wird euch gegeben werden) und mit den Worten verschwand er. Der Hofmeister erschrak sehr und erzählte es alsbald der Aebtissin, die ihn schon oft seiner Rauheit willen mit ernsten Worten gestraft; da befahl sie, man solle künftig Niemanden mehr mit leerer Hand gehen lassen, der ein Almosen begehre.

Als aber der Arme jene Worte: Date etc. sprach, drückte er seine offene Hand in einen Stein, der bei dem Thore war, und es blieb die ganze Form der Hand in dem Steine, wie wenn sie in Wachs gedrückt wäre. In dem Bauernkriege hat man den Stein hinweggeführt, er ist aber noch in einem nahen Dorfe vorhanden.

Digitized by Google

16. Die fromme Zofingerin.

Anno Domini 1519 was die Pest zu Zofingen, da was ein alt Wittib, die hieß Anna Dulliker, die hat zwey Kind, die auch den Presten hattent, und gieng die gut Fraw all Tag zu dem Bildhüsly, das vor der Statt was, und bettet do zu der Mutter Gottes das sy ihr Kindlin erhalten wolt, und versprach jr wen sy das thet, das sy jr das Hüslin wider wolt buwen lassen, dan es vast zerfallen was. Do genasend die Kind, und spart die Fraw jr Geldlin zusamen, damit sy jr Gelübd erfüllen möcht.

Aber do kam die zwinglisch Ler uf, und thet man auch ze Zofingen die Bilder aller Orten weg, die Fraw aber wolt den nüwen Glauben nit annemmen, und zog do man jr zusazt, heimlich von Zofingen fort, und do sy zu dem Bildhüslin kam, do warend Werklütt da, die das schlißend, do bat die Fraw, das sy jr das Bild liesend, und koufts inen ab und wolts mit sich forttragen, das konnt sy aber nit, dann es jr ze schwer was, do sy ouch jr klein Kind und jr Bündlin tragen mußt, do dingt sy ein Mann der ihrs tragen solt, der was aber der nüwen Ler ein yfriger Anhenger, und spottet der guten Frawen, und wenn ein Wyl gangen was, se sagt er, dyn Götz wird mir ze schwer, ich will jn in Graben werffen, des erschrak dan die Fraw und bat jn weinend das er wyters gieng, do fordert er wider Gelt von jr, und das trib er so lang biß die arm Fraw kein Gelt mer hat, do warf er das Bild in die Studen und luf darvon. Aber die Fraw sazt sich zu jm und wußt nit wie sy es wyter bringen solt, und hoft daß jemand des Wägs kam, der jrs tragen half. Do hat das eint Kind Blumen g'sucht, und fand da zu den Füßen des Bilds ein silbern Pfenning, den zeigt es der Mutter, und do sy auch sucht, und an dem Ort nachgrabt, do fand sy ein Hafen, der was voll solcher heidnischer Pfenning wie man solcher in diser Gegne mer funden hat, und erkant do die Gnad der heiligen Jungfraw erst recht, die sy von jr Trüwe willen rycher macht als sy vor nie was, und gab do ir Bild einem Bursman, der mit synem Roß nach Sursee fur, und sazt ir Kind auch daruf, und erzalt do in der Statt was jr begegnet was, des sich menklich verwundert, und die gnadenryche Muter hoch verehrt biß uf den hütigen Tag.

Digitized by Google

17. Die beiden Wartburger.

Zwischen Aarburg und Olten erhoben sich ehedem auf zwei nahen Bergspitzen die beiden Wartburgen. Die südliche, nunmehr eine Ruine, gehört zum Aargau; die nördliche dagegen liegt im Kanton Solothurn, und ist auch unter dem Namen Sälischlößli bekannt. Einst gehörten die beiden Burgen zwei Brüdern, deren Vater so gut als reich und ein wackerer Ritter, aber ein unglücklicher Mann war. Denn frühe verlor er sein treues Weib, und seine beiden Söhne machten ihm nur das Leben sauer. Von Kindesbeinen an waren sie einander feind, und mit den Jahren wuchs ihr gegenseitiger Haß. Oft suchte sie ihr Vater zu versöhnen, aber nie mit Erfolg. Frühzeitig bleichte der Kummer seine Haare, und in den besten Jahren eilte er dem Grabe zu. Noch auf dem Todbette ermahnte er seine Söhne, die unselige Feindschaft aufzugeben und, einen Augenblick durch seine Bitten gerührt, versprachen sie mit Hand und Mund, sich fortan wie Brüder zu lieben. Aber bald kehrte der böse Geist des Hasses wieder bei ihnen ein, und durchbrach endlich jede Schranke. Nach vielen Zänkereien erklärte der ältere Bruder, der die Stammburg ererbt hatte, er werde den jüngern Bruder nicht mehr auf derselben dulden, und zornig entfernte sich dieser, indem er schwur, nicht weit zu gehen, sondern dem Aeltesten zu Leide in der Nähe zu bleiben. Darauf baute er der Altwartsburg gegenüber auf dem andern Hügel die Veste Oberwartburg, oder machte sie doch, wenn sie schon vorhanden war, bewohnbar.

So sahen sich denn die Brüder fast täglich, aber sie sprachen nicht mit einander und suchten sich nur zu ärgern und zu schädigen. Nach und nach mehrte sich der Haß noch und schwere Drohungen, welche von beiden Seiten gefallen waren, ließen bereits eine fürchterliche That ahnen. Nie gingen sie unbewaffnet aus; nie traten sie auch nur an das Fenster oder auf die Zinnen der Veste, ohne die größte Vorsicht zu beobachten. Einmal stand der jüngere Bruder auf der Zinne und sah, wie der ältere die Armbrust spannte; da ergriff auch er seine Armbrust und legte den Bolzen auf. Zu gleicher Zeit schwirrten beide Geschosse von Burg

Digitized by Google

zu Burg und in demselben Augenblicke sanken die Brüder in's Herz getroffen zu Boden. Niemand mochte nach ihnen die Burgen, auf denen der Fluch des Brudermordes haftete, bewohnen; und schnell sanken sie in Trümmer, und erst einige hundert Jahre später bauten die gnädigen Herren und Obern von Solothurn die Oberwartburg wieder auf. Das Schicksal hat es auch gewollt, daß das Altschloß zu Solothurn, das Neuschloß zu Aargau gehört, gerade als müßten beide Vesten zur Strafe getrennt sein für immer.

18. Der Stiefelireuter.

In frühern Zeiten ließ das reiche Kloster Muri seine weltlichen Angelegenheiten durch einen eigenen Vogt verwalten. Diesem Vogt gab es alle sieben Jahr einen frischen Schimmel, auf welchem er die Ländereien des Gotteshauses kreuz und quer durchreiten, säumige Schuldner mahnen, läßige Arbeiter antreiben und überhaupt für das zeitliche Heil seiner geistlichen Herren ein stets offenes Auge haben mußte. Dieser Vogt — es war der erste und der letzte, welchen das Kloster anstellte — war ein bös und hässig Männlein. Für das zeitliche Gedeihen hatte er ein stets offenes Auge und eine stets offene Hand und zwar eine mit recht langen Fingern. Dafür war sein Herz verschlossen und fest vernietet und vernagelt wider die Klagen der Armen und die Bitten der Dürftigen. Baten ihn unglückliche Leute um Schonung, zog er seine dicken Brauen zusammen; besonders aber ärgerten ihn die Thränen der Wittwen und Waisen. Der Vogt trug stets großmächtige Stulpstiefel, die ihm bis weit an die Schenkel reichten. Und wenn diese Stiefel in den Bügeln saßen, dann ging der Schrecken vor dem, der sie trug, durch's ganze Land. Die Leute bückten sich hinter die Hecken und die Kinder stoben links und rechts von der Straße und schrieen: Der Stiefelireuter kommt! der Stiefelireuter kommt! Sie hätten ihn eher „Stiefelireuterli" heißen sollen; denn er war klein und „b'ring" von Gestalt, hatte aber einen bedenklich großen Kopf, grimme Augen, einen starken rothen Bart und einen hässigen verkniffenen Mund. Kurz und gut, der Stiefelireuter war unter den Menschen, was die Scheuche unter den Vögeln. Aber wie man

Digitized by Google

ringsum ihn haßte und fürchtete, im Kloster war er beliebt und angesehen sogar. Hätte der Abt, der ein gar frommer Herr war, einmal den Weg unter die Füße genommen und nur im Umkreis einer halben Stunde vertrauliche Nachfrage gehalten, er würde schaudersame Dinge über den Klostervogt vernommen haben. Die Leute würden ihm gesagt haben, wie der Vogt sich nicht mit der zehnten Garbe begnüge, sondern handkehrum eine eilfte und zwölfte auf den Zehnthaufen werfe; wie er des Nachts das Heu von den Matten stehle, im Vorbeireiten die Scheiterbeigen der Nachbarn verdünnere und in den Baumgärten das Obst aus den Zweigen herunter hole; wie er die Armuth schonungslos aus der verschuldeten Hütte stoße und hilflosen Kranken das letzte Lacken unterm Leibe wegreiße, und wie er gar des ewigen Richters spotte und das Kreuz am Wege anspeie. Die letztere Angabe würde den hochwürdigen Abt ohne Zweifel am meisten überrascht und mit Entsetzen erfüllt haben; denn der Stiefelireuter geberdete sich im Kloster wie die Frömmigkeit selber. Da er beim Abte und Convent von Muri im besten Ansehen stand, wagte Niemand, ihn zu verklagen, und sein Unwesen wurde immer größer.

Jenseits Schongau, auf Luzerner Grund, wohnte eine fromme Person, die in ihren alten Tagen ihr hübsches Bauerngut der Abtei Muri vermachte. Das war dem habsüchtigen Stiefelireuter ganz erwünscht, sogleich ritt er auf jenen Hof hinauf und durchmusterte ihn. Dann trat er in's Haus ein, wo die alte Frau eben bei der Suppe saß, und erklärte ihr, die Besitzung sei für das Kloster nicht sehr von Nutzen, so lange dieselbe noch durch ein kleines, dazwischen liegendes Gütchen unterbrochen werde, das nothwendig mit zum ganzen Bauernhof gehöre. Sie möge zum Frommen des Klosters und ihres eigenen Seelenheils durch einen Beisatz in ihrem Testamente bestimmen, daß dieses Gütchen mit in das Erbe des Stiftes falle. Darüber wurde die Frau so aufgebracht, daß sie von ihrer Suppe aufstand und dem Stiefeli mit kurzen Worten die Thüre wies. Denn eben jenes Gütchen, das nur aus ein paar Wiesen und Aeckern bestand, gehörte ihrer Bruderstochter, die hier in einer Strohhütte wohnte. Und gerade in der sorgsamen Absicht, diese verlassene Frau in ihrer ärmlichen Hütte auch später noch

Digitized by Google

geschützt zu wissen, hatte die Schongauerin im Testamente das Kloster zum alleinigen Gutsnachbar ihrer Anverwandten gemacht. Der Stiefeli aber wußte sich hierin zu helfen. Er bemächtigte sich der Pergamentrolle, welche die Schongauer Vergabung enthielt. Und da er sich schon frühzeitig mit Erfolg auf die Nachbildung aller möglichen Handschriften verlegt hatte, so setzte er mit glücklich verstellter Hand zwischen Text und Unterschrift des Testamentes jener Schenkung noch die Worte hinzu: „sammt dem Hüttlein und dem Gute, das bis dahin meines Bruders Tochter inne gehabt hat." Bald kam es nach dem Tode der Stifterin über die verfälschte Urkunde zum Rechtsstreit. Der Stiefeli aber beendigte ihn damit, daß er auf dem streitigen Grundstück den Eid ablegte, „so wahr sein Schöpfer und Richter über ihm, so wahr stehe er auf des Klosters Grund und Boden." Kaum war der Schwur heraus, so stieß er einen furchtbaren Wehschrei aus und wälzte sich in Todeszuckungen auf dem Wieslande herum. Als man ihm die Kleider aufknöpfte, sah man, daß es sein falscher Schwur war, der ihm den Hals gebrochen hatte. In seinem dicken Schopfe fand man Schöpfer und Richter (Löffel und Kamm) versteckt, seine Stiefel aber waren mit Erde aus dem Klostergarten von Muri angefüllt.

Nun ist er zum Landesgespenst geworden, das mit verdrehtem Haupte auf einem Schimmel Nachts auf allen Feld- und Waldwegen umherreitet.

Digitized by Google

Appenzell.

19. Der Urwald auf dem Alpstein.

Es ist eine uralte Sage, welche schon in handschriftlichen Chroniken erwähnt wird, daß sich im Alpsteingebirge, zu welchem der hohe Säntis, der alte Mann und die umliegenden Berge gehören, ein einsamer, wilder Urwald befindet, den die alten, vom Wind umgestürzten und langsam vermodernden Tannen unzugänglich machen. Dort ist die Zufluchtsstätte der wilden Thiere, welche so vor der Ausrottung bewahrt bleiben. Nur wenigen Jägern ist es aber bis jetzt gelungen, den unheimlichen Wald aufzufinden, Keinem aber, in ihn einzudringen, da er durch einen Bann geschützt ist, welchen Niemand zu brechen vermag.

20. Die Bergmännlein des Alpsteins.

In den zahlreichen Krystallhöhlen des mächtigen Alpsteins hausten einst ganze Schaaren lebhafter Zwerge. Sie hüteten die Sennten frommer Hirten und die Gemsen des Gebirges, und waren, wenn's Noth that, mit nächtlicher Hilfe bereit im Heuet und Emdet und im Stalle mit Melken und Schoren. Ihr König wohnte oben in der reizenden Höhle des Wildkirchleins, wo auch ihre Kirche war. Hieher gingen ihre Hoffahrten in stillen Nächten, Paar um Paar, voran die Leuchtenträger mit Lichtlein in gläsernen Häfelchen auf den Köpfen unter seltsamer Musik und Gesang. Von hier zogen sie durch den langen Felsengang hinauf zur luftigen Ebenalp zu ihren niedlichen Tänzen, und von hier zogen sie aus

Digitized by Google

zu ihren freundlichen Hilfleistungen. Wie anderswo sind sie auch hier mit der Einfalt des Glaubens und den guten alten Sitten verschwunden, und mit ihnen sind auch die Rehe und Hirsche, die einst mit dem Rindvieh friedlich in der Alp „ob dem Rehfach" geweidet, weggekommen, und mindern sich die Gemsen immer mehr von Jahr zu Jahr.

21. Entstehung der Ebenalperhöhle und des Schutzengelfestes. [1]

Es sönd früener [2] dei [3] bim Escher omme=n=ond uf der Ebenalp all Nächt e verzwiffleti Schaar Häxe=n=ond Drake=n=omme grette=n=ond omme tanzet, (ond der Töhfel selb ischt au debei gsee,) ond hönd [4] der en Lärme=n=ond e Gschrää gha [5], as wie gnarret, daß me's [6] bes in Seealpsee abi [7] ghört hät. Ond do ischt emol anere schöne Mohschiinacht [8] en Handbueb [9], wo [10] äbe gsohmeret [11] hät, drob verwachet, ond hät de Häxetanz äbe=n=au gsehe, ond hät e [12] ihn, wie billig, verzwahngt [13] loschtig düecht. Do goht er zue der greuschte [14] vo dene Häxe=n=ani [15], ond hät er [16] es gofferirt, er möcht au methalte. Do sät die Häx: jo friili, ond get [17] em e Buech ani, ond sät em, er föll si do inne=n=onderschriibe, daß er wöll 's Töhfels see [18], denn töhrf er methalte. Der Bueb hät aber die Pflenz [19] waul kennt, ond nehnt [20] das Buech, ond goht mit dei zuem Escher ani, gahd [21] wo jetz 's Wildchölcheli [22] ischt, ond onderschriibt si bi de dreu höchschte Nemme [23], ond wie der Bueb die dreu höchschte Nemme gschrebe hät, sönd der die Häxe verfloge, gahd recht wie bsässe, ond der Töhfel ischt ase [24] gahd hönderem zuni [25] gstande, ond hät em öber d'Achsle glueget [26]. Der hät i der Täubi [27] ond im Schrecke gahd frisch met äm Satz wölle=n=uf de Schöfler ui, [28] ond hät si met de Chlaue=n=om avel [29] fescht i d'=Felseblatte=n=ine klammeret, daß er de Sprung recht fasse chönn, daß me=n=ämel sini Tatze, wo=n=er gmacht hät, jetz no im Felse sieht bim Escher obi, i will en Chäzer [30] see, wenn's nüd wohr ischt; 's hät si aber gliilig [31] nüd möge g'gee [32] mit dem Springe, der Narr hät si fiz [33] fest ihklammeret; do schlüüft [34] er bi Gotts i der Verzwiiflig zuem Felse=n=i, ond der Bueb metem Buech

Digitized by Google

Schrett för Schrett nohi.[35] Hönderschi[36] hät der Töhfel do natürli nüd dörfe, ond schlüüft halt vorwärts, vorwärts dör[37] de Felsen-ini, bes er z'letscht of Ebenalp usi cho[38] ischt. Dei[39] ischt er do i d'Löft, ond der Bueb hät e gad[40] noh gsehe hönderm Schöfler ai keije;[41] jetz vom säbe-n-a[42] ischt do halt d'Ebenalperhöhli etstande, ond hät me-n-alli Johr ame gstüfte[43] Tag e Fescht dei obi, ond thuet ui[44] wallfahrte ond zuem Schotzengel bete, daß er die Töhfel ond die Häxe nomme zuni[45] läß, ond Sorg hei[46] zuem Vääch[47] ond zue de Lüüte, wo do obe sohmerid[48].

[1] Oestlich an einem steilen Abhang einer Appenzeller Gebirgskette liegt eine kleine Kapelle, das „Wildkirchlein" genannt. Von dieser Kapelle weg führt gegen Westen eine große Höhle auf eine große Wiese hinaus, „die Ebenalp" geheißen, wo alljährlich das Vieh übersommert. Zunächst an dieser Alp liegt westlich der „Schäfler", ein sehr hoher Berg; von dort herab südlich gewahrt man in schauriger Tiefe den Seealpsee. „Escher" ist der Name einer kleinen Bauernhütte, wenige Schritte südlich vom Wildkirchlein. Alljährlich am ersten Sonntage im Juli wird in dieser Kapelle Messe gelesen, wozu sich immer sehr viele Andächtige einfinden. Dieser Festtag heißt „Schutzengelfest". [2] früher. [3] dort. [4] haben. [5] gehabt. [6] man es. [7] hinab. [8] Mondscheinnacht. [9] Küherjunge. [10] welcher. [11] das Vieh den Sommer hindurch gehütet. [12] ihn. [13] verteufelt. [14] größten. [15] hin. [16] hat ihr. [17] giebt. [18] sein. [19] den Firlefanz. [20] nimmt. [21] gerade. [22] Wildkirchlein. [23] Namen. [24] so. [25] hinzu. [26] geschaut. [27] Wuth. [28] hinauf. [29] um so viel. [30] Ketzer. [31] gleichwohl. [32] geben. [33] sich allzu. [34] schlüpft. [35] nach. [36] hinter sich, rückwärts. [37] durch. [38] gekommen. [39] dort. [40] ihn nur. [41] hinab fallen. [42] von selbigem an. [43] an einem festgesetzten. [44] hinauf. [45] nicht mehr hinzu. [46] habe. [47] Vieh. [48] welche da oben übersommern.

22. Die Alp Fählen am Säntis.

Einst zog ein Senn mit seinem Sennthum[1] in die Glücksalp; die war an einem See gelegen, dessen grüne Ufer sich lieblich in den klaren Fluthen spiegelten. Er weidete in den sonnenreichen Wochen des Sommers auf der kühlen Höhe mit frohem Muthe seine Heerde. Als nun beinahe das meiste Gras geätzt war, — es war an einem Freitag im Nachsommer — da kam mit schnellem Sturmeswehen ein furchtbares Gewitter. Die Blitze zuckten wie in nächster Nähe und der Donner brach sich krachend an den Felswänden und rollte dumpf verhallend an dem weiten Gebirgszuge dahin. Die Heerde stand, als bannte sie ein stummer Schrecken, unweit des Sees: da plötzlich brach von Roßlen her ein Bergsturz

Digitized by Google

los. Die Erde erbebte, gewaltige Felsenmassen rollten in den See und mit Schutt bedeckt in einem Augenblicke war der schönste Theil der Alp. Die Heerde war bis auf zwei Kühe und dem Stier verschwunden. Da wagte es der Senn nicht länger, auf der Höhe zu verweilen. Er hängte den zwei Kühen und dem Stier die drei Sennthumschellen an und zog an dem Gestade des Sees entlang mit diesem kargen Reste seiner Heerde dem Thale zu. Sein Herz war trüben Muthes, und grolleyd mit dem Geschicke sprach er: „Ich wollte nur, der Donner schlüge auch diese Drei hinunter in die Tiefe! Es ist doch besser nichts, als solch elender Rest!" Kaum aber war das Wort gesprochen, da löste sich hoch oben ein Felsenstück und warf das arme Vieh zermalmt hinunter in den See. Der Senne stand, als habe ihn der Blitz gerührt; er rieb sich halb betäubt die Stirn und rief: „Do het's mer g'fählt, oud öbel gfählt!" Von diesem Tage heißt die Alp nicht mehr Glücksalp, sondern Fählen.

[1] Eine Heerde Kühe von 24—30 Stück an der Zahl.

23. Der Karfunkel im Brülltobel.

Ein armer Mann von Brüllisau war vor vielen Jahren mit zwei Kühen und einigen Ziegen ins Häldele, eine kleine Gemeinweide im Brülltobel, gezogen, und sömmerte dort die kleine Heerde. Da kam in einer Nacht ein heftiges Hagelwetter, welches mehrere Stunden anhielt. Nachdem dasselbe sich verzogen hatte, sah der Mann von der Hütte aus im Bache einen lichten Schein, der die Nacht zum Tag erhellte, so daß man in der Hütte, obschon sie mehr denn hundert Schritte davon entfernt war, jeden Halm und Span als wie beim schönsten Lampenschein sehen konnte. Erstaunt darüber und zugleich von Furcht ergriffen, getraute er sich nicht, nach der Ursache dieses Glanzes zu forschen, so sehr ihn auch seine Neugierde dazu antrieb, sondern erwartete mit bangem Sehnen den nahen Morgen. Als nun endlich der Tag anbrach, ging er zum Geistlichen nach Brüllisau und erzählte ihm, was er gesehen, in dem Glauben, derselbe werde ihm das Wunder deuten. Der Pfarrer aber behauptete, daß dieser Glanz nichts Uebernatürliches

Digitized by Google

gewesen sei, sondern von dem dort verborgenen Karfunkel herrühre. Nun eilte der Bauer erfreut an die Stelle, die er sich wohl gemerkt hatte, und hoffte, er werde den Karfunkel augenblicklich aufheben können. Allein vergebens war alles Suchen, vergeblich auch sein Klagen; er konnte ihn nicht finden. Seitdem hat man den Karfunkel zu verschiedenen Malen mit Sorgfalt gesucht; er ist aber trotz aller Mühe bis auf diese Stunde noch nicht gefunden worden und liegt wohl noch verborgen im Brülltobel.

24. Der beste Locker.

Ein Senne sömmerte ein Sennthum Kühe nebst Schweinen und Schmalvieh auf Altenalp, einer fruchtbaren Alpenweide zwischen der Ebenalp und dem Säntis. Er hatte einen Handbuben, den er unmenschlich streuge hielt. Bei Tage, wie auch die halbe Nacht überhäufte er ihn mit strenger Arbeit; allein trotz aller Mühe war's alle Mal nicht recht gemacht. Nur wenig und schlechte Kost bekam der arme Bube und beim geringsten Vergehen hatte er arge Mißhandlung zu leiden.

Zu Ende des Sommers fuhr der Senne mit den Kühen heim, die Schweine und Kälber aber sollte der Handbube folgenden Tages zu Thale treiben. Als derselbe Abends seine Arbeit vollendet hatte, wollte er in die Hütte gehen, um sein Abendessen zu bereiten und sich dann schlafen zu legen. Aber wie erstaunte er, als er sich der Hütte näherte und sah, daß dort fremde Männer in niegesehener Kleidung ein- und ausgingen und die Sennerei betrieben. Erschrocken wich er zurück und wollte sich ein Nachtlager bei den Kälbern aussuchen. Fort war der Hunger. Die seltsamen Männer aber redeten ihn an und bewogen ihn, in die Hütte zu kommen, wo sie ihm köstliche Speisen vorsetzten und so freundlich waren, daß ihn die Furcht verließ. Nach der reichlichen Mahlzeit legte er sich zur Ruhe und schlummerte sorglos ein. Am Morgen weckten sie ihn zum Frühstück und legten ihm drei Wahlen vor, nämlich ob er lieber außerordentlich schön locken[1], zauren[2] oder wiehelen[3] können wolle. Er wählte das Erste von den Dreien. Da stand einer von der Gesellschaft auf und legte ihm in jedes Ohr einen

Digitized by Google

Finger, worüber er in Ohnmacht sank; doch als er erwachte, waren die Männer und alles fort. Nun gab er schnell den Thieren ihr Futter und kehrte dann mit ihnen nach Hause zurück, wo er sich bei erster Gelegenheit in seiner Kunst versuchte. Er stellte sich in die Mitte der Wiese, wo das Vieh weidete und fing an zu locken. Siehe, sogleich sprangen alle Kühe heran, bildeten einen Kreis um ihn und horchten auf seinen Gesang. Alle Leute, die ihn hörten, waren darüber nicht wenig erstaunt, und bewunderten und priesen seine Kunst; so schön hatte bisher noch keiner gesungen. Der schlimme Senne, welcher sehr wohl wußte, daß sein Handbube früher nicht habe singen können, begriff nicht, wie er zu dem seltenen Talente gekommen sei. Neugierig und neidisch fragte er ihn daher, wo er das Locken gelernt habe. Der Bube verhehlte seinem gestrengen Meister auch nicht das Geringste. Dieser entschloß sich alsobald, das in Altenalp zurückgelassene „G'schifft und G'schirr"[4] selbst zu holen, um von den fremden Männern auch was zu lernen. Er ging. Als er aber am andern wie auch am dritten Tage nicht heim kam, besorgten seine Angehörigen, es möchte ihm ein Unfall begegnet sein. Sie schickten den Handbuben auf die Alp, um seinen Herrn aufzusuchen. Aber o wehe! als dieser sich den Hütten von Altenalp näherte, sah er, wie der Körper des Sennen geschunden auf dem Boden lag und seine Haut auf dem Hüttendach zum Trocknen ausgespannt war. Zitternd an allen Gliedern eilte der Erschrockene zurück und erzählte von dem traurigen Schicksale des Sennen. Man sandte die kühnsten Männer in die Alp, den Leichnam zu holen, damit demselben doch wenigstens noch ein ehrliches Begräbniß zu Theil werden möchte. Allein von allem war keine Spur mehr zu entdecken.

[1] singen. [2] jauchzen. [3] den Kühen rufen. [4] Die Geräthschaften, die zur Betreibung der Sennerei nöthig sind.

25. Die verschneite Alp.

Einst in uralter Zeit starb ein reicher Bauer und hinterließ seinem einzigen Sohne nebst vielem Gelde das schönste Sennthum, das man je gesehen, und eine große Alpweide hinter dem Meßmer,

Digitized by Google

die Grünalp. Die warme Jahreszeit erschien. Am Hochgebirge schmolz der Schnee und ein junges, frisches Grün schmückte abermals den hohen Bergessaum. Jedem Hirten ward jetzt wohler und freudiger schlug der Puls in der Brust jedes Sennen, wenn er an die lustige Alpfahrt dachte. Endlich erschien der Tag, an welchem auch unser Jüngling zu Berge fahren wollte. Von seiner Mutter empfing er heiße Segenswünsche; allein er achtete wenig darauf. Den Maienkranz hingegen, mit dem ihm seine Braut den Hut geschmückt, lohnte er überschwenglich und that mit ihm, als wär's ein Heiligthum. Mit Sing und Sang, mit Schall und Klang gings nun der Alpe zu, wo er viel an seine Braut, aber wenig an seine Mutter dachte. Das Beste, was seine Heerde ihm bot, das trug oder sandte er seinem Mädchen zu, die betagte Mutter aber, die ihn von zarter Jugend an gepflegt, ließ er hungern und darben. Wenn sie was braucht, kann sie selbst den Berg besteigen, dachte er in seinem verkehrten Sinne.

Einst machte ihm seine Geliebte einen Besuch auf der Alp, da war seine Freude so groß, daß er ihr mit verschwenderischer Freigebigkeit die besten Gerichte, die eine Sennerei zu bieten vermag, zum Essen vorsetzte. Milch und Butter, Rahm und Käse wurden in leichtsinniger Ueppigkeit vergeudet. Zuletzt trieb er es im Uebermuthe so weit, daß er seiner Liebsten zu Gefallen, damit beim Umhergehen nicht etwa ihr Fuß sich besudle, den Platz vor der Sennhütte mit großen, fetten Käsen belegte, wie man in Städten die Hausfluren mit Steinen bepflastert. Aber siehe, als die Uebermüthigen im Ueberflusse schwelgten, da wankt, von der beschwerlichen Alpreise ermattet, eine gebückte Alte zur Hütte heran. Es war die Mutter des Sennen. Sie grüßt, fleht um etwas Speise, ihren Hunger zu stillen; dann sinkt sie auf ein Ruheplätzchen nieder. Der Senn und seine Maid rümpfen die Stirne; Blicke der Verwünschung treffen die Betagte, da sie als Störerin der Freude angesehen wird; dann wird ihr etwas zur Labung gereicht, das man sonst den Schweinen zu geben gesonnen war. Als die Mutter wieder gehen wollte, bat sie ihren Sohn, ihr doch ein wenig Schotten und Zieger' in ihre mitgebrachte Tause zu geben. Doch wehe, was Satan selbst nicht gethan hätte, das thut jetzt der un-

Digitized by Google

gerathene Sohn: er füllt die Tause mit Käsewasser, wirft statt des Ziegers Mist hinein und schließt den Deckel zu. Von einer solchen Mitgabe nichts ahnend, dankt sie dafür dem Sohne und tritt den Rückweg an. Zu Hause öffnet sie die Tause, findet aber zu ihrer höchsten Verwunderung weder Schotten noch Zieger, auch kein Käsewasser und keine Kuhfladen, sondern frischen Rahm und fetten Käse. Ein Wunder des Himmels hatte ihr den Fluch in Segen verwandelt. Aehnliches soll sich den Sommer über mehrmals wiederholt haben. Aber auch die Strafe folgte dem Frevel auf der Ferse nach; denn als im Herbst das Gras geätzt und der Tag zur Heimfahrt gekommen war, als die Braut sich zu diesem Feste eingefunden hatte und das Abschiedsmahl auf dem Berge zur Neige ging, als den Kühen die Schellen umgehängt waren und alles Vieh die Ställe verlassen hatte: siehe, da erfüllte ein fürchterlich Dröhnen in der Erde alle Gemüther mit Todesschrecken; da brachte ein grauser Wirbelwind Menschen und Thiere in angstvolle Verzweiflung; da begrub endlich ein noch nie erlebtes Schneegestöber den Sennen, seine Liebste, den Hund und das Vieh viele Klafter tief mit Schnee und Eis.

Seit diesem Tage grünte sie nie wieder die ehedem so schöne Trift, soudern ein ewiger Schnee sollte fortan die Alp bedecken, ein schrecklich Warnzeichen für Kinder, die mit Undank der Eltern Liebe lohnen. Von dieser Zeit an läßt alle Samstage die Schellenkuh ein „Blaar", der Stier ein „Breul", der Senn ein „Zaur", die Liebste ein „Blang"[2], der Hund ein „Bell" und die Schelle ein „Glang" ertönen.

[1] Molken sammt den käseartigen Theilen. [2] Schrei.

26. Der Vogt auf Schwendi.

(Mundart der Almensperger auf Walzenhausen.)

I Schwendi, a Stond hender Apazell, ischt amol a Schloß ond im Schloß an Edilma gsi. Der ischt denn allpot für sinn Thurn ahi gsessa. An Bueb ischt do viil fürbi gganga i d'Berg gi Schotta[1] hola. Der Bueb hed siba Gschwüschterni kah, ond isch gad[2] a Bröckli[3] wiit vom Schloß dehaama gsi; im Rachchatobil

haaßt's. Der Vatter hed dört gmala n' ond bbacha. Jetz ischt amol der Bueb am Schloß fürbi gganga, ond der Edilma hed a n'agredt, was der Vatter ond d'Muetter thüeid. Der Bueb hed em zer Antwort gge: „Der Vatter bacht ehggesses[4] Brod, ond die Muetter macht bös of bös.[5] Der Edilma hed o wöla wissa, was d'Red in si hei, ond do ischt er inna worda, daß der Aalt das Mehl, wo=ner verbacha, nöd zzallt hei, ond die Aalt Bletz[6] i=na verschrenzts Bickli Hääß[7] büezi.[8] Wie do der Edilma gfroogtt hed, us wessa Grond si das thüeid, hed der Bueb gseid: „Eba daromm, daß d'üs aalls Gelt nehscht." Der Edilma hed em do tträut, er wöll d'Hönd a=na raaza.[9] Der Bueb gohd hee[10], ond verzellt do aalls mitt=enand. No sin Vatter gid em a Röötthli a, er söll gad a n' anderscht Mohl Taase[11] onderschüberschi[12] träga, ond a Katz dri tho. Der Bueb macht's asa, ond gohd do ena Weg 'm Schloß zue. Der Edilma stellt a wider z' Red: „No, du Witznasa, sela[13] kaatsch mer säga wederscht, hand d' Ageschta[14] meh wiiß oder schwarz Federa?" Der Bueb seid: „Meh schwarz." — „Worumm?" — „Wil halt d'Tüfil mit de Zwingherra meh z'schaffid hand, as d'Engil." Do lohd der Edilma d' Hönd aab; der Bueb lohd d' Katz usa. D' Hönd springid der Katz noh, ond der Bueb hed amig no möga lacha; aber er hed si da guotha Weg[15] 's Tobil abi gmacht. Der Edilma, nöd fuul, ischt em mittem Spüeß noi, hed a donna überko ond do z' Tod gstocha. Ma ka si's tehnka, der Vatter vom Bueba hed do vor Rooch[16] völlig ggiret,[17] ond die ganz Puursame zämmetho. Es sönd dem Edilma do Füeß gmacht worda, ond er hed nöd möge uf de Fehneraspitz ni[18] ko, so hed er scho gseha 's Füür zuem Schloß usflacka.

[1] Nachmolken. [2] nur. [3] eine kleine Strecke. [4] eher gegessenes. [5] Flicken auf Flicken. [6] Lappen. [7] in ein zerrissenes Stück Kleidung. [8] flicke. [9] an ihn reizen. [10] heim. [11] Butten, die wie Tragkörbe auf dem Rücken getragen werden. [12] unterst zu oberst. [13] wohlan, nun. [14] haben die Elstern. [15] den genöthigten Weg. [16] Rache. [17] gelnirscht. [18] hinauf.

Digitized by Google

Basel.

27. Die silberne Glocke im Rhein.

Wenn man in hellen Nächten von der Pfalz in Basel auf den unten vorüberfließenden Rhein blickt, so sieht man, wenn man dieß längere Zeit geübt hat, im Bette des Flusses einen hellglänzenden Punkt, bisweilen vernimmt man dann auch ganz deutlich ein liebliches, doch etwas gedämpftes Klingen. Dieser hellglänzende Punkt ist eine große silberne Glocke, von der die Sage geht, daß sie früher auf dem Münster gehangen, beim großen Erdbeben aber in den Rhein gestürzt sei und deren Läuten nun die Stromgeister des Rheines, welche frömmer als die Geister anderer Flüsse sein sollen, zur Andacht ruft.

Da wo die Glocke liegt, soll auch ein Gang unter dem Rhein hinweg geführt haben, welcher den Münster mit dem Karthäuserkloster in Kleinbasel verband.

28. Die weiße Jungfrau am Margarethenbrunnen.

Nicht weit von den letzten Resten der Burg Bischofsstein, am Fuße der Sissacher Fluh, ist ein Brunnen, der St. Margarethenbrunnen, der sich jetzt in die Ergolz ergießt. An diesem Brunnen sah man noch vor fünfzig Jahren eine Jungfrau, fein und zart von Angesicht und weiß gekleidet, oftmals bei hellem Sonnenschein lustwandeln. Wenn sie dieß eine Weile gethan, ließ sie sich an dem Brunnen nieder, löste und kämmte ihr Haar, das ihr in vielen

Digitized by Google

Locken auf Schultern und Nacken fiel und in der Sonne wie das lauterste Gold ergläuzte. So saß sie, als ob sie irgend Jemand mit Sehnsucht erwartete, oftmals stundenlang. Wie aber die Sonne sich zum Untergang neigte, stand sie auf und kehrte, indem sie ihr goldenes Haar wieder flocht, traurig nach der Burg Bischofsstein zurück, von der sie gekommen. Von dieser Jungfrau heißt es, sie habe auf Erlösung geharret, diese sei aber erfolgt, als einst ein junges Mädchen aus dem Dorfe es gewagt, der geheimnißvollen Fremden Kammerjungferndienste anzubieten und ihr die aufgelösten Haare wieder zurecht gebunden habe.

29. Die Luftfahrt der alten Burgbewohner von Reifenstein.

Wenn am zierlich blauen Himmelsgewölbe sich Wolken aufthürmen und der Allmächtige das Land wässern will, fahren aus den Trümmern der Burg Reifenstein hoch zur friedlichen Sternenwelt Fräulein und Ritter in feurigen sechsspännigen Wagen. Das ist eine hehre Pracht. Da glänzt und glitzert und funkelt Alles wie köstliches Edelgestein. Aber sie ziehen nicht in die paradiesischen Gefilde des Himmels ein. Eine Zeit lang fahren sie um den unbegrenzten Himmelsdom, dann kehren sie wieder in die Burgruinen zurück.

30. Der unterirdische Zaubersaal.

Ein kräftiger Jüngling näherte sich einst bald singend, bald pfeifend, mit einer Bürde auf dem Rücken, der Burgruine Gutenfels. Auf einmal ward es ihm wunderlich zu Muthe. Was er bis dahin so leicht fortgetragen hatte, wurde immer schwerer und schwerer, so daß er kaum mehr weiter zu schreiten vermochte. Das konnte der muntere Jüngling gar nicht begreifen, wie plötzlich seine Kräfte nicht mehr hinreichen sollten. Er dachte hin und her, und schritt nachdenkend mit der schwerer gewordenen Bürde weiter. Und wie er seine Augen aufschlug, stand zu seiner Verwunderung ein Burgfräulein in ritterlicher Tracht vor ihm. Es reichte ihm einen Schlüssel dar, der eine bis dahin noch geheimnißvolle Thür öffnen solle, hinter welcher reichlich Geld verborgen liege. Darauf sprach

Digitized by Google

das Fräulein mit lieblicher Stimme: „Hast du leere Taschen, groß und viel? Denn hinter der Burgruine liegt Geld genug, um dich zu einem reichen Erdensohne machen zu können, und dieser Schlüssel öffnet die Pforte zum irdischen Glücke. Komm und folge mir! So lange die Haufen Thaler, die alle von gutem Schlage sind, nicht aus dem dunkeln Schacht der Erde genommen werden, so lange findet mein Geist keine Ruhe im Lande, wo die seligen Geister weilen. Laß das Glück nicht aus den Händen, das dir winkt! Zögere nicht, armer Sterblicher, eine Seele zu retten, die so heiß nach Erlösung sich sehnt!“ Der Jüngling folgte schweigend der unbekannten Schönen, und schon zitterte sein Herz vor Wonne. Und wie er hoffnungsvoll zu den Burgtrümmern kam, winkte ihm das Burgfräulein zu folgen. Sie stiegen eine enge, steile Treppe von Holz hinab, die unter jedem Tritte, so behutsam sie auch traten, ächzte. Unten schloß sich eine eiserne Thüre so knarrend auf, daß darob die Grundmauern der alten zerfallenen Burg erbebten. Der Jüngling befand sich nun in einem unterirdischen Saal, wo der verblichene Glanz früherer Jahrhunderte ihm von den Wänden und Hausgeräthen entgegen blickte. Die Farben der schweren gewirkten Tapeten, mit Leisten befestigt und einst vergoldet, spielten in's Dunkelbraune. Die breiten Armstühle waren mit vergoldeten Knöpfen und ausgeschweiften, zierlich geschnitzten Beinen, die Polster mit grellen Farben künstlich ausgenäht, mit Papageien, Blumentöpfen und den Bildern längst begrabener Schoßhündchen geziert. In einer Ecke stand ein alterthümliches Gardinenbett, über welches ein schwerer Kronleuchter hing, den der Engel Gabriel als Sonne aus den Wolken herabhängen ließ. Auf einem morschen, viereckigten, aber künstlich gearbeiteten Tische befanden sich einige köstliche Pokale, auf deren Deckeln die Wappenschilde der ehemaligen Burgbewohner, aus Silber getrieben, angebracht waren. Zwei brennende Leuchter warfen einen magischen Lichtschimmer umher. Aber nirgends zeigte sich ein menschliches Wesen. Ueberall gänzliche Todtenstille. Kein Fußtritt war hörbar, kein Ton hallte durch die weiten Räume. Das Schlagen der Uhr in der Tasche wurde deutlich gehört. So stand der Jüngling wie eine steinerne Bildsäule eine geraume Zeit in dem abgeschiedenen

Digitized by Google

Gemache bereit, die versprochenen alten silbernen Thaler in Empfang zu nehmen. Vergebens. Das Burgfräulein, dem er dahin folgte, erschien nicht mehr mit dem silbernen Schlüssel, der das Thor öffnen sollte zu unermeßlichen Reichthümern. Zuletzt verschwand der ganze unterirdische Zaubersaal mit all seinen Kostbarkeiten. Damit war auch die Hoffnung des Jünglings dahin. Es war über ihm heiterer Abendhimmel, die Sonne dem Untergange nahe. So bewacht heute noch das Burgfräulein auf Gutenfels die harten Thaler, und noch ist es keinem Sterblichen gelungen, dieselben zu heben.

31. Das Rosengärtlein.

Nicht gar weit von dem Rittersitze Wildenstein, der auf einem hohen und steilen Felsen zwischen Bubendorf und Zyfen liegt, war ein kleiner Garten, das Rosengärtlein genannt. Drinnen zog aber kein Gärtner Blumen jeglicher Art; da waren auch keine schattigen Lustwäldchen, in denen Ruhebänke angebracht waren, und kein Springbrunnen unterbrach durch sein Plätschern die feierliche Stille. Unser Gärtchen war umzogen mit einer hohen, von Epheu umrankten Mauer, in die manche Namen und manches Ach und Weh eingegraben waren. Auch hatten manche Bußthränen den Boden benetzt; denn dahin flohen Verbrecher jeglicher Art. Und wer diese Freistätte erreichte, ehe er dem Richter verzeigt war, über den durfte sechs Wochen und drei Tage kein Urtheil gesprochen werden. Einem solchen war in dieser Frist auch erlaubt zu gehen, wohin er nur wollte. Aus diesem Grunde hieß man die Stätte das Rosengärtlein.

32. Das Wundervögelein im Bruderholz.

In währendem Concilio zu Basel sind etliche geistliche Herren für die Stadt hinaus gespazieret in ein Hölzlin, so man das Bruderholz nennt, damit sie sich von streitigen Punkten etwas erspracheten. In allem Gehen hören sie ein Vögelin singen so lieblich, als eine Nachtigall. Die Herren verwunderten sich ob des Vögelins Stimme, und fingen an zu zweifeln, was das für ein Vogel wäre. Und als Einer aus ihnen, so der herzhafteste sein wollte,

Digitized by Google

es hätte gerne erschauen mögen, beschwur er dasselbe also: Ich beschwere dich im Namen des Herrn, zeig uns an wer du seiest! worauf das Vögelin die Antwort gegeben: Ich bin ein verlorener und verdammter Geist, und warte auf den jüngsten Tag, da mein Leiden kein Ende nehmen will. Hiermit fleugt es darvon und spricht: o ewig, ewig, wie ist das eine so lange Zeit! Das ist zweifelsohne der Satan gewesen. Darüber aber sind selbige Herren also heftig erschrocken, daß sie krank worden und bald gestorben.

33. Das verlorene Kind.

Auf einem der Aeste des Jura über dem Dorfe Ettingen liegen die Ueberreste der Burg Fürstenstein, einst der wehrhafte Wohnsitz der Herren von Rothberg. Einer der tapfersten dieses Stammes war Hans von Rothberg, der im 14. Jahrhundert lebte und dessen Tugend und Mannlichkeit Gott durch die wunderbare Rettung seines Kindes schon auf Erden lohnte. Als einst der Ritter zu Basel bei seinen Bekannten war, lustwandelte seine Gattin mit ihrem Kinde, einem blühenden Töchterlein, in der Umgebung ihres Wohnsitzes. Das Kind suchte Feldblumen und Erdbeeren, die sie freudig der Mutter brachte, welche sich im Schatten eines Baumes auf einem Rasenplatze niedergelassen hatte. Da plötzlich hörte die Mutter einen Angstruf. Sie sprang auf und eilte dem Orte zu, wo sie ihr Kind am Bergabhang zuletzt erblickte. Ein schauderhafter Abgrund gähnte ihr entgegen, aber nirgends sah sie das Mädchen. Umsonst rief sie mit Schmerzenstönen in die grausenhafte Tiefe, nur das Echo gab den Ruf der unglücklichen Mutter zurück. Da stürzte sie, indem sie ihr Kind dem Schutze der Mutter Gottes empfahl, auf steilem Pfade hinunter in das Thal. Aber kaum langte sie unten an, so kam ihr das todtgeglaubte Kind mit einem Körbchen voll Erdbeeren freudig entgegen, und erzählte: eine wunderschöne Frau habe es mitten im Falle in ihre Arme geschlossen und unten im Thale sanft auf den Rasen gesetzt. Dort habe es die Erdbeeren gepflückt, welche es jetzt dem Vater bringen wolle. Dieser wunderbaren Rettung zum Gedächtniß erbaute nun der erfreute Vater eine Kapelle, die heute noch im Wesen ist, und welche zur Erbauung des Klosters Maria Stein, die später erfolgte, Anlaß gab.

Digitized by Google

34. Entstehung des Klosters Schönthal.

Im Jahre 1130 befand sich Graf Adelbert der Zweite von Froburg mit seinen Knappen in der Wildniß eines nordwestlich von der Stammburg gelegenen Thales auf der Jagd. Nachdem sie lange in dieser einsamen, mit Gestrüpp überwachsenen Gegend umhergeirrt, siehe! da erblickten sie eine wundersame Frau, die an einer Quelle saß und ein Kindlein in den Armen hielt. Wie sie näher traten, erkannten sie in ihr die Mutter Gottes mit ihrem Sohne. Auf einem Wagen, den ein Lamm und ein Löwe zogen, fuhren sie gen Himmel. Ob diesem Gesichte erstaunten der Graf und die Jäger allzumal. Er ließ zur Stunde die Gegend vom Gesträuche säubern, daß sie aus einem wüsten ein schönes Thal ward und legte den Grund zu dem Benediktiner-Kloster Schönthal. Die Stiftungsurkunde desselben wurde jedoch erst 1145 ausgefertigt, als Ortlieb von Froburg auf dem Bischofsstuhle zu Basel saß. Noch heute sieht man an der leer stehenden Kirche des seit der Reformation aufgehobenen Klosters den Löwen und das Lamm in Stein ausgehauen.

Digitized by Google

Bern.

35. Sintram und Baltram.

Die Stadt Burgdorf liegt freundlich und angenehm am Ausgang des Emmenthales. Ihre Gründer waren die Brüder Sintram und Baltram, zwei mächtige und tapfere Herzöge von Lenzburg. Diese gingen einst durch die großen Einöden und Klüfte der Berge auf die Jagd. Nachdem sie lange hin und wieder herumgeirrt waren, kamen sie an einen Berg, auf dem dann die Veste Burgdorf und zu dessen Fuße nachmals die gleichnamige Stadt gebaut wurde. Hier hielt sich ein entsetzlich großes Unthier, ein Drache, in einer Höhle auf, der ringsum in der Gegend alles Vieh wegraubte und auch die Leute nicht verschonte. Als dieser die Ankunft der zwei Ritter bemerkte, sprang er mit großer Heftigkeit auf sie los, und verschlang sogleich Baltram, den jüngern der Brüder, bei lebendigem Leibe. Sintram und seine Mitgefährten aber setzten dem Ungeheuer gar heftig mit Schwert und Lanze zu, so daß es jenem gelang, dasselbe zu erlegen, worauf er ihm den Bauch aufschlitzte, in welchem sich sein Bruder noch lebend vorfand.

An dem Orte, wo die beiden Brüder das wunderbare Abenteuer bestanden, erbauten sie ihm zum Gedächtniß eine Kapelle, die sie der heiligen Margaretha weiheten. In dieser Kapelle, die sich noch jetzt vorfindet, konnte man im vorigen Jahrhundert noch die Abbildung jenes merkwürdigen Ereignisses sehen.

36. Die Riesen von Iseltwald.

Bei Iseltwald am Brienzer See wohnten vor Alters drei Riesen, die gewaltig stark waren, und sich in Wolfs- oder Bären-

Digitized by Google

häute kleideten. Da entbot ein deutscher Kaiser dem Volke des Oberlandes auf einen Kriegszug zu seinem Heere zu stoßen. Es wurden ihm blos die drei Riesen gesandt, und als er darob zornig ward, versprachen sie auf's theuerste, kaiserlicher Majestät genug zu thun und zu leisten, was ein zahlreiches Volk sonst nicht im Stande sei. Alsobald begaben sie sich hin zum nah gelegenen Buchenholz und schnitten sich drei schenkeldicke Stämme ab, säuberten sie von allen Aesten und stellten sich mit solcher Wehr in Reih' und Glied zu den kaiserlichen Schaaren. In der Schlacht bewährten sie sogleich, was sie vermochten; denn ihre Riesenkeulen, furchtbar alles niederschlagend, erkämpften schnell den erwünschten Sieg. Da sprach der Kaiser huldreich: „Wählet euch zum Lohne, was ihr möget; es soll mein Dank für eure Dienste sein." Sie erwiderten: „Kaiserliche Majestät möge uns vergönnen, Ihren Adler auf unserm Banner zu führen, wenn unsere Gemeinde dereinst zu hundert Mann in das Feld zu rücken vermag; auch erlaube uns kaiserliche Majestät, wenn wir zu Land an unserm See des Sommers durstig hinunterwandeln, in den Pflanzplätzen bei Bönigen, auf Reiches Boden, drei Rüben auszuziehen, und eine mit der Hand, zwo im Gürtel davon zu tragen." Der Kaiser gewährte gnädiglich diese Bitten, und oft am Wege zwischen Iseltwald und Bönigen, wo jetzt der Platz am Stadel heißt, versahen sich die Riesen mit den ausgerissenen Rüben und erquickten sich daran; aber niemals ist ihr angehörendes Völklein von Iseltwald in den Stand gekommen, mit hundert streitbaren Männern zu Felde zu ziehen.

37. Der Einsiedler Botti.

Dieser Einsiedler bewohnte vor vielen hundert Jahren die Wälder des Grauholzes, unweit der Landstraße nach Bern. Er war ein Mann von riesenhafter Größe, denn seine Länge betrug mehr als zwölf Fuß. Seine Kraft war so ungeheuer groß, daß er Bäume entwurzeln, und mit seinen Fingerspitzen Steine zerdrücken konnte. Mit dieser außerordentlichen Kraft verband er aber eine große Liebe zu den Bewohnern der Umgegend. Oft verließ er die dunkeln Wälder, um den Menschen Beweise seiner Zuneigung zu geben.

Digitized by Google

Er ging oft zu ihnen auf das Feld und bot ihnen freundlich die Hand zum Gruße; aber trotz aller Freundschaftsäußerungen wagte es doch niemand ihm die bloße Hand zum Gegengruße zu reichen, aus Furcht vor seiner außergewöhnlichen Kraft. Statt der Hand reichten ihm die Bauern die Pflugsterze, welcher die Merkmale seines gewaltigen Händedruckes stets sichtbar eingedrückt blieben. Als er seinen Tod nahe fühlte, grub er sich selbst sein Grab, legte sich in dasselbe und starb darin. Nach seinem Tode fiel seine Schwester, die mit ihm diese Wälder bewohnte und die fast von gleicher Größe und Stärke war, in tiefe Trauer; sie bedeckte seinen Leichnam und trug in ihrer Schürze zwei große Granitblöcke herbei, welche sie auf das Grab ihres Bruders zu bleibendem Denkmal aufrichtete. Als nun auch sie ihr Ende herannahen fühlte, grub sie, ungefähr zwei Schritte von der Ruhestätte ihres Bruders entfernt, ein Grab für sich und trug auch zwei große Steine herbei. Nach ihrem Tode wurde sie in dasselbe begraben und die zwei Steine, die sie herbeigetragen hatte, wurden darauf aufgerichtet. Noch jetzt sieht man im Grauholze die zwei nun eingefallenen Gräber, mit den darauf sich befindlichen bemoosten Denksteinen.

38. Der starke Knecht.

Das Städtchen Erlach liegt am Bielersee und am Fuße des reizenden Jolimonts. Auf dem Schlosse, welches im Jahr 1100 von Bischof Burkhardt von Basel erbaut wurde, wohnten in alten Zeiten allerlei harte Kastellane und später einzelne gestrenge Herren Landvögte, die noch jetzt in üblem Andenken stehen. Einst hauste da ein wahrer Wüthrich, dessen grausames Vergnügen besonders darin bestand, die Dienstboten recht unmenschlich zu quälen. Da war ihm kein Knecht stark genug, von jedem verlangte er übernatürliche Anstrengungen, und wer seinen hohen Anforderungen nicht entsprach, wurde mit Hunden gehetzt oder mit der Peitsche getrieben. Mancher erlag der schweren Last und mancher suchte sich dem unerträglichen Sklavendienste so bald als möglich zu entziehen. Kein Wunder, daß da ein beständiger Dienstbotenwechsel stattfand

Digitized by Google

und manche Flüche des Himmels auf den Unmenschen herabbeschworen wurden.

Einst meldete sich ein landsfremder Knecht bei ihm und trug ihm seine Dienste an. Der Herr maß ihn mit seinem scharfen Blicke vom Kopfe bis zu den Füßen. Hm, dachte er beim Anblick der großen, breitschulterigen, muskulösen Gestalt, hm, der scheint mir der Rechte zu sein, der soll mir nicht entwischen!

„Bist du auch stark genug?" fragte er den Fremdling. „Gieb mir einen Beweis deiner Kraft! Laß sehen, bist du im Stande, diesen großen Stein da in die Höhe zu heben?"

Und hiemit wies er auf ein gewaltiges, mehr als drei Zentner schweres Felsstück hin, das neben der Schloßmauer lag. Der Fremde lächelte hämisch, ergriff den Stein mit beiden Händen und schleuderte ihn mit der größten Leichtigkeit hoch in die Luft, so daß er tief in den Boden zurückprallte. Mit Erstaunen nahm es der Burgherr wahr.

„Topp, du sollst bei mir bleiben und es bei mir gut haben!" sagte er dann zu jenem.

Er nahm ihn sogleich in Dienst und behandelte ihn anfangs wirklich gut; bald aber übte er auch an ihm seine eingewurzelte Bosheit aus. Einst schickte er ihn mit vier stattlichen Pferden in den nahen Voverenwald, um ein großes Fuder Holz zu holen. Der Knecht belud dort den Wagen gehörig; aber kaum war er von der Stelle gefahren, so standen die zwei vorderen Pferde still und waren nicht mehr vom Platze zu bringen. Da spannte er sie aus, band sie hinten an den Wagen und zog an ihrer Stelle an dem Gespann, so daß es munter vorwärts ging; dies alles nahm sein Herr von der Burg aus mit Verwunderung gewahr. Kaum war aber das Fuhrwerk innerhalb dem Thore der Altstadt, da, wo der Weg erst recht steil und holperig zu beginnen scheint, angelangt, so waren auch die zwei anderen Pferde nicht mehr von der Stelle zu bringen. Was machte nun unser Knecht? Er spannte sie sogleich aus, band sie auf das Fuder und führte die ganze so schwere Last, daß noch heutzutage deutliche Spuren, tiefe Rinnen, in der eigenthümlichen Stadtgasse davon zu sehen sind, in einem Zuge ganz allein bis zum Schloß hinauf. Das war

Digitized by Google

dem Herrn doch zu viel; er sperrte Mund und Augen auf; er hatte Mühe, seine geheime Furcht zu verbergen. Hm, hm! dachte er, das ist ein wenig zu bunt; der Kerl ist stark, er kann mich leicht überwältigen; aber der Teufel soll mich holen, wenn ich ihn nicht binnen vierzehn Tagen aus dem Wege räume.

Schon am folgenden Tage befahl er seinen Knechten und Frohnleuten, einen Sodbrunnen zu graben. Es mußte so zu sagen Tag und Nacht daran gearbeitet werden; besonders ward auch unser starke Knecht dabei in Anspruch genommen. Als die Tiefe schon ziemlich bedeutend und dieser am Grund derselben eben mit Arbeiten beschäftigt war, befahl der besorgte Herr den oben stehenden Leuten, einen großen, schweren Stein auf den Gefürchteten in der Grube hinunter zu schleudern; aber siehe, der Stein flog augenblicklich wieder zurück und von unten erscholl es mit höhnischem Spott: „Ha, ha! Ihr wollt mir Sand in die Augen streuen? Laßt das bleiben!"

Erschrocken fuhren die Arbeiter auseinander; der bestürzte Kastellan floh erblassend und zitternd in die Burg, und der seltsame fremde Knecht eilte ihm blitzschnell nach. Von der Stunde an waren beide verschwunden.

39. Der einkehrende Zwerg.

Bei Sturm und Regen kam einst ein wandernder Zwerg durch das Dörflein Ralligen am Thunersee, ging von Hütte zu Hütte und pochte regentriefend an die Thüren der Leute; aber niemand erbarmte sich und wollte ihm öffnen, ja sie höhnten ihn noch aus dazu. Am Rande des Dorfes wohnten zwei fromme Armen, Mann und Frau, da schlich das Zwerglein müd und matt an seinem Stab einher, klopfte dreimal bescheidentlich an's Fensterchen, der alte Hirt that ihm sogleich auf und bot gern und willig dem Gaste das Wenige dar, was sein Haus vermochte. Die alte Frau trug Brot auf, Milch und Käs, ein paar Tropfen Milch schlürfte das Zwerglein und aß Brosamen von Brot und Käse. „Ich bin's eben nicht gewohnt", sprach es, „so derbe Kost zu speisen, aber ich dank euch von Herzen und Gott lohn's; nun ich geruhet habe, will ich meinen

Digitized by Google

Fuß weiter setzen." „Ei bewahre," rief die Frau, „in der Nacht in das Wetter hinaus, nehmt doch mit einem Bettlein vorlieb!" Aber das Zwerglein schüttelte den Kopf und lächelte: „Droben auf der Fluh hab' ich allerhand zu schaffen und darf nicht länger ausbleiben, morgen sollt ihr mein schon gedenken." Damit nahm's Abschied und die Alten legten sich zur Ruhe. Der anbrechende Tag aber weckte sie mit Unwetter und Sturm, Blitze fuhren am rothen Himmel und Ströme Wassers ergossen sich. Da riß oben am Joch der Fluh ein gewaltiger Fels los und rollte zum Dorf herunter, mitsammt Bäumen, Steinen und Erde. Menschen und Vieh, alles was Athem hatte im Dorf, wurden begraben, schon war die Woge gedrungen bis an die Hütte der beiden Alten; zitternd und bebend traten sie vor ihre Thüre hinaus. Da sahen sie mitten im Strom ein großes Felsenstück nahen, oben drauf hüpfte lustig das Zwerglein, als wenn es ritte, ruderte mit einem mächtigen Fichtenstamm und der Fels staute das Wasser und wehrte es von der Hütte ab, daß sie unverletzt stand und die Hausleute außer Gefahr. Aber das Zwerglein schwoll immer größer und höher, ward zu einem ungeheuern Riesen und zerfloß in Luft, während jene auf gebogenen Knieen beteten und Gott für ihre Erhaltung dankten.

40. Die Zwerge auf dem Baum.

Des Sommers kam die Schaar der Zwerge häufig aus den Flühen herab in's Thal und gesellte sich entweder hilfreich oder doch zuschauend den arbeitenden Menschen, namentlich zu den Mähdern im Heuet (der Heuernte). Da setzten sie sich denn wohl vergnügt auf den langen und dicken Ast eines Ahorns in's schattige Laub. Einmal aber kamen boshafte Leute und sägten bei Nacht den Ast durch, daß er blos noch schwach am Stamme hielt, und als die arglosen Geschöpfe sich am Morgen darauf niederließen, krachte der Ast vollends entzwei, die Zwerge stürzten auf den Grund, wurden ausgelacht, erzürnten sich heftig und schrieen:

„O wie ist der Himmel so hoch
Und die Untreu' so groß!
Heut' hierher und nimmermehr!"

Sie hielten Wort und ließen sich im Lande niemals wiedersehen.

Digitized by Google

41. Die Zwerge auf dem Felsstein.

Es war der Zwerglein Gewohnheit, sich auf einen großen Felsstein zu setzen und von da den Heuern zuzuschauen. Aber ein paar Schälke machten Feuer auf den Stein, ließen ihn glühend werden und fegten dann alle Kohlen hinweg. Am Morgen kam das winzige Volk und verbrannte sich jämmerlich, und rief voll Zornes:

„O böse Welt, o böse Welt!"

und schrie um Rache und verschwand auf ewig.

42. Der Spielplatz.

An der Halde, am Nordabhang des Mettenberges, welcher zwischen dem obern und untern Grindelwaldgletscher fast mitten inne steht, waren schöne, grüne Weiden, die im Sommer immer einen reichen Ertrag an Heu lieferten. Wenn nun die Mähder recht fleißig waren und ein Gewitter unerwartet sie zu überraschen drohte, so kamen von den Felsen herab die Bergmännlein mit Gabeln und Rechen und halfen ihnen das Heu zusammenhäufen, in Bündel binden und in die Scheunen tragen, oder im Herbst das Vieh besorgen und heimtreiben, wenn es sich verlaufen hatte. In der Nähe war aber auch ein Spielplatz, wo die Mähder, wenn sie von der Arbeit ausruhten, sich von allen Weiden sammelten, um sich zu verthun. Da rangen und schwangen die jungen Burschen, hoben Steine und schlugen das Rad, während die Mädchen sangen. Oft auch machten sie allerlei lustige Spiele, tanzten auf dem Rasen und jodelten dazu. Da schlichen sich oft auch die Zwerglein herbei, sahen zu und hatten ihre Freude daran. Eines Tages, wie die jungen Leute sich wieder auf dem Spielplatz unterhielten, kam ein Zwerglein hinter einem Felsen hervor, setzte sich auf den Ast einer Tanne, die knorrig unter dem Felsen hervorwuchs, und schaute still lächelnd dem lustigen Treiben zu. Plötzlich entdeckte ihn einer der Sennen und rief mit spottendem Lachen: „Seht ihr ihn da, den kleinen Knirps auf der Tanne?" Da verschwand der Zwerg ungesäumt hinter dem Felsen; und niemand hat seither dort je wieder einen gesehen weder beim Heuen noch beim Spiel.

Digitized by Google

43. Der Muggistutz auf der Scheideck.

Auch an der großen Scheideck kamen früher die Zwerglein oft den Mähdern und Hirten zu Hilfe. Sie kamen entweder vom obern Gletscher herüber oder von dem der Scheideck herab. Einmal wie die Leute dort wieder am Heuen waren, hörten sie von der Scheideck her den Ruf: „Ju lo lo! Muggistutz isch g'storben!" Er war der Anführer der Zwerge gewesen. Seither kommen sie nicht mehr.

44. Der Zwerg als Küherknecht.

Zu einem Küher an der Lenk im Obersimmenthal kam einmal zur Winterszeit ein Zwerg, und bot sich als Knecht an. Der Küher sah den Zwerg mit schelen Augen an, und dachte bei sich, ein solcher werde wohl nicht für Vieles zu gebrauchen sein. Endlich nahm er ihn doch an, aber der Lohn mußte dem Küher überlassen bleiben. Der Zwerg hatte nun in einer Scheune an „der Aergerden" das Vieh zu besorgen. Als sie das Vieh dort einstellten, sagte das Zwerglein dem Bauer, er solle nun den ganzen Winter hindurch nie in die Scheune kommen, es wolle die Sache schon besorgen, daß er zufrieden mit ihm sein könne. Lange ging der Küher nicht hin; aber endlich, als der Winter schon mehr als zur Hälfte verflossen war, trieb ihn die zu große Neugierde doch einmal nachzusehen. Aber wie erstaunte er, als er in den Stall kam! Das Vieh glänzte wie ein Spiegel; so schöne Waare hatte er seiner Lebtage nicht gesehen. Er dachte nun bei sich selbst, der Zwerg werde wohl das Heu auf der Bühne bald aufgeätzt haben; aber wie groß war sein Erstaunen, als er sah, daß dasselbe nur wenig gemindert hatte. Voll Freude ging er nach Hause und sagte: „Solche Knechte seien nicht zu verwerfen." Als der Zwerg am Abend zurückkam, sagte er dem Bauer, er habe nicht Wort gehalten und sei in den Stall gekommen; von nun an werden sie das Heu wohl brauchen können. So geschah es auch. Der Bauer konnte sich nicht genug in den Haaren kratzen, und nun bereute er, wiewohl vergeblich, seine Neugierde.

Digitized by Google

45. Ein Zwerglein miethet eine Kuh.

Zu einem Bauer, der mit seinem eigenen Vieh auf dem Berge sentirte, kam ein Zwerglein und sprach den Wunsch aus, von ihm eine Kuh zu „dingen" (miethen). Der Bauer dachte, gebe ich dem Zwerglein keine Kuh, ist er im Stande und verlockt mir mein Vieh in die „Falle", so daß am Ende mein Schade größer ist, als wenn ich ihm entspreche, selbst wenn ich die Kuh nicht mehr zurückerhalte. Aus diesem Grunde wurde dem Zwerglein eine kleine Kuh, die zudem nicht viel Milch gab und also auch nicht viel werth war, für ein Jahr gegeben. Der Zins wurde dem Zwerglein überlassen. Das Zwerglein nahm die Kuh sofort an die Hand und entführte sie den Blicken des Eigenthümers durch eine „glänzende Fluh", wo sonst kein Mensch einzig, geschweige denn mit einer Kuh, hätte durchkommen können. Nach Verfluß des Jahres, genau um die nämliche Stunde brachte das Zwerglein die Kuh mit dem Kalbe den gleichen Weg zurück. Die Haare beider Thiere waren ganz glatt, sie glänzten wie Fettigkeit, und es war an ihnen kein Stäubchen zu sehen, so geputzt und gestriegelt waren sie. Der Bauer, erfreut seine Kuh in einem solchen Zustande zurück zu erhalten, wollte dieselbe dem Zwerglein noch ein Jahr lassen; allein dieses erwiderte, es habe nun für seinen Lebtag Käse genug. Beim Abschiede zeigte das Zwerglein dem Bauer noch an, er finde dann den Zins zwischen den Zehen der Kuh, und als er da nachsah, war zwischen jeder Zehe ein Gerstenkorn. Der Bauer hob diese Körner sorgfältig auf, um sie den nächsten Frühling auszusäen, damit er sehe, was es für Frucht gebe. Als er dieß thun wollte, da waren es blanke Goldstücke, und das Zwerglein hatte ihm also als Zins mehr gegeben, als die Kuh werth war.

46. Das Käslein.

Ein pflichttreuer Ziegenhirt, der sein Mittagessen, wie es Ziegenhirten heute noch gewöhnlich thun, schon lange im Vormittage verzehrt hatte, mußte deßwegen im Nachmittage, bis er die Ziegen am Abend spät nach Hause bringen konnte, bittern Hunger leiden. Da erhielt

Digitized by Google

er von einem mildthätigen Zwerglein ein kleines Käslein zum Geschenk, mit dem ausdrücklichen Befehl, dasselbe nie vollständig aufzuessen. Wer war nun glücklicher, als unser Ziegenhirt, der mit seinem Käslein so oft seinen Hunger stillen konnte, als nothwendig war; denn es hatte die Tugend, von einer Mahlzeit zur andern wieder auf die ursprüngliche Größe anzuwachsen. Es begab sich aber, daß der Ziegenhirt einmal außergewöhnlich hungrig war und den Befehl des Zwergleins vergaß. Es aß das Käslein ganz, ohne den geringsten Rest übrig zu lassen, und es war und blieb verzehrt; denn da kein Rest übrig geblieben war, konnte es nicht mehr nachwachsen. Und von da an mußte der Ziegenhirt wieder Hunger leiden, da er es nicht lassen konnte, sein Mittagsbrot schon frühe im Vormittag zu verzehren. Der Ungehorsam des Ziegenhirten ist aber nicht nur an ihm, sondern an allen Standesgenossen bis auf den heutigen Tag bestraft worden; denn keinem Hirten wurde je wieder ein solches Käslein geschenkt, obschon das Sprichwort über das frühe Mittagspeisen der Ziegenhirten noch jetzt Wahrheit ist und jeder Ziegenhirt von dem Nachmittagshunger zu erzählen weiß.

47. Die Pest in Grindelwald.

Vor vielen hundert Jahren wüthete einmal die Pest in Grindelwald, so daß unzählige Menschen starben. Kein Mittel wollte dagegen helfen. Allgemeine Trostlosigkeit. Da ruft von einem Felsen herab vernehmlich ein Bergmännlein:

„Bruchit Astränzen und Bimpinäll,
„So stärben die Chranken nid so schnäll!"

Astrantia und Bibernell wurden angewendet, und dem Tod ward Einhalt gethan.

48. Der Schneider auf Isenfluh.

Hoch oben auf den Alpen von Isenfluh, einem sehr entlegenen, über einem von der Lütschine aufsteigenden Felsen wie angeklebten Dörflein, wohnte ein Schneider, der hatte viele Kinder, war ein braver, treuer Hausvater, aber hatte große Mühe, sich und seine Familie mit seiner Arbeit durchzubringen. Tag und Nacht arbeitete

Digitized by Google

er, und an Arbeit fehlte es ihm nicht. Hie und da, wenn er sehr dringende Arbeit hatte und fast nicht fertig werden mochte zur rechten Zeit, fiel ihm auf, daß, wenn er des Morgens in der Frühe aufstand, um sie zu beendigen, die Kleider schon fix und fertig genäht, gebügelt und gebürstet auf dem Tische lagen. Es war ihm unbegreiflich, wie das zugehe, und als er wieder einmal in Bedrängniß war mit seiner Arbeit, nahm er sich vor, aufzupassen, ob jemand komme und sie für ihn mache. Siehe, da bemerkte er mitten in der Nacht, wie ein paar kleine Männlein hereinschlichen, sich auf den Tisch setzten und mit flinken und gewandten Stichen ein Kleid ums andere nähten, wie sie das Bügeleisen warm machten, wie sie glätteten und putzten und zusammenlegten, bis Alles in Ordnung war, und wie sie dann mit vergnügten Gesichtern ganz leise wieder hinaushuschten. Der gute Schneider hatte eine unendliche Freude darüber und sann darauf, wie er sich ihnen dankbar erweisen könnte. Als Schneider hatte er sich ihren Anzug wohl angesehen und bemerkt, daß die Männlein alle ärmlich gekleidet waren. Wie er nun Zeit hatte, machte er eine Anzahl kleiner, winziger Kleidlein, wie er dachte, daß sie für die Zwerglein passen würden, und legte sie ihnen in der Nacht bereit zum Geschenk für ihre heimlichen Dienstleistungen. Sie kamen auch in der That wieder, aber wie sie die Kleider sahen, wußten sie, daß sie bemerkt waren, und das beleidigte sie. Sie ließen die Arbeit unberührt liegen und kamen nachher nie wieder.

49. Der Salzbrunnen im Sortel.

Gutmüthige Zwerge hatten dem Küher im Sortel, einer Alp in der Stockhornkette, eine Salzquelle entdeckt mit der Weisung, nie mehr als für einen Tag auf einmal zu fassen. Das Vieh wurde von diesem Salze fett und glänzend und gab fast die „Hälfte mehr" Milch als sonst. Viele Jahre verhielt sich die Sache so und der Sortelküher wurde ein reicher Mann, obschon er auch andern Sennen Zutritt zum kostbaren Brunnen gestattete. Als aber ein anderer Küher auf den Berg kam, wollte der nun selbstsüchtig einzig Vortheil aus seinem Brunnen ziehen und schloß

Digitized by Google

ihn ringsum ein, so daß außer ihm niemand mehr dazu kommen konnte. Die Hirten der Umgegend mußten nun das Salz von ihm kaufen und der Habsüchtige strich schmunzelnd den Erlös in die weite Tasche. Seine Freude dauerte jedoch nicht lange; denn der Brunnen versiegte und der Küher hatte nachher so viele Unfälle mit seinem Vieh, daß er bald an den Bettelstab gerieth.

50. Die arme Wittwe.

Eine arme Wittwe in Grindelwald mit vielen Kindern war in bitterer Noth. Weinend ging sie eines Morgens in der Frühe gegen die Scheideck zu. Rathlos setzte sie sich nieder und überließ sich ihren Thränen. Da kam plötzlich ein Bergmännlein hinter dem Stein hervor, trug etwas auf den Armen und sagte mitleidig zu ihr, sie solle ihre Schürze herhalten, es wolle ihr etwas geben, und füllte ihr nun dieselbe mit Kohlen. Sie betrachtete verwundert das Männlein und wußte nicht, was die Kohlen ihr helfen sollten. Ohne dazu Sorge zu tragen und ohne sie wieder aufzuheben, wenn ihr Kohlen hinunterfielen, ging sie ihres Weges weiter. Da rief ihr das Männlein nach:

„Je mehr du zerstreust,
Je mehr du's bereust."

Das merkte sich die Frau. Wie sie nach Hause kam und mit den Kohlen Feuer anmachen wollte, wurden die Gluthstücke zu lauter Goldstücken.

51. Der Fadenknäuel.

Einmal waren mehrere Ryffenmatter so glücklich, zwei „Erdleutli" zu fangen. Es war ein hübsches, niedliches Pärchen, die zusammen kosend im Schatten eines Felsens beim Hornbühl überrascht wurden. Es mochte ihnen auch gegangen sein, wie schon vielen Menschenkindern; die Liebe mochte sie blind gemacht haben. Sie hörten und sahen wenigstens nichts, bis es zu spät war. Als sie weggetragen wurden, riefen ihre Kameraden ihnen nach, es möge ihnen bei den Menschen geschehen, was da wolle, so sollen sie nie sagen, wo der „Salzbrunnen im Sortel" sich befinde und wozu

Digitized by Google

das „Beikörnlein“ [1] im Haber gut sei. Mehrere Tage unterhielten die Leutchen die entzückten Ryffenmatter mit ihren zahlreichen Kunststückchen. Aber endlich mochte ihnen doch dieses Leben, wobei immer eine große Anzahl neugieriger Augen auf sie gerichtet waren, entleidet sein, oder sie mochten Sehnsucht nach den Ihrigen spüren und Heimweh haben; kurz sie wünschten, man möchte ihnen einem jeglichen einen Fadenknäuel geben und dann ein Fenster öffnen, sie wollen ihnen nun noch etwas recht Merkwürdiges zeigen. Kaum hatte jedes seinen Fadenknäuel in der Hand, als sie ihn abrollend und das Fadenende in der Hand behaltend flugs zum offenen Fenster hinauswarfen und — hast du nicht gesehen? — wie der Blitz waren sie ebenfalls dem Faden entlang hinausgehuscht und fort auf Nimmerwiedersehen.

[1] Nebenkorn.

52. Die Zwerge und die Pflüger.

An der östlichen Seite des Längenbergs, westlich vom Dorfe Kaufdorf ist die Gutenbrunnenfluh, in der sich das sogenannte Pfaffenloch befindet. Dieß ist eine Sandsteinhöhle, deren Versteinerungen man dem Berg- oder Steinvölkchen zuschreibt. In diesem Loche wohnten bis zu Anfang dieses Jahrhunderts Zwerge. Sie hatten schöne Zimmer und allerlei Kostbarkeiten. Am Tage waren sie sehr selten zu sehen, nur des Nachts kamen sie aus ihrer unterirdischen Wohnung hervor. Als einst Reisende das Loch besuchten, warfen sie Steine hinab in die Tiefe; seitdem aber sind die Zwerge fortgezogen und nie mehr bemerkt worden. Einige Männer aus Kaufdorf haben sich einmal an Stricken hinabgelassen, allein in den untern Zimmern ist ihnen das Licht erloschen.

Als die Zwerge sich dort noch aufhielten, pflügte einst ein Bauer nahe bei diesem Loche. Der Bauer und sein Knecht rochen auf einmal etwas Gebackenes. Der Bauer sagte: „So ein Kuchen würde uns jetzt auch gut bekommen!“ Sie pflügten weiter und wie sie umkehrten und dem Loche näher kamen, sahen sie ein weißes Tuch vor der Furche liegen. Sie gingen hinzu und gewahrten einen prächtigen Kuchen und eine Gabel und ein Messer darin.

Digitized by Google

Sie setzten sich nieder und aßen den Kuchen; nachher legten sie das Tuch schön zusammen und Gabel und Messer hinzu und setzten ihre Arbeit fort. Als sie sich von dem Tuche entfernt hatten, sahen sie, wie ein Zwerg das Tuch holte.

Ein anders Mal als der Bauer an einem Samstag Nachmittags um vier Uhr noch pflügte, kam ein Zwerg zu ihm auf den Acker und fragte ihn, ob er nicht Feierabend läuten höre und warum er mit seinem Ackerzuge nicht nach Hause gehe. Der Bauer antwortete, er höre nichts, es läute erst in zwei Stunden. Der Zwerg aber sagte, er solle ihm auf seinen rechten Fuß stehen und dann hören, ob es nicht läute. Der Bauer that also und hörte wirklich ein herrliches Geläut. Dieses machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er von nun an jeden Samstag Nachmittag um drei Uhr aufhörte zu arbeiten.

Aus dem Pfaffenloch steigen oft säulenförmige Nebel auf, und alle Mal nach einem solchen Nebel tritt nach einigen Stunden Regen ein. Daher sagen die Leute noch jetzt, wenn dort Nebel aufsteigen: „Es will regnen, die Zwerge kochen".

Die Zwerge im Pfaffenloch hatten in ihrem Haushalt auch eine große, fette Kuh, aus deren Hüften sie sich täglich so viel Fleisch ausschnitten, als zu einem Braten für sie alle hinreichend war. Ueber Nacht wuchs dann der Kuh jedesmal das ausgeschnittene Fleisch stets wieder nach, was, da das Thier nicht den geringsten Schaden dadurch erlitt, den Erdmännchen in ihrer Wirthschaft sehr zu statten kam.

53. Die Bergleutlein im Emmenthal.

Dieß sind sehr kleine Leute, schön von Angesicht und von Gestalt. Sie wohnen tief unter der Erde in goldenen und krystallenen Wohnungen und kommen nur selten auf die Erde herauf zu den Menschen. Diese Bergleutlein lieben nur Gutes und Schönes, und fromme, wohlthätige Menschen werden von ihnen belohnt und beglückt. Sie haben sehr verschiedene Namen. Nachtvölklein und Nachtleutlein heißen sie, weil sie sich vor den Menschen nur des Nachts sehen lassen; Bergvölklein, Bergleutlein, weil sie sich tief

Digitized by Google

in des Berges Schooß im krystallnen Tempel aufhalten; Zwerge wegen ihrer kleinen Gestalt. Wenn sie auf die Erde kommen, setzen sie sich oft zu ihren frommen Werken oder zum Gesang in einen Kreis, und lange nachher zeichnet sich dieser Fleck noch durch einen grünen Ring aus. Sehr viele Leute haben schon an kahler Berghalde solche Ringe gesehen, die etwa zwei Klafter im Durchmesser, eine etwa einen Fuß breite Kreislinie haben, die aus dem schönsten kräftigsten Grase besteht, während ringsum alles kahl und dürr ist. Auf einer Seite hat der Ring immer eine zwei Fuß breite Lücke als Eingang.

Von diesen Bergleutlein wird viel Wunderbares erzählt. Bei einem großen Strohhaufen können sie eine Reiswelle (Reisbündel) anzünden und ein großes Feuer unterhalten, ohne daß ihnen ein Strohhalm verbrennt, und ein rundes Loch durch einen Strohbund zu brennen, ist ihnen eine Kleinigkeit.

Eines Abends holte ein Mann Wein im Wirthshause für seine kranke Frau. Auf dem Heimwege traf er auf Nachtleutlein; diese fragten ihn, was er da habe. Wein für meine Frau, antwortete er. Sie baten ihn, er möchte ihnen doch zu trinken geben; der Mann entschuldigte sich, daß er nicht genug habe für sie alle. Diese aber drangen heftiger in ihn, mit dem Versprechen, daß für seine Frau noch sehr viel übrig bleiben werde. Da reichte er ihnen seine Flasche hin. Als er diese aber im Kreise herumgehen sah, und jedes der guten Leutlein sehr viel daraus trank, und viel mehr Zwerge da waren als er gemeint hatte, da ward ihm Angst und er glaubte, seine Flasche bis zum letzten Tropfen geleert wieder zu erhalten, dann müsse er gleich wieder nach dem Wirthshause gehen, um sie wieder anzufüllen. Aber es war noch viel Wein darin, als alle daraus getrunken hatten und sie ihm die Flasche zurückgaben. Sie verboten ihm aber sehr, er solle es ja weder seiner Frau noch einem andern Menschen sagen, daß sie daraus getrunken hätten. Genug, er brachte seinen noch übrigen Wein seiner Frau heim und siehe! seine Flasche war noch voll, und lange, lange Zeit trank seine Frau von diesem Weine, und stets blieb die Flasche voll. Endlich aber gefiel die immer volle Weinflasche der Frau nicht mehr recht; sie begann sich zu fürchten vor derselben. Sie drang in den Mann,

Digitized by Google

ihr zu sagen, welch Hexenwerk hinter derselben stecke. Der Mann aber suchte sie zu beschwichtigen, indem er sie auf die Größe der Flasche aufmerksam machte und sie aufforderte, nur viel zu trinken, die Flasche werde dann schon leer werden. Bald aber ward die Frau voll Mißtrauen und wollte keinen Tropfen mehr von diesem so gesegneten Weine. Da entdeckte ihr der Mann das Geheimniß, — und o weh! da ward die Flasche leer, und je fleißiger der Mann nachher hinging, seine Weinflasche füllen zu lassen, desto öfter war sie wieder geleert.

Auch können diese Bergwesen ganz besonders schön singen. Oft sitzen sie auf steilem unzugänglichem Felsengipfel und singen so schön von ihrer lustigen Höhe herab, daß die Leute unten im Thal ganz bezaubert werden und die Engel des Himmels zu hören glauben. Sie sind aber ein wenig stolz auf ihr Singen und lassen nicht Spiel treiben mit demselben. Ein Bauer hatte einst zwei Knechte, einen Melcher (Melker) und einen Heerdknecht. Der Melcher war ein gar frommer und guter Mensch, behandelte sein Vieh, als wären's Menschen, und fluchte und schwur niemals. Dieser mußte nebst dem Vieh im Stalle auch das auf der Sommerweide besorgen. Der Weg zu derselben führte ihn bei einer alten Scheuer vorbei, in welcher sich öfter Bergleutlein aufhielten. Schon manchmal hatte er sie wunderschön singen gehört und oft war er lange gestanden und hatte mit Vergnügen ihrem Gesange zugehört. Einst als er sich auch an ihrem Gesang ergötzte, luden sie ihn ein, zu ihnen in die alte Scheuer zu kommen. Er ging hinein und ward entzückt über solchen Gesang, er äußerte aber auch sein Bedauern, daß er nicht singen könne. Die kleinen Sänger aber trösteten ihn und forderten ihn auf, auch mitzusingen. Er versuchte es, und zu seiner großen Freude konnte er die schönsten Lieder mitsingen. Sie verboten ihm aber, keinem Menschen zu sagen, wo er so singen gelernt habe. Er ging heim. Am folgenden Morgen, als er sein Vieh fütterte und seine Kühe molk, versuchte er seine Stimme, und sie hatte eine solche Feinheit und einen solchen Schwung erhalten, daß er die schönsten Weisen singen und jauchzen konnte. Jedermann verwunderte sich, diesen sonst so stillen Melcher nun so bezaubernd singen zu hören. Sein Kamerad aber, der Heerdknecht, war auch ein gar lustiger Bursche,

Digitized by Google

konnte singen und jauchzen, und deßwegen war er berühmt bei den Leuten. Daneben war er aber ein sehr wüster Mensch, fluchte gar jämmerlich, beleidigte die Menschen, quälte die Thiere, und trieb sonst alles wüste. Als nun der Melcher so schön singen gelernt hatte, war der Heerdknecht verdutzt. Die Leute wollten nur den Melcher singen hören und rühmten nur den Melcher, des Heerdknechts Singen verspotteten sie. Da ward er traurig und drang heftig in den Melcher, ihm doch zu sagen, wo er so singen gelernt habe. Dieser war aber standhaft. Um keinen Preis wollte er seinen Lehrmeister verrathen. Je mehr er sich weigerte, desto schöner sang er. Endlich aber, als der Heerdknecht immer zudringlicher ward, und ihm manches Schöne versprach, sagte jener aus, wer ihm die Kehle geöffnet habe. Der Heerdknecht ging hin zum alten Scheuerlein, fand aber keine Bergsänger; denn diese fürchteten sich vor einem so wüsten Menschen. Der Melcher verstummte aber von dem Augenblicke an, da er Verräther geworden war. Wie sehr er sich auch anstrengen mochte, die Triller seiner vorigen Nachtigallkehle glichen immer mehr dem Gekrächze der Raben.

54. Der beschenkte Zwerg.

Bei einem Hause in Betelried im Oberstimmenthal war eine sogenannte Stampfe, ein ausgehöhlter Klotz mit einem mächtigen Stempel oben an einer elastischen Latte befestigt. Zu diesem Hause kam von Zeit zu Zeit ein Zwerglein, um mit Erlaubniß des Eigenthümers seinen kleinen Vorrath an Gerste zu stampfen. Es war sehr dürftig gekleidet, deßwegen beschloß der Hausbewohner auf den Antrag seiner Ehehälfte, demselben eine Kleidung von weißer roher Zwillich machen zu lassen, wozu er wirklich nicht viele Ellen brauchte. Das nächste Mal, als das Zwerglein wieder zu stampfen kam, machten ihm die Hausbewohner die Kleidung, die unterdessen fertig geworden war, zum Geschenk. Es zog sie sogleich an, besah sich von oben und unten, von hinten und vornen und sprach im Gefühle seiner nunmehrigen Würde: „E söttige Ma ga=n Gerste stampfe? Nein! e söttige Ma zum Tanze ga=n!“ Das Zwerglein

Digitized by Google

entfernte sich, indem es für das neue Kleid schön sich bedankte, kehrte aber niemals wieder zurück. Ein unsichtbares Wesen zeigte sich von da an den Schenkern günstig. Keine Geiß, kein Schaf verirrte ihnen mehr, sondern sie kamen immer regelmäßig nach Hause. Ihr Holz, das von den Bergen herabgerollt wurde, blieb immer auf dem „Laas" (Holzleite) und fiel nie in Tiefen und Sümpfe, und alle ihre Arbeit ging so rasch vorwärts, daß man deutlich sah, es habe ihnen Jemand geholfen.

55. Der Gemsjäger.

a. Alte Eltern hatten einen ungehorsamen Sohn, der nicht wollte ihr Vieh weiden, sondern Gemsen jagen. Bald aber ging er irre in Eisthäler und Schneegründe: er glaubte sein Leben verloren. Da kam der Geist des Berges und sprach zu ihm: „Die Gemsen, die du jagest, sind meine Heerde; was verfolgst du sie?" Doch zeigte er ihm die Straße; er aber ging nach Hause und weidete sein Vieh.

b. Ein Gemsjäger stieg auf und kam zu dem Felsgrat, und indem er weiter emporklomm, weiter, als er je vorher gelangt war, stand plötzlich ein häßlicher Zwerg vor ihm, der sprach zornig: „Warum erlegst du mir lange schon meine Gemsen, und lässest mir nicht meine Heerde? Jetzt sollst du's mit deinem Blute theuer bezahlen!" Der Jäger erbleichte und wäre bald hinabgestürzt, doch faßte er sich noch und bat den Zwerg um Verzeihung, denn er habe nicht gewußt, daß ihm diese Gemsen gehörten. Der Zwerg sprach: „Gut, aber laß dich hier nicht wieder blicken, so verheiß ich dir, daß du jeden siebenten Tag, Morgens früh, vor deiner Hütte ein geschlachtetes Gemsthier hangen finden sollst, aber hüte dich und schone mir die andern." Der Zwerg verschwand und der Jäger ging nachdenklich heim, und die ruhige Lebensart behagte ihm wenig. Am siebenten Morgen hing eine fette Gemse in den Aesten eines Baumes vor seiner Hütte, davon zehrte er ganz vergnügt, und die nächste Woche ging's ebenso und dauerte ein paar Monate fort. Allein zuletzt verdroß den Jäger seiner Faulheit, und er wollte lieber selber Gemsen jagen, möge erfolgen, was da werde, als sich

Digitized by Google

den Braten zutragen lassen. Da stieg er auf, und nicht lange, so erblickte er einen stolzen Leitbock, legte an und zielte. Und als ihm nirgends der böse Zwerg erschien, wollte er eben losdrücken, da war der Zwerg hinten hergeschlichen und riß den Jäger am Knöchel des Fußes nieder, daß er zerschmettert in den Abgrund sank.

56. Rieggis-Pfad.

Ein Mann, der Rieggi hieß, war ein leidenschaftlicher Jäger. Wo er ein Gemsthier wußte, ruhte er nicht, bis er es erlegt hatte. Sein eigenes Leben setzte er so oft auf's Spiel, so oft er eine Gemse zu erlegen hoffen konnte. Bereits hatte er das neunundneunzigste Thier geschossen, und die in der Gemsenjagd so verhängnißvolle Zahl „Hundert", wo dem Jäger eine weiße Gemse als Warnung erscheint, war erreicht. Eine neue Jagd führte ihn in's G'sür, diesen mächtigen Gebirgsstock zwischen St. Stephan und Adelboden, welcher nicht mit Unrecht die Mutter der Thiere genannt wird. Da, wo sich das Rothhorn gegen die Grimmialp abdachet, zeigte sich ihm ein gewaltiger Bock. Obschon derselbe ganz weiß war, fachte er seine Jagdlust so heftig an, daß er die Warnung in den Wind schlug, und denselben bergauf bergab so rastlos verfolgte, daß er am Ende in seiner blinden Leidenschaft von menschlichen Pfaden weit abkam, und weder vorwärts noch rückwärts kommen konnte. Da rief ihm eine Stimme in vorwurfsvollem Tone zu: „Rieggi, warum verfolgst du meine Geißen, die mich mit Milch und Käse versorgen? Rieggi! Rieggi! nimm den Hut vor deinen Kopf, damit du nicht siehst, wie hoch du fallen mußt!" und damit stürzte er in den Abgrund. Die Stelle wird „Rieggis-Pfad" geheißen bis auf den heutigen Tag.

57. Der unglückliche Gemsjäger am Schreckhorn.

„Gott im Himmel! wie wettert es! Jonathan, du gehst heute nicht auf die Gemsjagd. Sieh, wie es regnet, und horch, wie der Donner kracht und der Wind heult!" Aber ach, Jonathan achtet nicht auf das Wetter, und nicht auf die Reden seines bekümmerten Weibes;

Digitized by Google

die Gemsjagd, bei ihm zu grenzenloser Leidenschaft gestiegen, reißt den Unglücklichen hinauf in die wilden Gebirge. Er nimmt seine Richtung gegen den Mettenberg, auf welchem er, indem er durch das Fernrohr blickt, bald ein Rudel Gemsen gewahr wird. Er fängt an, dasselbe zu beschleichen; aber bevor er sich demselben auf gehörige Distanz genähert hat, nimmt es seine Flucht gegen das kleine Schreckhorn. Jonathan schleicht ihm nun von neuem nach, und an dem südwestlichen Abhange desselben erspäht er es zum zweiten Male. Jetzt legt er sich nieder, rutscht vorwärts auf dem Bauch, und erreicht die Gemsen glücklich auf eine Schußweite. Jetzt schlägt er seinen Stutzer an, zielt, drückt los und der Schuß donnert. Die Fuhrgeiß stürzt nieder, aber im gleichen Augenblick stürzt auch Jonathan. Die zweifach oder vielleicht dreifach überladene Büchse giebt ihm einen furchtbaren Stoß, er verliert das Gleichgewicht und gleitet über die steile Felswand hinab auf einen Fluhsatz, hält aber seinen Stutzer auch im Fallen fest am ledernen Riemen. Er sucht sich wieder zu retten, aber es ist unmöglich, den Fluhsatz zu verlassen, denn unter ihm öffnet sich ein schauriger Abgrund, neben ihm und über ihm erhebt sich die glänzende Fluh. Im allertraurigsten Zustande bringt er dort zwei Tage und zwei Nächte zu. Endlich beschließt er, seinem Leben selbst ein Ende zu machen, zeichnet den Vorgang und sein Vorhaben mit Bleistift auf ein Stück Papier, schleudert dieses über den Felsen hinaus, ladet dann noch einmal sein Jagdgewehr, und schießt sich die Kugel in den Kopf, indem er mit dem Zehen den Hahn losdrückt. Erst nach zwei Monaten fanden Gemsjäger das überschriebene Papier; nicht weit davon lag Jonathans Leiche, unkenntlich und schrecklich zerschmettert. Oft, erzählt die Sage, wenn ein Gewitter im Anzuge ist, vernehme man am Schreckhorn ein Knallen, ähnlich dem Krachen eines Schießgewehres, worauf ein Rauschen und Stöhnen hörbar werde, nicht unähnlich dem letzten Röcheln eines Sterbenden.

58. Der Ritter von Grimmenstein.

Unweit Burgdorf liegt an der Straße nach Langenthal das Dorf Wynigen, in dessen Umgegend man noch heute Reste von

Digitized by Google

römischen Gebäuden findet. Nahe dabei erhebt sich ein steiler Hügel, auf welchem sich die Ruinen des alten Schlosses Grimmenstein befinden. Nachdem es von den Herren von Grimmenstein an die von Römoos übergegangen war, wurde es im Jahre 1383, als die Berner und Solothurner den Grafen von Kyburg bekriegten, von den tapferen Städtern belagert, eingenommen und zerstört.

Der letzte Ritter von Grimmenstein, welcher um das Jahr 1300 gelebt haben soll, war der leidenschaftlichste Jäger weit und breit. Selbst an Festtagen rastete er nicht. Eines Sonntags, als der Ritter wiederum auf die Jagd ausziehen wollte, trat seine Gattin an ihn heran und bat ihn dringend, daheim zu bleiben. Der Sturm tobe und wüthe so sehr und man müsse fürchten, daß die Geister des Waldes wach seien, sagte sie; auch sei sie letzte Nacht von einem fürchterlichen Traum gequält worden. Denn in demselben habe der Ritter einen großen, schönen Hirsch mit drei Jungen gejagt und dann plötzlich sie, seine Gattin und seine drei Söhne erschossen. Der Ritter aber verlachte die Mahnung der geängsteten Frau. „Eh' ich heute raste," rief er, „geh' ich in Tod und Grab!" Und mit diesen Worten ritt er von dannen, und mit lautem Jubelrufe folgten Jäger und Knappen.

Mehrere Stunden waren vergangen und viel Wild war schon von Herrn von Grimmenstein erlegt worden, aber noch immer fehlte der von ihm so sehr gewünschte Hirsch. Plötzlich zog sich die Jagd auf eine lichte Stelle im Walde, welche mit schönem blumigem Gras bedeckt war und auch klares frisches Wasser bot. Hier weidete eine große schöne Hirschkuh mit drei Jungen. Sogleich griffen die jungen Hunde an; die Hirsche flohen nicht, sondern die Hirschkuh stellte sich vor die Kleinen, sie zu schützen und zu schirmen, und wehrte furchtbar stöhnend die Hunde ab. Dennoch waren die Weichen der Jungen bald zerfleischt, und in wenigen Minuten auch die Thierlein durch wohlgezielte Schüsse mit der Armbrust gefällt. Länger hielt die Hirschkuh Stand; aber auch sie fiel durch das Geschoß des unerbittlichen Ritters, und ihr Blut röthete den Rasen.

Da stieg plötzlich aus der Erde ein Riese hervor, der Berg- und Waldgeist, welcher das unschuldige Wild beschützt. Hohnlachend rief er: „Nur gemach, die Hirschlein sind schon gerächt!"

Digitized by Google

Und damit verschwand er und Hirschkuh und Junge mit ihm. Vor Schrecken erstarrt standen die Jäger. Endlich ermannte sich der Ritter und ritt zu seiner Burg zurück. Zögernd trat der Herr von Grimmenstein in das Gemach seiner Gemahlin; an der Seite ihrer drei Söhne lag sie da, todt und von Pfeilen durchbohrt. Der eigene Gatte hatte sie und seine hoffnungsvollen Kinder gemordet, freilich wider seinen Willen. Schweigend küßte er die theuern Leichen; dann stieß er sich selbst das eigene Schwert in die Brust und sühnte so die Schuld des Jagdvergehens.

Zerfallen liegt nun Grimmenstein, die Burg des wilden Jägers. Bricht aber Krieg oder Pest in das Land herein, so steigt der Ritter aus seinem Grabe. Dreimal stößt er kräftig in sein Horn und fährt dann brausend und tobend durch die Luft, indem er die schreienden Knappen und die heulenden Hunde mit lautem Hufschlag ruft. Eine schöne Hirschkuh mit drei Jungen eilt flüchtig vor ihm her, und der Bauer wirft sich angstvoll mit dem Gesichte auf die Erde, wenn er sie herankommen sieht.

59. Vom Hauri.

Ein guter Geist ist das Hauri, in seinem Wirken ähnlich dem Erdmännchen, aber mächtiger. Die schönsten Alpen sind sein Wohnsitz. Sein Lieblingsaufenthalt ist aber die Steinbergalp am südöstlichen Abhange des Hohgant, wo eine Stelle seinen Namen führt. Es liebt die Menschen und schützt sie vor dem wilden Treiben der bösen Geister der Gebirge. Wenn diese sich im Frühjahr mit dem schmelzenden Schnee zurückziehen, streift es über die Triften und Halden mit lauem Fittich dahin und lockt die Erstlingsblumen aus dem starren Boden und bereitet dem Hirten eine fröhliche Ankunft auf der Alp und Futter für seine Heerde. Und wenn dann die Glocken der Kühe läuten und die Schellen der Ziegen erklingen, dann hüpft es seinen Lieblingen entgegen, und kitzelt wohl zuweilen die Thiere, daß sie in muthwilligen Sätzen, aber ohne Schaden zu nehmen, den Berg hinauf springen. Es erleichtert dem Hirten die Last der schweren Lebensmittel und Ge-

Digitized by Google

räthschaften, unter deren Bürde er keucht, und breitet einen leichten Duft über das Gebirge, daß ihn der ungewohnte Glanz der Strahlen nicht blende. Dann geht es wieder den Thieren voran und zeigt ihnen die besten Weideplätze, wo Brändli (Stendelwurz) wächst und Alpengarbe und warnt sie vor schädlichen Kräutern. Es will aber seine Wohlthaten im Stillen thun und wird böse, wenn man von ihm spricht, selbst wenn man es lobt, und wer solches mißachtet, von dem zieht es seine Hand ab, dessen Kühe fressen schlechte Kräuter, geben wenig Milch und werden mager; dessen Ziegen klettern an unzugängliche Orte, wo sie nicht vor- noch rückwärts können, und der ungehorsame Hirte muß Tag und Nacht in den Bergen umherstreichen, sie zu suchen und auf halsbrechendem Wege sie herabtragen in wegsamere Gegenden. Deßhalb spricht der Oberländer nicht gern vom Hauri, denn er ist seines Schutzes benöthigt. Im Winter hört des Hauri Sorge für das Vieh auf den Alpen auf. Dann wacht es über den verderblichen Anschlägen der Geister des Gebirges, welche die Menschen bedrohen, und warnt diese, da es nicht mächtig genug ist, sie selbstthätig gegen die vereinte Macht der Kobolde zu schützen. Drum hört man, wenn die Kobolde eine Lawine zusammengescharrt haben, um sie auf die Wohnungen hinabzuschleudern, eine klagende Stimme in den Lüften, welche die Bedrohten warnt. Oft ruft die Stimme den Namen, oft ist es nur ein eigenthümlicher wimmernder Laut, der in den Lüften stöhnt und von der Stelle her sich vernehmen läßt, von welcher die Gefahr droht. Und wenn er sie auch noch nie gehört hat, so erkennt der Bedrohte doch gleich, daß es keine menschliche Stimme ist, die ihn ruft, kein menschlicher Klageton, sondern ein Laut, der nicht seines Gleichen angehört. Zaudert er dennoch sich zu retten, so warnt das Hauri zum zweiten Male. Zum dritten Male aber ist es nicht mehr der vorherige Laut, Erd und Himmel scheinen dann Wehe zu schreien, ein heulendes Gewimmer bricht aus allen Schlünden, aus allen Thälern des Gebirges hervor, die ganze Luft ächzt in ängstlicher Klage, wie ein Gewitterschein fleucht das Hauri über die bedrohte Stelle — und ihm unmittelbar folgt das Graus der Zerstörung, ganze Berge von Schnee wälzen sich dumpf donnernd von den Höhen herab

Digitized by Google

und hohnlachend stürzen sich, auf losgerissenen Felstrümmern reitend, die sie zu wilden Sätzen anspornen, die Geister des Gebirges auf die Stätte der Verwüstung.

Als vor einigen Jahren eine Lawine das Grimselspital verschüttete, da hörte der Knecht, der einsam den Winter über das Haus hütete, das Hauri. Klagend rief es vom Juchliberge her; die Hunde sprangen unruhig auf, öffneten sich selbst die Thüren und flüchteten hinaus in das Freie. Der Knecht, im Glauben, ein Wanderer rufe um Hilfe, eilte ebenfalls vor die Thüre. Draußen schien hell und freundlich die Sonne, um den Juchliberg aber schwebte es in der Luft, er konnte nicht recht deutlich sehen, was. Kein Wanderer zeigte sich in der Nähe noch Ferne. Er rief die Hunde, die ziellos umherschweiften und kehrte mit ihnen in die Stube zu seiner Arbeit. Da erschallte der Ton zum zweiten Male, abermals suchte er den vermeintlichen Wanderer, der seine Hilfe angerufen, abermals vergebens; am Juchliberge aber flimmerte ein röthlicher Schein. Er kehrte wieder in das Haus. Erst als der Himmel über ihn mit schrecklichem Getöse zusammenzubrechen schien, erst dann erkannte er, aber zu spät, wer ihm gerufen. Wie Strohhalmen waren die Sparren des Daches geknickt und unermeßliche Erdlasten vor die Thüre gewälzt, so daß jeder Ausgang gesperrt schien. Nur die Festigkeit der Mauern hatte das Haus vor gänzlicher Zerstörung, ihn vor augenblicklichem Tode gewahrt. Allein im Fliehen hatte das Hauri den Deckel des Kamins aufgeklappt und ihm so einen Rettungsweg eröffnet. Er kletterte durch den Schornstein an das Tageslicht, als die Kobolde ihn begraben glaubten und ihren Triumph auf dem Aargletscher feierten. Er kannte jetzt die Stimme des Hauri, aber er erzählte die Geschichte nicht gern, denn er möchte seine Gunst, die sich so offenbar gezeigt, nicht verscherzen.

60. Die Herren von Rothenthal.

An der Südwestseite der Jungfrau, hoch über ihrem Fuße, liegt ein furchtbar vergletschertes Thal, das Rothenthal oder Rothal. Ehemals war hier eine der fruchtbarsten Alpen, die Blümlis-

Digitized by Google

alp, und vor nicht zu langer Zeit führte von hier aus ein Paß, wenn auch nicht ohne Gefahr, nach dem jenseits gelegenen Wallis. Glücklich wäre das Loos der Bewohner dieses Theiles des Landes gewesen, hätte nicht zu jener Zeit die Willkürherrschaft grausamer Herren auf ihnen gelastet. Keiner war seines Eigenthums sicher und selbst die Frauen und Jungfrauen des Thales entgingen nicht den Verfolgungen dieser Wüthriche. Ihr gottloses Treiben konnte jedoch nicht ungestraft bleiben. Der Zorn des Himmels erwachte und als einstmals einer von ihnen, der böseste von allen, unter denen das Land seither geschmachtet hatte, mit seinem wilden Gelüste ein junges Hirtenmädchen verfolgte, kam plötzlich im jähen Sprunge ein großer schwarzer Bock, welcher noch niemals vorher auf der Alp erblickt worden war, der fliehenden Jungfrau zu Hilfe und stürzte den Verfolger mit kräftigem Stoße von der steilen Felsenwand hinab in den Abgrund. Gleichzeitig aber erzitterten ringsum die Firnen der Eisgebirge und unter herabrollenden Felsstücken und Eismassen verwandelte sich das einst so blühende und fruchtbare Thal in die traurige Gletschereinöde, die es heute ist und die von jenem Augenblicke an, nur selten von den Menschen betreten, der Aufenthaltsort aller jener Bösewichter ward, welche, einst hier herrschend, ihre Macht zur Unterdrückung ihrer Nächsten und zur Befriedigung ihr verabscheuungswürdigen Leidenschaften mißbrauchten. Zu ewiger Buße verdammt, ziehen sie jetzt, indem sie ihr Schicksal in dumpfen eigenthümlichen Tönen beklagen, von hier aus oftmals durch das Land. So oft aber diese Töne gehört werden, kann man sicher sein, daß trübes regnerisches Wetter im Anzug ist und im Volke heißt es dann: die grauen Thalherren kommen! was eben so viel bedeutet, als es wird schlecht Wetter werden.

61. Mühle-Seiler.

Mühle-Seiler war ein Geisterbanner aus dem Amte Signau, wo er zu Mühleseilen wohnte, von welchem Orte er auch seinen Namen hat. Große und kleine Ungeheuer mußten seiner Gewalt unterliegen. Die meisten Gespenster, welche hie und da den Bauern

Digitized by Google

in ihren Ställen, in der Küche, in dem Keller hinter den Weinfässern und sonst wo spukten, nahm er hinweg und verbannte sie in das Rothenthal.

Des Nachts ging er oft mit den ihm untergebenen Geistern auf der Straße spazieren, wobei er immer den Hut unter dem Arme trug, und die ihm begegneten erzählten, daß er dann zu ihnen gesagt habe: „Seid doch so gut und geht ein wenig auf die Seite, es kommen da Herren!" Dann habe es gemacht, als ob eine große Menge Pferde durch die Straße hintrappelte.

Viele versichern auch, ihn mit seinen Herren steilen glänzenden Felsen nach wandeln gesehen zu haben. Hin und wieder exercirte er auch mit ihnen und man vernahm dann ein Donnern und Tosen bis weit in die Ferne hin; dann sagten die Leute: „Die Rothalherren exerciren, es giebt ander Wetter!"

62. Der unnatürliche Sohn.

In einem der Seitenthäler des Berner Oberlandes lebte ein alter, frommer Mann, der von Gott mit Geld und Gut, aber auch mit vielen Kindern gesegnet war. Er hatte acht Töchter und einen Sohn. Dieser einzige Sohn aber war es, der ihm statt Freude zu bringen, nichts als Kummer und Sorgen machte. Mit wilden Gesellen schweifte er Tag und Nacht umher, und achtete weder der Ermahnungen des Vaters noch der Thränen der Schwestern. Da sagte der Vater eines Tages zu seinen Töchtern: „Da aus eurem Bruder, den ich als meinen Erben einsetzen wollte und der, wenn ich einst todt, für euch sorgen sollte, ein Verschwender geworden ist, der meine ganze Hinterlassenschaft verprassen würde, muß ich auf andere Art für euch sorgen. Ich habe daher unter den Söhnen unserer Nachbarn mir Eidame erwählt, und ich will euch eine Aussteuer geben, damit ihr nicht leer aus dem Hause zieht. Bereitet euch auf morgen; morgen soll euer aller Hochzeitstag sein."

Als sie nun am andern Tage mit ihren Erwählten am Hochzeitsmahle saßen, sprang plötzlich die Thüre auf und der Bruder,

Digitized by Google

der seit Tagen nicht mehr daheim gewesen, trat ein und rief: „Was verprasset ihr da mein Erbe?“ und lästerte die Anwesenden. Seinem Vater aber schrie er zu: „Du hast mich um mein Erbe betrogen, ich bin dein Sohn nicht mehr; hast du mich verstoßen, kann ich dich auch verstoßen!“ und stieß mit diesen Worten den Alten zurück, daß dieser ohnmächtig zu Boden stürzte. Der unnatürliche Sohn aber entfloh zur Thüre hinaus. Da um die Mitternachtsstunde, als der todtgetroffene Alte auf seinem Bette lag, ertönte plötzlich durch das Alpenthal ein schrecklicher Donner. Eine Lawine war vom nahen Gletscherberge gefallen. Da richtete sich der sterbende Greis nochmals von seinem Lager auf und sprach: „Gott hat meinen Sohn gerichtet, sei er seiner Seele gnädig!“ worauf er zurücksank und erblich. Der unnatürliche Sohn aber irrt von jener Stunde an, ein zu ewiger Buße verdammter Geist, auf den Gletschern jenes Thales umher.

63. Der Untergang von Schillingsdorf.

Eines Abends brach über Schillingsdorf[1] ein furchtbares Gewitter los. Ringsum fielen Blitz auf Blitz in die Tannen und Arven, und die Donnerschläge, an den hohen Felswänden hin- und hergeworfen, krachten entsetzlich. Dazu ergoß sich in Strömen ein heftiger Platzregen, so daß im Augenblick durch alle „Runsen und Chrachen“ ganze Bäche herunterkamen und Erde und Steine mit sich rissen wie bei einem „Wurggisch.“[2] Die Lütschine schwoll in kurzer Zeit zu einem mächtigen Strome an, schäumte und toste und überschwemmte Wege und Stege. Erschrocken flüchteten sich die Bewohner in ihre Häuser und das Vieh sprang brüllend unter die „Schärmdächer“ oder in die Ställe. Es war ein Wetter, man hätte keinen Hund vor die Thüre gejagt. Wie es dunkel wurde, kam an seinem Stecken, durch und durch naß wie eine Katze, die man durch den Bach gezogen, ein altes, kleines Männchen das Thal herunter ins Dorf. Es schlotterte vor Frost und Nässe am ganzen Leib, das Wasser troff in Bächlein aus seinem langen, grauen Bart herab; aber dennoch schauten seine schelmischen, blauen Aeuglein gar freundlich und zutraulich unter seinem schwar-

Digitized by Google

zen Wetterhut hervor. So ging es gleich beim ersten Haus „z' Schärmen", schüttelte das Wasser von Hut und Kleidern, klopfte seine Schuhe an der Schwelle ab und pochte dann mit seinem Stecklein bescheidentlich an die Thür. Da sah ein Weib heraus, und als es bat, sie möchte ihn bei dem wüthenden Wetter hereinlassen und ihn für die Nacht beherbergen, fuhr sie ihn an, sie haben keinen Platz für einen hergelaufenen Bettler, er möge nur weiter gehen. Ohne ein Wort zu sagen, ging das Männlein weiter zum nächsten Haus. Dort ging es ihm nicht besser. Ebenso beim dritten. Und so war es schließlich am Ende des Dorfes angekommen, hatte bei allen Thüren angeklopft und nirgends Einlaß gefunden, an den meisten Orten aber harte und beschimpfende Worte hinnehmen müssen, ja bei einem Haus war es sogar mit Schlägen weggetrieben worden. Es hatte sich Alles gefallen lassen und nichts darauf geantwortet. Jetzt war bloß noch mitten im Dorfe ein kleines Hüttlein übrig, wo es nicht angefragt hatte, weil es gedacht hatte, es wohnen dort arme Leutlein, die ihm weniger leicht eine Herberge bereiten könnten als die andern. Es kehrte zurück und klopfte endlich auch dort noch an. Da kam ein armes Mütterchen heraus, öffnete ihm bereitwillig die Thür, hieß ihn freundlich willkommen und führte ihn in die Stube. Es wohnte außer ihr sonst niemand mehr in dem Häuschen als ihr alter Mann; aber die beiden Leutchen lebten trotz ihrer Armuth sehr glücklich bei einander. Diese hatten Mitleid mit seinem Zustand, gaben ihm trockene Kleider und hießen ihn die nassen ausziehen, um ihm sie am Ofen zu trocknen. Dann stellten sie ihm Milch und Käse auf, und die Frau buk ihm Kuchen. Man gab ihm von Allem, was im Hause war, das Beste und rüstete ihm ein warmes Bett. Da war das alte Männlein ganz gerührt. Bevor es aber seine durchnäßten Kleider auszog, ging es noch einmal hinaus, und rief das Dorf hinauf und hinunter mit lauter und durchdringender Stimme:

„D'Burg[3] ischt g'spalten,
Schlegel und Weggen[4] sin khalten[5],
Schillingsdorf wird untergahn!"

Dann kam es zurück und blieb die Nacht bei den beiden guten Leuten.

Digitized by Google

Am Morgen, als diese erwachten, war es schon fort. Es hatte die ganze Nacht geregnet und Alles ging jetzt hinaus, um zu sehen, wie es draußen sei. Da erdröhnte plötzlich aus der Höhe herab ein furchtbares Poltern und Rumpeln und Krachen, wie von einer großen Lawine. Da sahen sie, wie die große Felswand hoch oben über dem Dorfe sich ablöste und mit einem Male herunterrutschte. Unterwegs zersplitterte sie an den Felsen in tausend Stücke, die jetzt wie ein Hagel von Steinen gegen das Dorf herrollten. Zugleich hörten sie die Bergmännlein jodeln. Mitten drin gewahrten sie einen großen Felsblock und darauf ein Männlein sitzen, das ihn mit einem Stock wie mit einem Ruder lenkte. So rollte derselbe bis hart an das kleine Haus der armen Leute. Da steckte das Männlein seinen Stecken in die Erde: der Felsblock blieb ruhig stehen, die ganze Masse des hintennach rollenden Gesteins theilte sich an ihm und ergoß sich nur rechts und links davon über das ganze Dorf, so daß alle Häuser erdrückt und zusammengeschlagen und die Leute getödtet wurden. Nur das Häuschen in der Mitte des Dorfes und seine Bewohner blieben verschont. Schillingsdorf ist seither vergessen. Die Gegend aber, wo es gestanden, ist noch von Schutt und Steinen bedeckt.

[1] An der Stelle von Schillingsdorf steht jetzt Burglauinen. [2] Wurggisch ist der dort provinzialistische Ausdruck für eine Stein- und Kothlawine. [3] Die überhängende Felswand, die noch deutlich erkennen läßt, daß einst ein Theil heruntergestürzt ist, heißt noch heute die Burg. [4] Schlegel und Weggen sind Hammer und Keil zum Spalten der Felsen. [5] Thalten = aufgehoben, d. h. die Arbeit ist beendigt, die Burg gesprengt, sie muß herunterstürzen.

64. Dreierlei Schatzbohnen.

Am Strätlinger Thurm beim Schlosse Spiez am Thunersee ging ein Mann nach Ostern im Gestrüpp umher und sah hier eine Jungfrau sitzen, die auf ausgebreitetem Tuche dreierlei Haufen Bohnen vor sich hatte. Dem Manne gefielen die Bohnen ihrer Art wegen, und er erbat sich davon, um sie jetzt der Jahreszeit nach, bald im Garten zu setzen. Die Jungfrau gab ihm bereitwillig die Hände voll von jeder Sorte. Auf dem Heimwege

Digitized by Google

wurden ihm die Bohnen gar zu schwer im Sacke. Als er nachschaute, waren die der gelben Sorte in Goldstücke, die der weißen in Thaler, und die der schwarzen Sorte in Scheidemünze verwandelt. Jetzt wußte der Mann, daß er die Strätlinger Jungfer gesehen hatte.

65. Die güldene Schelle.

Auf der Sulsalp fand einst ein Hirt einen kunstreich geformten Schlüssel, der ihm die Thüre zu einer früher nie gesehenen Höhle des Berges öffnete. Im Innern blendete ihn der Glanz der kostbarsten Steine, und eine Jungfrau, die seit mehr als hundert Jahren hier ihrer Erlösung geharret, bot ihm drei Gaben zur Auswahl an: einen Hafen (Topf) voll Geld, eine güldene Kuhschelle oder sich selbst nebst allem Uebrigen. Da kam ihm sein Bethli (Elisabeth) in den Sinn, und er wählte die zweite Gabe. Ergrimmt darüber kündigte ihm die Jungfrau Fluch und Schande an. Unter dem Krachen der Gewölbe ward er von unsichtbarer Macht hinausgeworfen, und draußen auf dem Rasen fand er die güldene Schelle neben sich liegen.

Ruhelos wanderte er in die weite Welt. Da kam er einst zu einer einsamen Hütte, vor welcher ein altes Männchen Holz spaltete. Als ihm von dessen Vater die Nachtherberge gewährt worden, ist er in die Hütte getreten. In derselben traf er ein steinaltes gekrümmtes Männchen, hinter dem Tische sitzend an. Diesem mußte er seine Schicksale erzählen, und als er geendet hatte, erhob sich der Alte und sagte zu ihm: „Gastfreundschaft halte ich heilig, das ist dein Glück! Ich beherberge dich diese Nacht, aber morgen in aller Frühe packe dich wieder fort. Dir ward Gelegenheit vergönnt, der Retter meiner Tochter zu werden, und du hast sie, vielleicht auf ewig, unglücklich gemacht!"

66. Der schwarze Mann.

Auf einer Alp im Oberhasli wurden vor Zeiten den Sennen Kühe getödtet und zwar immer diejenigen, welche am reichlichsten Milch gaben und die schönsten waren.

Digitized by Google

Mancher Aelpler, der nicht ab der Alp ziehen wollte, in der Meinung, es werde besser kommen, oder er könne endlich dem Wesen in's Spiel gucken, kam fast um all sein Vieh. Endlich kam es so weit, daß gar niemand mehr die furchtbare Alp bewohnen konnte.

Von nun an sah man öfters eine Kuh, die im saftigen Gras weidete, und eine Stimme erscholl: Wer diese Kuh in einer Stunde fertig melkt und eine Nacht in der Hütte bleibt, der erlöst die Alp.

Manch wackerer Jüngling ging hinauf und unternahm das Wagstück, aber nie kam einer von derselben zurück.

Endlich ging ein herzhafter Aelpler ab einem andern Berg hinauf. Er traf die Kuh im Stall der Sennhütte an und unternahm sein Werk. Ganze Melchtern (Gefäße) voll Milch entzog er ihrem Euter; aber als ihm sein Unternehmen gelingen wollte, kam mit fürchterlichem Gepolter ein schwarzer Mann zu ihm in den Stall, der auf mancherlei Art ihn in seiner Arbeit stören wollte. Der Hirt aber achtete sich des unsaubern Gesellen wenig und gab ihm auf seine Reden und Fragen keine Antwort; darum ist es ihm auch geglückt, daß er in einer Stunde fertig wurde mit dem Melken.

Ueberall ist ihm der schwarze Mann nachgefolgt und hat immer Gleiches gethan, was er. Ging der Senn in's Milchgaden (Milchkeller), die Milch in die Gepsen (Zuber) zu schütten, marschirte er demselben nach und machte die gleichen Bewegungen des Senns; ging er in den Keller, in die Küche oder in den Futtergang, that der Schwarze desgleichen. Selber in's Bett folgte der ungebetene Gast und legte sich mit seinen eiskalten Gliedern neben den Hirten; aber um Mitternacht stand er auf, ging in die Küche und grub mit einem Bickel ein Loch in die Erde. „Komm, hilf jetzt!" rief er dem unerschrockenen Senn zu; „komm, hilf da!" Der Hirt zeigte aber nicht große Lust, in mitternächtlicher Stunde einem solchen Schlafkameraden zu helfen und blieb auf seinem Strohsacke liegen. Bald erschien der Schwarze noch einmal unter der Gadenthüre, hielt ihm ängstlich an, er solle doch kommen und ihm helfen. „Ich rufe dir," sagte er nun noch einmal, „und wenn du das dritte Mal nicht mitkömmst, siehe dann, wie es dir ergeht." Wirklich folgte

Digitized by Google

er ihm auf das dritte Rufen hinab in die Küche. Da war ein großer Kessel abgedeckt, welcher angefüllt war mit Silber und Gold. Denselben zogen sie nun mit seinem Inhalt auf die Oberfläche des Bodens heraus und der alte Freund der Mitternacht sonderte das Geld in drei Haufen. „Siehe," sagte er, „du hast dich brav gehalten, die Alp ist erlöst, dieser Haufe da ist darum deine Belohnung; der da, der mittlere, gehört dem Herrn an, dessen Eigenthum die Alp ist, und jener dort denjenigen, welche auf diesem Berge verarmt sind." Nachdem er das gesagt, verschwand er, und nie mehr nahm man etwas von ihm wahr.

67. Die Entstehung des Kuhreihens.

Der Senn auf Bahlisalp im Hasli — Res ist sein Name — hatte seine Kühe gemolken und sie wiederum hinausgetrieben auf des Lägers (Alpenweide) saftiges Grün. Er durfte das wohl wagen, denn am Himmel war ja kein Wölkchen zu sehen und eine milde sternenhelle Sommernacht stand bevor. Da sah Res vor seiner Sennhütte dem Scheiden der sinkenden Sonne zu, und rief dann durch den Milchtrichter seinem Lieb auf der nahen Seealp den Abendgruß und den üblichen Aelplersegen zu. Als es finster geworden, ging er seelenvergnügt in den Staffel (die Hütte) hinein, that im Milchkeller noch einen frischen Zug, stieg dann hinauf zur sogenannten Gastern, wo weiches Heu seinen müden Gliedern ein behagliches Lager bot. Bald schloß er seine Augen, doch sollte sein Schlaf nicht lange dauern. Das Knistern eines Feuers auf dem Herd und das Aufgehen der Thüre weckten den Schläfer. Gleich erhob er sich von seinem Lager und bestürzt sah er, wie drunten drei fremde Gesellen eben den Kessel zur Käsebereitung über das lustige Feuer rückten. Was kommt euch wohl in den Sinn, wollte er fragen; doch faßte er erst die Gesellen besser in's Auge, und die Frage unterblieb. Am Kessel machte ein übermenschlich großer Mann, ein Riese, sein Meisterstück. Sein Genosse, eine leichenblasse Gestalt mit goldenen Haaren, trug aus dem Milchgaden die Gepsen voll blanker Milch herbei. An der Feuerplatte aber saß ein grüngekleideter Jägersmann, der gar düster in die

Digitized by Google

Glut blickte und dann und wann schürte und neues Holz zulegte. Res sah von der Gastern herunter entsetzt ihrem Thun und Treiben zu, und doch konnte er kein Auge von ihnen abwenden. Da zog der Grüne aus seiner Jagdtasche ein Fläschchen heraus, und goß blutrothes Lab in die Milch. Und wie nun der Senn den Brecher nahm, und in dem Kessel umzurühren begann, ergriff der junge, blasse und blondhaarige Knecht ein gewundenes Horn und schritt damit der Thüre der Hütte zu, die sich ihm von selbst öffnete, und trat vor den Staffel hinaus. Gar bald vernahm Res Töne und Weisen, deren er noch nie geahnt, noch viel weniger gehört hatte sein Leben lang. Von langen, gedehnten, tiefen und schwermüthigen Tönen bewegte sich die Singweise, das Lied ohne Worte, fast unmerklich hinauf und hinüber bis zum hellen schmetternden Gejohle, und dann stieg es wiederum herunter zu wundersam ergreifenden und langsam in den fernen Schluchten ersterbenden Klängen. Res hörte es deutlich, wie seine Heerde, von den wunderbaren Klängen angezogen, sich dem Staffel näherte, und er fand, daß das Geläute der Kuhglocken und das Klingen der Schellen gar lieblich hinein greife in den frischen Jodler, der ihm so wohl und so weh machte um's Herz und ihm die Augen mit Thränen füllte. Gleich darauf ergriff der bleiche Sänger das Horn und ließ die nämliche Melodie durch die sternenhelle Nacht erklingen, nur langsamer und gedehnter als vorhin. Da schien alles lebendig zu werden, rings im ganzen Gebirge herum, Geisterstimmen gaben die Töne von den Fluhwänden zurück, leiser klangen sie nach aus dem dichten dunkeln Tann, und Engelschöre schienen sie hoch aus den Lüften herab nachzuflüstern. Dann trat er mit seinem Horne wieder in die Hütte zurück.

Der riesige Senn war mit seinem Geschäfte unterdessen fertig geworden. Er schöpfte die Schotte in drei bereit stehende Gepsen heraus. Aber sonderbar, in der einen Gepse erschien sie roth wie Blut, in der zweiten grün wie Gras, in der dritten aber weiß wie frisch gefallener Schnee. Allein Res blieb keine Zeit, sich darüber zu wundern; denn plötzlich rief der große Senn mit fürchterlicher Stimme zu ihm herauf: „Steig' jetzt herunter, Menschenkind! Du sollst dir eine Gabe wählen!" Dem armen Res gingen

Digitized by Google

diese Worte durch Mark und Bein, und er zitterte wie ein Espenlaub. Da winkte dem Bebenden der Blasse, er möchte wohlgemuth herunterkommen. So faßte sich denn Res ein Herz und stieg hinab zu den drei Männern. Sie führten ihn vor die drei gefüllten Gepsen hin. Da nahm der Große das Wort und sprach mit einer Stimme, die wie ein Harsthorn ertönte, zu dem Hirten: „Sieh, aus einer dieser drei Gepsen mußt du trinken, du darfst wählen aus welcher, aber überlege dir's wohl, wenn ich dir rathen kann. Die rothe Gepse da ist meine Gabe. Trinkst du daraus, so erhältst du die Kraft und Gewalt eines Riesen und beherzten Muth dazu, und kein Mensch wird dir widerstehen können auf Erden. Obendrein gebe ich dir noch hundert schöne rothe Kühe, die morgen früh auf deiner Alp weiden sollen. Greif zu, Bübchen!" „Thu einen Zug aus der grünen Gepse," sagte darauf der Grüne, „und ich biete dir runde, harte, blanke Thaler und rothes, klingendes Gold. Hör' einmal, welch' lieblichen Klang es hat!" Und damit schüttelte er einen mächtigen Haufen Silberstücke und funkelnder Goldstücke dem Hirten vor die Füße, der erstaunt den reichen Schatz betrachtete. Indeß stand der Blasse ruhig auf sein Alphorn gelehnt da, und sprach dann mit lieblicher Stimme: „Trinkst du aus der weißen Gepse, so wirst du am Morgen früh singen und jodeln und dieses Alphorn blasen können, ganz wie du es von mir gehört!" Da rief Res: „Nun denn, ich verzichte auf übernatürliche Kraft und Gewalt so wie auf die goldenen Schätze, und wähle dein Lied und dein Alphorn, und trinke aus der weißen Gepse." Damit hob er sie leicht an seinen Mund empor und trank. Es war nichts anderes, als frische würzige Milch in dem Gefäß enthalten. „Du hast gut gewählt," sagte der Blonde, „wäre deine Wahl anders ausgefallen, du wärest ein Kind des Todes gewesen, und viele hundert Jahre wären verflossen, bis ich meine Gabe den Menschen wiederum hätte bieten dürfen. Nimm also hier dieses Alphorn und morgen früh kannst du gleich gut singen und blasen wie ich." Da verschwanden die Drei, das Feuer auf dem Herd erlosch, und Res fühlte sich von unsichtbaren Händen auf sein weiches Lager hinaufgehoben. Als er früh am Morgen erwachte, lag neben ihm das Alphorn, und wie der Blonde gesagt,

Digitized by Google

so war es. Res begrüßte mit munterem Gejohle des Kuhreihens und mit den gedehnten Klängen seines Hornes den jungen Tag und Röschen, sein Lieb. Und gar bald antworteten dem Hirten nicht nur die dunkelschattigen Tannenwälder und die braunen Fluhwände, sondern der Kuhreihen erklang auch, von Röschens frischen Lippen gesungen, von der Seealp herüber. Die trauerhafte Melodie aber, das Jodeln und das Alphornblasen, vererbte sich auf die folgenden Geschlechter bis auf den heutigen Tag.

68. Der Hirt von Mürren.

In der Gegend, wo jetzt ein guter Steg über den Sausbach leitet, war einst vortreffliche Weide und der Bachruns noch nicht so tief und noch nicht so breit von den Wellen ausgefressen. Da hirtete auf dem linken Ufer ein schönes Mädchen von Eisenfluh, und auf dem rechten gegenüber ein wackerer Jüngling von Mürren und beide gewannen sich herzlich lieb. Am Bache stehend sprachen sie gar oft zusammen und über die vorragenden Steine in seinem Laufe hüpfte leicht der rüstige Knabe hinweg zu der guten Schäferin. Da kam's an einem Tage, daß der Bach gewaltig angelaufen, breiter war als sonst und alle Felsenstücke fortriß oder drohend übertoſete. Die Liebenden am Ufer riefen kosend sich mancherlei zu, denn überzuschreiten verbot die augenscheinlichste Gefahr. In allem Scherzen aber fingen die zwei Fröhlichen an mit Rasenstücken sich zu werfen, und kräftig riß der Hirt eine Hand voll aus dem Boden und meinte, es sei alles locker und schleuderte es nach drüben. Er traf das unachtsame Kind an die Schläfe, sah es stürzen und errieth voller Verzweiflung, daß ein Stein verborgen an den Wurzeln der geworfenen Scholle hing. Da stürzte er sich muthig in den Bach und arbeitete kühn nach jenseits und kletterte zu der Geliebten hinauf. Vergebens will er sie beleben, vergebens ruft er hundertmal ihren Namen in das Echo der Klüfte. Sie liegt bleich und bewußtlos vor seinen Augen. Er besprengt sie mit Wasser; sie blickt verzeihend auf, und ihr Athem schwindet. Da befiel den schuldlosen Hirten unaussprechliche Trauer. Nicht mehr heim wollte er kehren in's väterliche Dorf. Das

Digitized by Google

schöne Mägdlein ward bestattet, wo es hingefallen, und der Hirt erbaute sich ein Hüttchen an dem Grab, blieb lebenslang zur Stelle, harrte früh und spät in heißem Beten aus, und starb nach wenigen Jahren eben da, wo seine Freude gestorben war.

69. Das alte Waldhorn.

In der Umgegend von Iselwald am Ufer des Brienzersees vernimmt man oft ein geisterartiges Klingen, das bald hoch, bald tief wie eine Windharfe schallt. Vor alter Zeit war einst ein Jäger, der sich auf mancherlei verstand, was jetzt nicht ein jeder kann. Doch einst, als er auf der Jagd war, traf ihn der Blitz und zerschmetterte ihm den Arm; da legte er seine Büchse weg und nahm das Waldhorn zur Hand. Bald zog er durch Stadt und Dorf, und blies auf seinem Waldhorn so wie die Amsel singt oder wie der Aelpler jauchzt. Wenn irgendwo des Morgens ein Pfarrherr zum Fenster hinausschaute, so blies der Waldhornist die Melodie: „Wach auf, mein Herz, und singe;" ging aber irgendwo im Abendroth ein glückliches Paar durchs Wiesenthal, dann scholl aus seinem Horn ein Abendlied voll Friedens ihnen nach. Doch wenn er irgendwo einen Dieb auf seiner That oder sonst jemand auf unrechten Wegen ertappte, dann gab er unsichtbar ein Signal.

Bald war der Grünrock überall beliebt; wer ihn kommen sah, bot ihm freundlich die Hand, rief ihn zu sich in seine Hütte, und gab ihm Speis und Trank.

Einst trat er in später Nacht am Brienzersee in einen Wald und fühlte, indem er noch ein Stücklein blies, sein letztes Stündlein nahen. Nicht weit von ihm stand an seinem Krückenstock ein Bettelmann. Den rief er an und sprach: „Du sollst mein Erbe sein! Da nimm dieses Säcklein voll Geld und den Jesusring — die Braut gab mir einst denselben; — doch gebe ich dir dieß nur unter der Bedingung, daß du mich, wenn ich starr und kalt bin, in dem Walde hier, in welchem ich gelebt habe, vergrabest. Mein Waldhorn, das mich durch seine Klänge erfreute und aufheiterte, das grabe, bei meinem Fluch, mit mir ein! Kann ich nach meinem Tode mit Blasen noch etwas thun, so soll, will's Gott, dasselbe

Digitized by Google

bei mir im Grabe nicht müßig sein." So sprach der alte Jäger und starb. Der Stelzfuß begrub ihn. Und nun erklingt in jenem Walde von Zeit zu Zeit das Horn. Bald schallt es leis und dumpf, fast so wie Bienenchöre, und bald wieder so wie eine Orgel. Oft weht es in heller Sternennacht wie ein Widerhall seewärts, und der Schiffer, der dann nach seiner Heimath rudert, vernimmt's mit Freuden. Oefter klingt es aus der Einsamkeit des Waldes, wenn überall tiefe Stille herrscht; es ist sein Getön aber auch schon vernommen worden, wenn der Donner am Himmel krachte. Die Sennen hören es manchmal, und blasen sie die Schalmei, so läßt das Waldhorn dieselbe Melodie ertönen. Kommt aber ein Dieb in seine Nähe, dann schlägt es seinem Gewissen eine Wunde, die ihn bis zu seinem Tode schmerzt; den Trunkenbold, der durch jene Gegend schwankt, führt es irre und bringt ihn zu Fall; den Bräuten aber bringt es Glück und Jedermann, der ein reines Herz hat.

70. Der Linksmähder von Madiswyl.

Zu Madiswyl, einem Dorfe zwischen Langenthal und Huttwyl, lebte vor alter Zeit ein Bauer, Namens Roth, mit seinem hübschen und fleißigen Töchterlein Vreneli. Während der Herr von Gutenberg das Mädchen gern sah, hatte dasselbe sein Herz schon an Uli (Ulrich), ihres Vaters braven aber armen Knecht verschenkt. Dem Vater schmeichelten zwar des Junkers Besuche, aber als er erfuhr, daß es ihm mit einer Heirat mit Vreneli nie Ernst sein würde, versprach er der Tochter Hand dem Uli, wenn er von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang linkhändig ein Kreuz mähen würde auf der Längmatt, die vom Dorf sich weit gegen Lotzwyl hinzieht. Die Liebe gab dem Uli Muth und Kraft zur Probe. Mit zwei Sensen ging er bei Sonnenaufgang hinaus auf die Matte. Während er mit der einen mähte, wetzte ihm Vreneli die andere. Und wenn er erschöpft war, reichte sie ihm einen Labetrunk. Der Ritter aber hatte beschlossen, sich zu rächen. Er dingte Ruedi (Rudolf), einen andern Knecht, dem Kameraden eine Flasche Wein zu bringen. Der Wein war aber vergiftet. Ruedi schenkte

Digitized by Google

fleißig ein. Obschon Uli sich todesmatt fühlte, setzte er dennoch die Arbeit unverdrossen fort, und mit Sonnenuntergang war das Kreuz wirklich abgemäht. Aber mit dem letzten Sensenschlag sank Uli zusammen und war todt. Als Vreneli das sah, sank auch es vor Schrecken todt auf den Geliebten hin. Das Andenken des treuen Uli zu ehren, nahmen die Madiswyler sein Bild in ihr Wappen und führen es bis auf den heutigen Tag.

71. Ahasver.

Als Ahasver, der ewige Jude, auf seiner Wanderung zum ersten Male die Alpen überschritt, und zwar kurze Zeit nach seiner Verfluchung, wählte er die Grimsel zum Uebergangspunkte. Entfesselt bis zu ihren Quellen, welche aus dem Schoße der Berge hervorbrachen, rauschten Rhone und Aare, und wie jetzt an dem fröhlichen Rheinstrome, lebte ein munteres Geschlecht an ihren Ufern. Die sonnigen Berge waren umkränzt von Reben, Eichen und Buchen wiegten ihre grünen Häupter in den Winden einer warmen Luft, und Schaaren von Singvögeln belebten die dichten Waldungen. Hinter Obstbäumen versteckt ragten stattliche Dörfer inmitten des fruchtbaren Geländes. Wo der Wanderer anpochte, trat man ihm entgegen und lud ihn gastfreundlich ein, sich zu erquicken an dem edlen Weine, den die Halden in überschwenglicher Menge lieferten. Aus den hellen Wohnungen, den frischen Gesichtern der Kinder, wie der Alten, glänzte das Wohlbehagen. Aber nicht weilen durfte der Unglückliche in dem Lande des Glückes; sein irrer Fuß trug ihn weiter nach dem Norden.

Mancher Jahreswechsel war über des nimmer Ruhenden Haupte dahin gerauscht, und er fand sich wieder in der Nähe der Alpen. Er gedachte des glücklichen Volkes, das er damals getroffen, der gewinnenden Herzlichkeit, womit er empfangen und erquickt worden war, des schönen Landes, das er damals durchstreifte. Er beschloß, sein Herz noch einmal an dem Anblicke zu laben. Aber düstere Ahnungen beklemmten seine Brust, als er die Meyenwand hinanschritt. Dicker Nebel verbarg ihm das umliegende Land. Droben angelangt, sah er ihn zerstieben von einem gewaltigen

Digitized by Google

Windstoße, der aus dem Haslithale hervorbrach. Er glaubte verirrt zu sein. Dunkle Fichtenwälder bedeckten die steilen Flanken des Gebirges, die hohen Stämme knarrten unter der Wucht des Sturmes, der ihre Wipfel schüttelte, und heisere Raben und lichtscheue Eulen begleiteten mit mißtönendem Krächzen und wimmerndem Klageton das Geheul des Windes in den finstern Klüften. Er suchte, lange vergebens, menschliche Wohnungen; endlich fand er ein paar Hütten, dann wieder etliche. Die Köhler, welche sie bewohnten, ein gutmüthiger, aber ernster und schweigsamer Stamm, theilten mit ihm was sie hatten, schwarzes Brot und Bier, aus den jungen Sprossen der Tannen gebraut.

Abermals, nach vielen Jahren, betrat der ewige Jude das bekannte Gebirg. Der Pfad, den er früher gewandelt, war verschüttet. Kein Vogelgesang, kein Rabengekrächz schallte ihm entgegen. Ueber kahle, nackte Felsen stranchelte sein Fuß, hier und da nur grünte ein spärlicher Grashalm. Todesschweigen herrschte, nur manchmal pfiff in durchdringendem Tone das scheue Murmelthier. Und an den Bergeshalden, wo früher Reben gegrünt und Eichen das lockige Haupt gewiegt hatten, an denselben Halden, die später Fichten getragen, da hingen jetzt mächtige Eismassen herab, und die wilden Schluchten waren erfüllt von gigantischen Gletschern. Aus dem Schnee aber ragten zerrissene Felsnadeln in finsterer Majestät, welche sich gen Himmel zu schwingen schienen, und den eisigen Winden trotzten, welche um ihre Gipfel schnoben. Vom Menschen sah Ahasver keine Spur, und er, der Verfluchte, war das einzige Wesen dieses Geschlechtes in der Gegend, die mit ihm unter ähnlichem Fluche zu seufzen schien. Und Ahasver setzte sich auf einen Stein in der Tiefe des Thales, wo ringsumher die Felswände ihn einschlossen, und weinte, und seine Thränen schwollen an, und als er erleichterten Herzens den Rücken wandte, um in das Haslethal hinabzusteigen zu bewohnten Gefilden, hatten die Thränen einen kleinen See gebildet. Dessen Wasser sind, trotz der vielen Zuflüsse aus den Gletschern umher, warm wie die ersten Thränen Ahasvers. Auch prophezeite er, er werde zum vierten Male wieder kommen; dann werde ein einziger Gletscher sein, was vom Brienzersee weg bis nach Wallis hinauf jetzt noch

Digitized by Google

fruchtbares Thalgelände, grüne Matte und grasreiche Alp ist, und auf ewigem Eis werde er von da aus wallfahrten und die Stätte aufsuchen müssen, wo allein er findet, was ihm sonst überall auf Erden versagt ist — Ruhe für seinen müdgehetzten Leib.

72. Gründung von Gidisdorf.[1]

Die Einwohner von Grindelwald waren ursprünglich aus dem Norden hergekommen und wohnten nicht im Thal, das mit Wald bewachsen war, sondern zu oberst auf den Alpen um die Bergspitzen herum. Dort waren herrliche Weiden und frische Quellen. Zuerst siedelten sie sich an zwischen dem Faulhorn und Siedelhorn[2] in „den Gassen."[3] In der Nähe im „Schmiedigebidmen" wurde auch Metall gegraben, aus dem sie ihre Werkzeuge verfertigten. Es war Alles mild und freundlich und warm, man wußte nichts von Schnee und Eis. In den Gassen war auch ein Brünnlein. Eines Morges kam die Magd herein zum Hirten „Gidi"[4] und brachte die sonderbare Nachricht, es sei Glas auf dem Wasser. Alles ging hinaus, um diese seltsame Erscheinung zu betrachten. Da sagte der Gidi: „Jetz chömme die ruchen Johr" — denn der Brunnen war gefroren —, beschloß, mit den Seinen ins Thal hinabzuziehn, und stieg so mit einer großen Anzahl anderer Hirten und all seinem Vieh hinab in den Grund. Da renteten sie den Wald aus, bauten sich Häuser und gründeten so eine Niederlassung, die nach Gidi den Namen Gidisdorf erhielt. Schnee und Eis ließen sich aber immer weiter herunter, bis die herrliche Gegend auf der Höhe erstarrt war.

[1] Gidisdorf heißt in Grindelwald die Häusergruppe um die Kirche und die großen Gasthöfe herum. [2] das davon seinen Namen haben soll. [3] die noch so heißen. [4] Gidi- = Gideon.

73. Der Kirchenbau zu St. Stephan.

Vor uralten Zeiten wollte die Gemeinde St. Stephan an der Simmen eine Kirche bauen, und der Platz, wo nun ein gewaltiges steinernes Gebäude steht, war dazu ausersehen. Aber zum Schrecken

Digitized by Google

der Gemeinde wurde von unsichtbarer, gewaltiger Hand jede Nacht das Mauerwerk wieder zerstört, das den Tag über die emsigen Thalleute aufgeführt hatten. Da beschloß die fromme Gemeinde unter Gebeten die Werkzeuge des Kirchenbaues einem in's Joch gespannten Ochsenpaar aufzulegen, und wo durch Walten der verborgenen Macht die Ochsen stille stehen würden, da sollte die Kirche gebaut werden. Die geweihten Thiere gingen über den Fluß und stellten sich auf dem Platze, wo jetzt die Kirche von St. Stephan vollendet steht.

74. Der Sieg im Schlafe.

Ein Herr von Strätlingen am Thunersee befand sich einst am Hofe des Herzogs von Burgund. Da gerieth dieser Fürst in einen sorglichen Krieg gegen den König von Frankreich. Als nun beide Herrn stark wider einander zu Felde lagen und in offener Schlacht sich umsonst hart zugesetzt und beide viel Volk verloren hatten, kamen sie überein, daß zwei Mann, je einer aus einem Heereszuge, den Kampf sollten mit einander bestehen, und welcher dann im Streite obsiege, dessen Theil solle gewonnen haben. Da waren die von Frankreich froh, denn sie hatten einen Mann, der sich rühmte, die Stärke zweier Männer zu besitzen. Derselbe Ritter trat gleich hervor und begehrte mit einem Feinde sich zu messen. Allein der Herzog von Burgund konnte unter all seinen Rittern keinen finden, der dem Gegner gewachsen wäre, außer seinem Gastfreunde, dem Herrn von Strätlingen, der auch mit in den Krieg gezogen war. Den bat der Herzog gar sehr, sich des Kampfes anzunehmen, um den Sieg für Burgund zu gewinnen. Der von Strätlingen aber sprach: „Es steht mir nicht wohl an, den Zweikampf zu bestehen, da so viele tapfere Ritter aus Burgund zugegen sind, die würden's dem Fremden übel deuten." Darauf erwiderte der Herzog: „Sei deßhalb ohne Sorge, mein Lieber, wohl zähle ich der tapferen Ritter viele, aber keinen, der dich überträfe; daher bitte ich dich nochmals, den Streit zu wagen." Da konnte der von Strätlingen nicht länger widerstehen und sagte dem Herzoge zu. Nun ließ er sich führen in den Ring, da er

Digitized by Google

kämpfen sollte, setzte sich auf einen Stuhl, und wartete also seines Widersachers. Indem dieser verzog zu kommen, schlief der von Strätlingen ein und begann im Schlafe zu schnarchen. Da erschien sein Gegner und als er sah, wie sein Widerpart auf einem Stuhle saß und so fest schlief, da erschrak er und sprach: „Fürchtet er mich so wenig, daß er so ruhig schläft, so wage ich es nicht, mit ihm zu kämpfen," und niemand konnte ihn in den Ring bringen. Also gewann der von Strätlingen für Burgund den Sieg im Schlafe.

75. Merligen am Thunersee.

Am Thunersee liegt freundlich das Dorf Merligen, von dessen Bewohnern manche lustige Geschichten erzählt werden im Bernerlande. Einst hatten sie ein Rathhaus gebaut und darin die Fenster vergessen. Da zog der Rath aus dem dunklen Rathhause an das Sonnenlicht, jeder Rathsherr mit einem großen Sack, um denselben mit Licht zu füllen und das Haus zu erleuchten. Einen ganzen Tag trugen sie Licht ins Haus, aber leider vergeblich, denn dunkel blieb es in ihrem Rathhause für und für. Dort stand auch ein Nußbaum am See, der gegen den See sein Haupt neigte. Da meinten die Bewohner von Merligen, der Nußbaum sei durstig und wollten ihm zum Wasser helfen. Darum schlang der Ammann seine Hände um den Gipfel des Baumes, ein zweiter faßte den Ammann an den Beinen, diesen ein anderer und so fort bis an den See hinunter. Als die Kette fertig war und einer dem andern an den Beinen hing, rief der Ammann von oben: „Haltet recht fest, ich will in die Hände spucken!" Da stürzten alle in den See und mußten jämmerlich ertrinken.

Digitized by Google

Freiburg.

76. Der Riese Gargantua.

Die Bewohner des Greierzer Landes verehrten vor ihrer Bekehrung durch den heiligen Donat, Erzbischof von Besançon, einen ungeheuern Riesen, der sich in ihrer Gegend aufhielt. Er war so groß, daß er sich oft quer über die Saane stellte und dabei den einen Fuß auf den Gipfel des Birrenberges, den andern auf die Spitze des Gibloux setzte. Bog er sich dann herab und trank aus dem Fluß, so pflegte er alles Wasser aufzuschlürfen und das Flußbett für drei volle Tage trocken zu legen. Als die Tugybrücke gebaut werden sollte, schleppte er die dazu nöthigen Felsblöcke in kurzer Zeit herbei, indem er sie wie leichte Kiesel aufnahm und, ohne sich von der Stelle zu rühren, an dem bestimmten Platze niederlegte.

Nicht immer hielt er sich indeß in Greierz auf, auch den Doubs pflegte derselbe Riese oft auszutrinken, wenn er Durst bekam, und wenn er gesättigt war, setzte er sich auf die Felsen zwischen den Ortschaften Baume- les Dames und Hyèvre, um sich von den Anstrengungen auszuruhen. Noch heut sieht man die Einsenkung, die er durch seine Schwere an dieser Stelle hervorgebracht hat, und nennt sie Gargantua's Sessel.

Eine andere seiner Lieblingsstätten lag nicht weit von der vorigen, oberhalb Clairvaux im Departement des Jura. Als er hier einmal Durst bekam und aus der Drouvenne in seiner gewöhnlichen Weise trinken wollte, hinderten ihn die Felsen, welche sich an beiden Ufern des Baches erhoben. Da erfaßte er sie und riß sie aus

Digitized by Google

einander. Noch gegenwärtig sieht man in dem festen Gestein die Eindrücke der fünf ungeheuren Finger des Riesen.

77. Die Teufelsbrücke bei Pont-la-ville.

In dem Wirthshause zu Pont-la-ville saßen eines Abends mehrere Männer beisammen und besprachen sich über die Nothwendigkeit einer Brücke über die Saane, deren Wogen zwischen Felsen und Klippen dort im wilden Strudel schäumen und toben, wie an keiner andern Stelle ihres Bettes. Vieles wurde hin und her gesprochen. Alle sahen die Wohlthätigkeit eines solchen Baues ein, alle aber verzweifelten auch an ihm, da bei der Armuth der Gemeinde die Ueberwindung der sich darbietenden Schwierigkeiten eine reine Unmöglichkeit zu sein schien. Da trat plötzlich ein Fremder, nach seinem grünen Wams zu schließen, ein Jägersmann, der an einem andern Tisch, in seinen Mantel gehüllt und den großen spanischen Hut mit der Feder darauf tief in das Gesicht gedrückt, ihrer Rede schon längst gelauscht hatte, an sie heran und erbot sich: er wolle ihnen eine solche Brücke bauen und das in kürzester Frist. Auch wolle er alles nöthige Material zu dem Bau liefern und da es ihm weder um Lohn noch um Ehre zu thun sei, verlange er für das alles blutwenig, so gut wie nichts; man solle ihm nur das erste lebende Wesen, welches über die Brücke nach ihrer Vollendung gehen würde, als Eigenthum versprechen. Gefiele ihnen der Handel, so sollte ihm Einer aus der Gesellschaft als Zeichen des Einverständnisses den Handschlag geben.

Nach kurzem Berathen ging man auf den Vorschlag ein. Der Handschlag ward geleistet. Der aber, der dies that, erschrak und erblaßte, als er seine Hand in die des Fremden legte, und als derselbe kurz darauf sich entfernt hatte, erzählte er, er habe in seiner Rechten ganz deutlich die Krallen des Teufels gespürt. Jetzt erst wurde den Anwesenden klar, welch sündigen Vertrag man eingegangen. Furcht und Besorgniß um ihr Seelenheil ergriff sie. Unter ihnen war aber ein Schlaukopf, dessen Mutterwitz schon manchen aus der Verlegenheit gezogen hatte. Dieser sagte: „Liebe Freunde, beruhigt euch, bin ich mit manchem schon in meinem

Digitized by Google

Leben fertig geworden, werde ich wohl auch mit dem Teufel fertig werden."

Obgleich die Uebrigen sich durch diese Versicherung etwas getröstet fühlten, so trennte man sich doch an jenem Abend in banger Erwartung der Dinge, welche der kommende Tag bringen würde. Die ganze Nacht hörte man einen gar fürchterlichen Lärm, gleich einem Sturmwinde, und siehe! am andern Morgen, so wie die ersten Strahlen der Sonne die Berggipfel golden färbten, stand eine stattliche Brücke fix und fertig da; aber niemand getraute sich hinüber. Da erschien auch jener schlaue Mann, und trug gar bedächtig drei Päcklein unter dem Arm. Er stellte sich vor die Brücke, und öffnete den ersten Sack, aus welchem furchtsam und in zierlichen Sprüngen sechs Mäuse über die Brücke setzten. Ihnen folgten eben so viele Ratten, und den Beschluß machte ein halb Dutzend Katzen. Als sämmtliche Thiere vorwärts geeilt waren, folgte ihnen der Schlaukopf nach, pflanzte auf einem Brückenpfeiler ein geweihetes Crucifix, und kam wohlbehalten zurück. An der andern Seite hatte der grüne Werkmeister auf die Beute gewartet; allein wie er sich getäuscht sah, ward er teufelstoll, nahm sofort seine wahre Höllengestalt an und riß mit seinen Krallen von der jähen Felswand Felsblock auf Felsblock, welche er alle nach der Brücke warf, um sie wieder zu zerstören. Aber sein Vorhaben scheiterte an der Macht des Kreuzes, und die Felsblöcke bildeten zu beiden Seiten der Saane einen schützenden Wall. Als der Fürst der Finsterniß diesen Betrug nicht zu überwinden vermochte, weil er in seine eigene Grube gefallen, verschwand er unter schrecklichem Donner und Blitzen.

78. Der wilde Jäger.

Im südlichen Theile des Kantons Freiburg fließt der Taunabach durch ein Berg- und Thalgelände, das ehedem der Aufenthaltsort eines wilden Jägers war, der besonders während der Jagdzeit jeden Sonnabend sein unruhiges Wesen trieb. Sobald die Betglocke im Dorfe geläutet hatte, hörte man in den Wäldern und jähen Halden ob Grandvillars das Schmettern der Jagd-

Digitized by Google

hörner, das Ho-ha-ho-Rufen des Jägers und das Gebell der Rüden. Dann stürmte die Jagd durch Berg und Thal, bis der Tag grauete. In einer nahen Voralp schien der Jäger vor Mitternacht stets etwas auszuruhen; denn hier sammelte er seine zerstreuten und verlaufenen Hunde wieder, und verwahrte in einer Felshöhle das erlegte Wild. Kaum konnten es die Sennen dort aushalten; denn wenn sie sich nicht mausestill hielten, verheerte er alles auf dem Vorsatz, zerschlug er Dächer und Zäune, gruben seine Rüden tiefe Löcher in den Boden, wurden endlich die Kühe im Stalle des Staffels auf unsichtbare Weise gequält und gepeinigt, daß sie laut brüllten, und am andern Morgen nur wenige und schlechte Milch gaben.

Einst stand ein junger, unerfahrener Küher vor der Alphütte, und als er den Nachtjäger herannahen sah, schrie er keck: Ho, ha, ho! Ho, ha, ho! Aber plötzlich erhielt er, obschon der Weidmann noch fern war, einen so heftigen Stoß in den Rücken, wie mit einem Gewehrkolben, daß er blutrünstig, gequetscht und halb ohnmächtig zur Erde fiel, wo ihn die Sennen erst am andern Morgen aufheben und pflegen konnten, weil sie es nicht gewagt hatten, so lang der Jagdsturm dauerte, aus dem Staffel zu treten, der von den bellenden Hunden die ganze Nacht hindurch wie umlagert gewesen war. Diese hatten dem daliegenden jungen Küher jedoch nichts Leides gethan, sondern bloß berochen und beschnüffelt, bis sie sich mit dem unruhigen Jäger wieder entfernt hatten. Gewöhnlich fand man am Morgen nach solchen Nächten ringsum Spuren von Blut, Gemsen-, Hasen-, Fuchs- und Dachshaare und Tritte von Menschen und Hunden. Von dem erlegten Wild fand sich in dem Felsenkeller jedoch niemals etwas vor. Das hatte der wilde Jäger bis auf die letzte Fuchsklaue zu sich genommen.

79. Der erzürnte Berggeist.

Unweit Charmey im Greierzer Lande ragt die Hochmatt hervor, von deren Gipfel die Aussicht noch ausgedehnter und prachtvoller ist, als vom Moléson. Hoch oben an diesem Berge an einer steilen, gefährlichen Stelle liegt die Eccojalaz-Alp, die man

Digitized by Google

mit der Heerde nur im höchsten Sommer bezieht. Nach der Aussage der Hirten hütete hier früher, aber allen unsichtbar, ein Berggeist die Kühe, und schützte sie besonders während der Nacht vor Schaden. Aus Erkenntlichkeit dafür füllte ein Senn jeden Abend eine hölzerne Schüssel mit süßem Rahm, und stellte sie auf des Staffels Dach. Am andern Morgen fand man sie dann allemal leer und gereinigt, wie gefegt und gewaschen. Ein Knecht unterließ es eines Abends, die Schüssel zu füllen, weil ihn der Rahm reute und weil er über diese Gewohnheit ungläubig spottete. Statt der gewöhnlichen süßen Speise that der Knecht daher Kehricht in den Napf. In der Nacht aber rüttelte ihn eine unsichtbare Kraft unsanft auf. Unter heftigem Gepolter rief man ihm zu: „Geh, unflätiger Geselle, schleif' und wetze Messer und Beil, du kannst sie brauchen; denn eilf Kühe sind am steilen Felsen verunglückt und liegen erschlagen in der Tiefe!" Darauf folgte ein Blitz und Donnerschlag, und der Knecht sah durch eine Ritze des Daches eine scheußliche Gestalt, die ihn drohend angrinste. Ein Donnerschlag, noch stärker als der erste, erschütterte den Staffel, worauf die Erscheinung verschwand. Der Knecht raffte sich nun auf, tappte auf seinem Heuboden umher, und fiel hinunter in die Küche. Dort blieb er, an allen Gliedern gelähmt, bis zum Morgen liegen. Als die andern Sennen mit den ersten Sonnenstrahlen erwachten, hörten sie die Unglücksgeschichte und vermißten wirklich eilf der besten Milchkühe, die todt in der Felskluft lagen.

Der Berggeist kehrte von da an nicht wieder zurück, und nach sieben Tagen starb der Knecht.

80. Das Spielmännlein.

Am alpenreichen Käsenberg, einem Nachbar der Berra, im Kanton Freiburg liegt der Plasselbschlund, ein langes und halbkreisförmiges Thal, das von der Aergera durchflossen wird. In demselben steht das Pfarrdorf Plasselb, zu welchem unter andern auch der Hof Sagenboden gehört. Hier versammelten sich oft in einer alten Hütte die benachbarten Küher, um sich zu unterhalten. Zu ihnen gesellten sich häufig die Pottaschebrenner, die Kräuter-

Digitized by Google

und Harzsammler, oder sonst andere Leute, die in den Bergen zu thun hatten. Zuweilen erschien auch ein kleines, fremdes Männlein bei der gemischten Gesellschaft. Dieses hatte eine blaßgelbe Gesichtsfarbe, aschgraue, blinzelnde, tiefliegende Augen, rothes, buschiges Haar, eine grüne Kappe auf dem Kopfe, und trug einen grauen Kittel, lange, enge Hosen von hellblauem Zeug und kurze Stiefel. Unter dem linken Arm hielt es stets eine Geige, weßwegen man es das Spielmännlein nannte. Es verhielt sich meistens ganz ruhig und still in einem Winkel, wo es sich zusammenkauerte, oder es wärmte sich am Feuer in halb knieender gebückter Stellung. Wenn man es munter machen wollte, gab man ihm zu essen und zu trinken. Es dankte dann in einer sonderbaren fremden Sprache, wovon man nur ein paar Worte verstehen konnte, und am Ende fing es an zu geigen allerlei Tänze und Lieder. So vertrieb das Spielmännlein den Sennen die Zeit, so daß sie oft ihre Arbeit darüber vergaßen. Es gab aber Zeiten, da man das Männlein nirgends sehen konnte, und doch hörte man sein Saitenspiel im Sagenboden bald diesseits, bald jenseits des wilden Aergerabaches.

81. Die grauen Zwerge im Burgerwald.

Im Burgerwald ob Muschels hausten einst Bergmännchen, die man graue Zwerge nannte. Nicht weit davon, in der Gomma, am Saume eines großen Waldes, wohnte der alte Hans Aeby mit seiner Frau Appolonia in einer einsamen Hütte. An einem trüben Winterabend ertönte draußen plötzlich eine helle Stimme: „Hans Aeby, sag' dem Appele, d'Appela sei todt!" Letztere war der Frauen Mutter gemeint in Gauglera drüben in der Gemeinde Rechthalten. Mit den Worten hörte Aeby ein leises Geräusch, als wenn jemand durch die Stube schwebte, und zugleich ein kaum vernehmbares Weinen und Schluchzen. Geängstigt durch den Geisterspuk fand Hans Aeby nur spät den gewohnten Schlaf. Um Mitternacht weckte ihn wieder die gleiche helle Silberstimme aus dem Schlafe mit den Worten: „Hans Aeby, sag' dem Appele, d'Appela sei todt!" — Jetzt sprang Aeby rasch aus dem

Digitized by Google

Bett und an's Fenster. Mit Entsetzen sah er draußen eine Menge Zwerge über die beschneite, vom Mondschein blaß erleuchtete Wiese dahin ziehen. Einige hatten kurze schwarze Mäntel an; andere trugen brennende Fackeln. Ihre Weiber waren in Trauer, in weißen Tüchern bis auf die Augen und die Nase nach Art der deutschen Bauernfrauen vermummt. Die Zwerge trugen einen Sarg, unter dessen Last sie beinahe zu erliegen schienen. Alle erhoben ein düsteres Trauergewimmer und verschwanden unter Klagetönen endlich im Walde.

Den nächsten Morgen kam richtig ein Leichenbote vom Schwäher Jost in der Gauglera, und brachte Bericht, d'Appela sei letzte Nacht plötzlich am Schlagfluß gestorben, und werde morgens zu Rechthalten begraben.

82. Die Linde zu Freiburg.

Nachdem die Eidgenossen Karl den Kühnen bei Murten auf's Haupt geschlagen hatten, entsandte der Hauptmann der Freiburger einen Jüngling von da mit dem Auftrage, so schnell als möglich zu laufen, um der geängsteten Vaterstadt die Freudenbotschaft des Sieges zu überbringen. Der Jüngling hatte so eben in frohem Siegesgefühle seinen Hut mit einem grünen Lindenzweige geschmückt. Folgsam eilte er in der Glut der heißen Junisonne in gestrecktem Laufe nach Freiburg, welche Stadt drei Stunden von Murten entfernt ist. Als er daselbst athemlos auf dem Rathhausplatze ankam, steckte er seinen Spieß in die Erde, lehnte sich daran, und rief: „Sieg! Sieg!" Dann sank er zusammen und war todt. Man nahm den welken Lindenzweig vom Hut des Jünglings, und grub ihn da, wo er seine Augen schloß, in die Erde. Und das Reis gedieh, und wurde zu der gewaltigen Linde, deren morscher Stamm noch jetzt auf dem Rathhausplatze steht.

Digitized by Google

Genf.

83. Die Magdalenenkirche in Genf.

Die Magdalenenkirche in Genf ist ein uraltes Gebäude, welches jetzt ziemlich mitten in der Stadt liegt am nördlichen Abhange des Hügels, auf welchem sich das altburgundische Genf erhob. Im früheren Mittelalter befand sich diese Kirche noch außerhalb der Ringmauern, mit welchen König Gundebald die Stadt umgeben haben soll. Bis in jene Gegend soll der See gereicht haben, obgleich heute der Standort der Kirche sich beträchtlich über den Spiegel des Sees erhebt, dessen Ufer gegenwärtig durch eine Reihe von Straßen und Plätzen von ihr getrennt ist.

Als nun in grauer Vorzeit die Magdalenenkirche erbaut werden sollte, da lebte eine fleißige Spinnerin, Maria Magdalena, schlecht und recht. Diese fromme Frau vermachte alles, was sie im Schweiße ihres Angesichtes mit ihrer Hände Arbeit verdient hatte, so viel oder so wenig es war, zum Bau der Kirche. Deßhalb brachten die Bauleute, welche den Werth der Gabe nach der Absicht der Geberin und nicht nach dem Metallgewicht wogen, überall, am Anfange der Spitzbogen, wie am Schluß des Gewölbes, zierlich aus Stein gemeißelte Spinnräder an, um das Andenken der frommen Stifterin dankbar zu ehren. Das Volk aber feierte alljährlich ein Erinnerungsfest, wobei Maria Magdalena als eine spinnende weibliche Figur dargestellt wurde, welche man in Prozession unter Absingung eines Liedes herum trug. Dieses Fest ist bis auf uns gekommen. Noch alljährlich findet am Magdalenen-

Digitized by Google

tage (22. Juli) eine Beleuchtung der Häuser und des Brunnens der kleinen Place de la Madelaine statt, an der die Kirche gelegen ist. Auch die Magdalenenpuppe wird noch an demselben Tage durch die Straßen des gleichnamigen Stadtviertels, gewöhnlich unter Fackelbegleitung, getragen und dazu in eintöniger Melodie die Worte gesungen: „Tiens bon, Marie Madelaine, tiens bon, Marie Madelon!“ ohne Zweifel der allein erhaltene Schlußvers des alten Liedes.

84. Das Glücksschiff.

Vor Zeiten erzählte man an den Ufern des Genfersees viel von einem Schiffe, das leuchtend wie die Scheibe des Mondes und von acht weißen Schwänen gezogen, sich auf seinen Wellen gezeigt haben soll. In dem Schifflein, das unter lieblichen Tönen, gleich denen einer Harfe, sich dem Ufer bald näherte, bald wieder von ihm entfernte, stand eine weißgekleidete, hohe, wunderschöne Frauengestalt, umgaukelt von einer Schaar zarter Kindergestalten, geflügelt gleich den Sylphiden oder Engeln. Wo aber das Schifflein das Ufer berührte, da prangte rings die Flur den ganzen Sommer hindurch in der üppigsten Fülle und sproßten die Blumen in duftiger Pracht wie nirgends sonst. Glück aber wem diese Erscheinung zu Theil ward, die Erfüllung des Wunsches, augenblicklich im Herzen gehegt, war die stete Folge solcher Begegnung. Dieses glückbringende Schiff ist jetzt leider vom See verschwunden, kaum noch, daß hie und da ein alt Mütterchen seiner erwähnt, wenn es von der Rosenzeit seiner Jugend erzählt, als noch ein sehnend Verlangen ihren Busen geschwellt und wie sie damals in mancher Nacht nach dem Schifflein geschaut, damit das junge Herz Befriedigung finde.

Digitized by Google

Glarus.

85. Verwandlung des Mutteri[1] in Fideri.[1a]

Vor alte Zyte — so erzählt man in Glarus — ischt e prächtigs melchs Gresli bis uf die höchste Grät use gwachse. Jez findt mes nu noch wyter unde. Worum ächt?[2] Darum, daß es d'Pure[3] z'guet g'ha händ derby und übermüetig worde sind. Wenn sie a de=n=undere Stäfle[4] gsi sind, so sind sie viel nidsi[5] gange gu tanze=n=und gu wüest thue. Ab de=n=obere=n=abe hets es aber nüd möge g'gi.[6] D's Gras ist so guet gsi, daß sie drümal heid[7] müese melche z'Tags; drum heid sie müese dobe bliebe. Das het ne gar nüd g'falle und sie heid mängmal g'seit:[8] wenn nu der Tüfel das Gras nähm. Weget dem[9] ist d's Gras, d's Mutteri, in der Höchi[10] obe vertüret[11] und es het Fideri drus g'gi.[12]

[1] Meum mutellina. [1a] Fideri ist ein Gestrüpp mit fein zertheilten Aesten wie die Cornicularien und Cladonia rangiferina. [2] etwa, wohl. [3] die Bauern. [4] Staffeln. [5] abwärts, hernieder. [6] geben. [7] haben. [8] gesagt. [9] Wegen dessen, darum. [10] Höhe. [11] verdorret. [12] gegeben.

86. Sage von Schafselbsanft.

(Mundart des Großthals.)

Ufem Schafselbsanft hets vor altem schüni Weid ghä. Jez gsieht me nüt meh dervu, wegem Fire, aber as der Fire=n=abe chu ischt,[1] da ischt der Balz z'Schuld, das ischt der letzt Sänn gsi. Der het mit sym Sänte welle z'Alp fahre a Limmere. Wo=n=er über d'Pantebrugg will, so gsieht er wyt unde=n=im Loch en

Digitized by Google

alts Wyhli, das hat ufegrüeft und schüüzli[2] bynem aghalte, er söll em ufehelfe, aber der Balz het gseit: Hock[3] du nu da unde; worum bist abe, und het g'lachet. — Es vergünd etis Tage=n=über das, so sitzet der Balz voruffe=n=und lueget dem Veh. Uf ei Mal gits e Chlapf und der Fire rutschet a und nimmt als mitem, d'Stei und d'Hütte=n=und's Veh, und der Balz het au nümme chänne flieh und het müeße=n=über d'Wand abe wie das ander. Wo=n=er schn z'usserst usse gsi ischt, heter das alt Wyhli wieder gsih, das ischt mitem Fire derher z'ryte chu und het ne=n=use g'stoße und gseit: Jez will ich lache.

[1] als die Firn herunter gekommen ist. [2] sehr. [3] Sitze, bleibe du nur da unten sitzen.

87. Die Bergli-Ateren.

(Mundart des Kleinthals.)

Es ischt e Mal e fährede Schueler i Bergli use chu und ine Hütte g'gange. Es wird schätz kei ryche gsi si[1] (sie chänd nu ander Lüt rych mache), drum hät er dem Sänn etis z'Esse gheuschet, der Gottswille. Aber der Sänn ischt e herte Dingeler[2] gsi und het gseit: chum mer a d'Chilbe,[3] du Strolch. Uf das gat der Schueler i Chräuchthel[4] über=n=und tänkt: sine gänds[5] mer da au nüt? Aber die i Chräuchtel heid em g'gi so viel er het möge, Schotte=n=und Ziger und vum überbliebne Fänz[6] und heidne gfraget, ob er will übernacht si. Abem z'Nacht sitzet der Sänn und der Zusänn und d'Chnecht mit dem Schueler um d's Für umme und heid Churzwyl. Der Schueler seit: E schüneri Alp git's doch wyt umme keine as Chräuchthel. Mer meinteds au, seit der Sänn, wämmer nu nüd mit dene Tumstigsatere[7] plaget wäre. Die Chöge[8] byßed d's Veh id Bei und fuged de Chüene d'Milch ußem Uter use. Das Ertigist ist, daß die i Bergli kei heid. So? heid sie kei dänne? fraget der Schueler. Sußt seit er nüt. Aber um Morged ist er uf=ne Büchel[9] use gstande und het allerlei Faxe g'macht und Ring g'schlage und d'Ätere us Chräuchthel i Bergli übere b'bannt, as me=n=jez i Chräuchthel kei meh gseht und all überänne[10] sind.

[1] Wie ich schätz (glaube) kein reicher gewesen zu sein. [2] harter Kerl. [3] Kirchweih. [4] Krauchthal, vom Krauchbach durchflossen; gegenüber ist die

Berglialp. Bei Matt fließen der Krauchbach und Berglibach in den Sernf. [5] geben sie mir. [6] Alpenspeise aus Mehl und Butter. [7] Donnerstagsnattern, milder für: verfluchte Nattern. [8] Die verdammten Thiere beißen. [9] Bühel, Bühl. [10] da drüben.

88. Der Hirt und das Venediger Männlein.

Ein Venediger kam viele Sommer hinter einander nach Glarus, begab sich dann auf eine Hochalp, aß und schlief mit den Hirten, und las den Tag über besonders glänzende Steine zusammen. In acht Tagen sammelte er so viele, daß er sieben Säcke damit füllen konnte. Auf einmal ging er mit dem Schatze fort, erschien aber nach einigen Tagen wieder, um neuerdings sieben Säcke zu füllen. Einst wollten die Hirten sich einen Spaß machen, und versteckten dem Männlein einen Sack. Wie es Abends von seiner Arbeit in die Alphütte kam, sprach es aufgebracht zu den Hirten: „Ihr habt mir, ich merke es wohl, einen Sack voll Steine versteckt: wollt ihr ihn holen, oder soll ich ihn holen?" Die Hirten sagten: „Hole ihn selbst!" Auf das lief das Männlein eine abschüssige Halde hinauf und genau an die Stelle, wo die Hirten den Sack versteckt hatten, und brachte seine Steine höchst zornglühend wieder in die Hütte.

Im Spätsommer sprach es eines Tages zu den Hirten: „Jetzt geh' ich wieder nach Venedig, und wenn mich einer von euch dort heimsucht, so geb' ich ihm einen Sack voll Silber." Diese Rede faßte einer der Hirten wohl in's Ohr. Er war ein armer Mann, hatte im Thale drunten Weib und Kind und besaß nur ein kleines Gütchen, das zudem wenig abtrug. Der wurde mit sich einig, den Venediger heimzusuchen, und mit einem Sack voll Silber seiner schweren Haushaltung auf die Beine zu helfen. Dieser war aber schon lange auf und davon gegangen, und bereits überall hatte man mit dem Vieh die Alpen verlassen, als der Hirt auszog, dem Meere zuwanderte, und nach und nach glücklich gen Venedig kam. Hier gerieth er anfangs ein wenig in Verlegenheit, denn er wußte weder Haus noch Heimat, ja nicht einmal den Tauf- und Geschlechtsnamen des Venedigers. Zum Glück dauerte jedoch seine Verlegenheit nicht lange. Wie er durch eine enge Gasse

Digitized by Google

hinabgeht, kommt ein vornehmer Herr auf ihn zu, reicht ihm die Hand, und heißt ihn freundlich willkommen. Dann frägt er ihn, wie es in Glarus stehe, und wie es den und den Hirten von der und der Hochalp ergangen sei. Mit großen Augen sieht der Schweizer den Fremden an, als er merkt, daß der vornehme Herr der Venediger sei, welcher vergangenen Sommer auf der Hochalp, wo er mit andern Hirten das Vieh besorgte, auf einige Zeit gelebt habe. Von Herzen gerne folgte der Hirt der Einladung des Venedigers, bei ihm Quartier zu nehmen, und sich von ihm auf's prächtigste bewirthen zu lassen. Bald aber wollte dem Glarner Hirt das vornehme Leben doch nicht mehr gefallen, so schön und weich auch sein Bett war und so gut und genug Speise und Trank er auch täglich bekam; sein Sinn und seine Gedanken waren immer nur zu Glarus bei Weib und Kind. Einst saß er vor des Venedigers Haus und dachte wieder recht betrübt an die Heimat, und die Augen liefen ihm über, da trat der Venediger aus dem Vorhause heraus, sah ihn weinen und sagte zu ihm: „Mir scheint, du langweilest dich hier oder hast gar Heimweh." „So ist's," sprach der Hirt, „das Heimweh plagt mich, ich weiß mir nicht zu helfen." Der Venediger hieß ihn dann mit ihm in's Haus gehen, und führte ihn in ein Gemach, und stellte ihn dort vor eine Wand hin, die der hellste Spiegel war. „Da sieh', wie es jetzt im Flecken Glarus steht!" sagte der Venediger. Und der Hirt sah vor sich Glarus so klar und deutlich, als wenn es gerade nur hinter der Wand stände, und fand etwas außer dem Flecken sein armseliges Hauswesen, seine Hütte und seine Heimat. Sein Weib saß gerade vor dem Hause und wusch eben ihr Kind, und die Augen standen ihr voll Thränen, weil sie wahrscheinlich an ihren Mann in der Fremde dachte. „Jetzt gehe nur wieder heim," sagte der Venediger zu ihm, „Zehrung gebe ich dir in Gold oder Silber. Willst du lieber Gold, so gebe ich dir's selber; willst aber lieber Silber, so kannst du dir's selbst aus meiner Schatzkammer holen." Drauf sagte der Hirt: „Ich will nur einen Sack voll Silber, wie Ihr zu Glarus versprochen habt." Und er ging mit Erlaubniß in des Venedigers Schatzkammer, und füllte einen Sack mit Silber. Beim Abschiede sagte der

Digitized by Google

Venediger noch zu ihm: „Gieb ja recht Acht auf den Sack, daß er dir auf der Reise nicht abhanden kommt; und wenn du in einem Wirthshause übernachtest, so nimm ihn mit dir zu Bett und lege ihn unter den Kopf.“ Der Hirt bedankte sich höflich für alles Gute, das er von ihm empfangen, machte sich dann auf den Weg, und eilte der Heimat zu. Bei der ersten Nachtstation dachte er an den guten Rath des Venedigers, und nahm den Sack voll Silber mit sich zu Bette, und legte ihn unter den Kopf. Wie er aber am Morgen erwachte, schaute er sich um und wußte gar nicht, wie ihm war und wie ihm geschah: — er lag daheim, zu Glarus, im eigenen Hause, in der eigenen Schlafkammer, im eigenen Bette, und hatte den Sack voll Silber unter dem Kopfe. Von derselben Zeit an war er ein reicher Mann. Seine Ururenkel leben jetzt noch in Ehre und Ansehen zu Glarus, und man heißt sie nur die Venedigerleute.

89. Der Oberblegisee.

(Mundart des Großthales.)

An Oberblegi ist e See. Wo d's Wasser ine chunt gsieht me; aber wos use luft het me=n=erst g'merkt, wo der Leuggelbacher Geißer g'meint het, er mües chrüzwis drüberübere schwimme. Der Pur in der Hütte het ems g'wehrt und g'seit: Bis nüd e Nar. „Me mueß nüd Gott versueche“, stat i der Gschrift. Aber der Geißer git umme: Sygs jez dem Herrgott lieb oder leid, se will i übere. Der Pur täukt: Nu sine? und luegetem zue, wie ner schwimmt. Schier wär er dänne gsi, da niunts ene uf ei Mal abe (der Haaggema wird ene täuk bime Bei gnu ha). Um die selb Stund holt sy Mueter im Leuggelbach[1] Wasser. Was meined er, daß ere i d'Gelte[2] gsprunge syg? der Chopf vu ihrem Bu,[3] wo übere See het welle schwimme.

[1] Der Leugelbach, welcher aus dem, auf der Höhe gelegenen Oberblegisee kommt, durch die Höhle des Berges dringt und in der Mitte hervorbricht, stürzt sich in Wasserfällen über die Wände des Leuckelbergs in einen Buchenhain und strömt mit ander', am Fuße des Felsen hervorsprudelnden Quellen, vereinigt der Linth zu. [2] ein rundes hölzernes oder kupfernes, etwas tiefes Gefäß mit zwei Handhaben, worin die Mägde das Wasser holen und auf dem Kopfe tragen. [3] Buben.

Digitized by Google

90. Der Schlafstein.

(Mundart des Hauptorts Glarus.)

Wo d'Glarner mit dä Oestrychärä Händel g'ha händ (es ist jez schu ebig lang sit dem) sind ä Mal ä Husä-n-Oestrycher vu Chiräzä nachä-n-a Frunalp und Heubodä chu und händ dä Purä wellä d's Veh nih[1]. Wo d'Purä das gsih händ, so händ se sie g'wehrt für ihres Vehli, was sie händ mögä, aber dies sind z'viel gsi und händ die Glarner all erschlagä bis a-n-einä; das ischt ä bäumig starchä Purscht gsi. Der hät mit sym Wasä drig'schlagä, daß äm all hönd müese us Wäg. Woner ne-n-aber us dä Händä gsi ist, so lauft er obsi[2] und staht uf die groß Wand ufä und fat mit sym Hore-n-a hürnä,[3] as mäs dundä-n-im Dorf hät mögä g'hörä. Wo-n-er gar nie hät wellä hörä,[4] so händ sie dundä g'merkt, as öppis ugrads[5] mues um d'Wäg si und sind ä Puschel[6] Lüt ufä g'gangä und der wonäm[7] d'Alp g'hört, hät mitänä und sy Tochter au. Wo sie uf d'Alp chänd,[8] so händ dieß d'Hüttä-n-azündt gha und händ mittem Veh wellä wyters. Aber die undä-n-ufä sind hinders här und hönd die eine z'todt gschlagä und die anderä verjagt und d's Veh wieder z'Handä g'nu.[9] Der nah händ sie der jung Purscht gsuecht, wo[10] g'hürnet hät, und d'Jumpferä, wo mit ne-n-ufä ist, hät ne g'hulfä und ist allä für.[11] Es nint eim nüt Wunder, es ist der Liebster gsi. Wo si uf d'Wand chänd, findeds ne,[12] aber ase todt vu dä Wundä und vum Laufä-n-und Hürnä. Wo das sy Liebsti gsieh hät, ischi bynem umg'fallä und hät der Geist ufg'gi.[13] Sitdem seit mä der Wand der Schlafstei, wil di Zwei da etschlafä sind, der Purscht und sy Liebsti.

[1] Nehmen. [2] in die Höhe. [3] fängt an zu hornen, blasen, so daß man es ꝛc. [4] aufhören. [5] etwas Ungerades, Widerwärtiges. [6] Büschel, eine Rotte. [7] welchem. [8] kommen. [9] genommen. [10] welcher. [11] die Jungfrau war allen vor, voraus. [12] finden sie ihn. [13] aufgegeben.

91. Die Stiefmutter.

Ein Mann von Matt im Sernfthale hatte von seiner ersten Frau zwei Knaben, die nach dem Tode ihrer Mutter eine gottlose Stiefmutter bekamen. Als der Vater eines Tages über Feld

Digitized by Google

gegangen war, gerieth das Haus unversehens in Brand, und da das Feuer sehr schnell um sich griff, konnte man nicht dran denken, viel zu retten. Die Frau nahm also mit Hilfe der Nachbarn von ihrem Hab und Gut das Beste fort, die Kinder ließ sie verbrennen. Der Mann, der bald darauf zurückkam, empfand zwar über den Verlust seiner Wohnung große Betrübniß, aber untröstlich ward er, als er erfuhr, daß sein Weib beim Retten die Knaben für geringer geachtet hatte, als Betten und Vieh. Er ließ sie heftig darüber an, sie aber suchte sich durch falsche Vorwände herauszuhelfen, und als er ihr nicht glaubte, betheuerte sie, wenn sie lüge, wollte sie zeitlich und ewig verbrennen. Da mußte er freilich schweigen.

Nicht lange hernach starb das Weib und ward auf dem Kirchhofe des Dorfes begraben, der um die Kirche her auf einem sanften grünen Hügel liegt. Gras und Blumen wuchsen auf ihrem Grabe wie auf andern, und unten rauschte der Sernf vorbei. Man hatte des Brandes fast schon vergessen, da kam in einer Nacht der Föhn, der wehte so heiß um die Eisfelder des Bündnerbergs und des Hausstocks, daß alle Bächlein wie Waldströme von den hohen Felsen in die Wiesenthäler hinab stürzten, und der Sernf als ein tobender Strom Tannen und Felsblöcke dahinführte. Der Hügel, auf dem das Pfarrhaus und die Kirche von Matt liegen, erstreckte sich damals bis an's Ufer des Baches und war mit seinen Nuß- und Ahornbäumen lieblich anzuschauen. Jetzt stürmte das Wasser so gewaltig gegen ihn, daß ein Stück nach dem andern losging und in den Wellen verschwand. Die Särge der Todten wurden aus ihrer Ruhe gerissen, und man befürchtete schon den Einsturz der Kirche; aber eh' es so weit kam, hatte die Flut das Grab des bösen Weibes gefunden, der Sarg schwebte eine Zeit lang auf den Wellen, ging dann in Stücken und zerrann mit allem, was darin war. Da schien der göttliche Wille erfüllt, und die Wasser verliefen sich so schnell als sie gekommen waren; aber noch zeugt die öde, steinbedeckte Fläche zwischen Hügel und Bach von der Strafe des Meineides.

Digitized by Google

Graubünden.

92. Der Urdensee.

Vom Rothhorn weg zieht sich ein enges Bergthal hinunter zur Plessur. In diesem wilden, engen Thal, das im Sommer von Schafen besucht wird, liegt ein kleiner Bergsee.

Wo jetzt der See ist, stund vor Zeiten eine Sennhütte, und um die Hütte herum breitete sich eine schöne Alp. Dort wohnte ein böser Senn, der die Armen unerquickt des Weges ziehen ließ. Einst kam ein armes, altes, schwaches Weib den Weg gezogen, müde von der weiten Reise und schmachtend vor Durst. Sie klopfte an der Sennhütte an und bat um eine Labung, aber der Senn antwortete ihr mit Scheltworten: „Mach dich fort, alte Bettlerin, wenn ich allem Lumpenpack, das hier vorüberzieht, Milch geben sollte, so müßte ich selbst bald Hungers sterben." Das arme, alte Weib flehte um Gotteswillen nur um eine kleine Labung, damit sie ihren Weg fortsetzen könne. „Meine Kniee brechen mir," sagte sie, „und meine Zunge brennt wie Feuer." Der Senn aber schlug die Thüre zu. Das Weib sank vor der Thüre nieder, und als der Senn sie wieder öffnete, und es noch dort erblickte, rief er fluchend aus: „Bist du noch da, Alte, wart ich will dir jetzt Milch geben, daß dein Durst gestillt wird!" Mit diesen Worten nahm er den Eimer und molk seine große, rothe Kuh und kam dann zum Weib, und gab ihm zu trinken. Die Alte trank und dankte dem Senn warm, und erflehte Gottes Segen auf ihn herunter. Der Senn aber verzog seine Züge zu einem spöttischen Hohnlächeln, denn er hatte Magen[1] in die Milch

geworfen. Kaum hatte die Alte neugestärkt ihren Weg eine Strecke weit fortgesetzt, als sie die fürchterlichsten Schmerzen im Leibe fühlte, und wie sie sterbend hinsank, verfluchte sie den Senn und seine Alp, und in dem Augenblicke donnerte es in der Höhe, ein Blitz zuckte auf die Hütte, sie versank mit dem Senn und mit der rothen Kuh, und an jener Stelle quoll ein See. Noch sieht man den Weg, der zur Hütte führte, sich im See verlieren und noch sieht man deutlich denselben am jenseitigen Ufer wieder aus dem Wasser auftauchen und sich in die Höhe ziehen, denn bei der Sennhütte vorbei führte der Weg nach Obervatz. Noch sieht man mitten im See einen schwarzen Flecken, das ist die Sennhütte, die dort versunken ist. Alle sieben Jahre einmal steigt bei furchtbarem Donner und Unwetter der Senn aus dem See hervor, und melkt über den stürmischen Wellen des Sees seine rothe Kuh, und versinkt dann händeringend wieder mit fürchterlichem Geheul. Das ist die Entstehung des Urdensees.

[1] Magen ist das Lab, die Säure aus dem Labmagen der Kälber, womit man die Milch säuert, damit sie bricht und Käse gibt.

93. Der Goldfluß am Rothhorn.

In dem Gebirgsstock, der sich zwischen der Lenzerheide und Erosen verzweigt, ist die höchste Spitze das rothe Horn. Es ragt bemerklich über die andern verwitterten Zacken empor und bietet, wenn man es bestiegen hat, eine schöne Aussicht auf die dahinterliegenden graubündnischen Schneegebirge und Eiszacken. Auch das rothe Horn selbst schon beherbergt an seinem nördlichen Abhang einen kleinen Gletscher von einer Viertelstunde im Umfang. Schon der Name sagt, daß diese felsige Bergspitze röthlich gefärbt ist, und läßt schließen, daß in ihrem Schoße Mineralien verborgen seien. So ist es auch. Am rothen Horn waren Metallgruben, welche noch im siebenzehnten Jahrhundert bearbeitet wurden.

Die Stadt Plurs im Veltlin, welche im Jahr 1618 von einem Bergsturze verschüttet worden ist, betrieb diese Minen. Plurs war ein reiches Städtchen zwischen Cleven und der jetzigen Graubündner Grenze am Ausgange des Bergeller Thales gelegen. Daß aber die Plurser so reich waren, ging nicht mit rechten Dingen zu; wie die

Digitized by Google

Sage erzählt, stunden sie mit unterirdischen Mächten im Bunde, und diese ließen ihnen in einer Mine am rothen Horn täglich eine Kanne voll reinen Goldes fließen. Daher rührte der Reichthum der Plurser, welche denselben überdieß sehr übel anwandten und nur zu Schwelgerei und Luxus benutzten. Aber die Stunde sollte sie erreichen. Im Jahr 1618 bedeckte ein Bergsturz Plurs mit allen seinen Schätzen, und keine Maus entkam. Einzig ein Bündner Säumer wurde auf wunderbare Weise gerettet. Er kam mit seinen Saumrossen im Städtchen an, und wollte dieselben einstellen. Aber das Vorroß machte sich auf und davon, und die andern Rosse ihm nach. Er eilte nach und brachte sie zurück. Zum zweiten Male riß das Vorroß aus, und die andere Rosse folgten ihm. Er holte sie zum zweitenmal ein und brachte sie wieder zurück. Aber das Vorroß bahnte sich zum dritten Mal Wege, und eilte in schiefem Schritt dem Bergell zu, und die übrigen Rosse folgten ihm auf dem Eisen nach. Da besann sich der Säumer eines bessern, und ließ seine Rosse traben, und zog mit ihnen des nämlichen Weges. Am folgenden Morgen war Plurs nicht mehr. Von diesem Tage an war auch die Goldquelle am rothen Horn versiegt, und niemand hat sie mehr gefunden, obschon noch viel Gold im Berge ist.

94. Die Jungfrau auf dem weißen Rosse.

Wenn man über den hohen Gebirgspaß Bernina nach Puschlav wandert, so gelangt man am südlichen Bergabhange nicht weit oberhalb Pischiadello an eine Stelle, wo in alter Zeit ein Dörfchen, Namens Zarera, stund. Man nennt den Ort „die Rüfe;“[1] von Gebäulichkeiten sind keine Spuren mehr zu finden. Die Einwohner von Zarera waren, so erzählt die Sage, böse, gottlose Leute, welche sich von den Säumern und andern Reisenden, die mit ihren Pferden dort durchzogen und einkehrten, auf unredliche Weise bereicherten. Da sah man mehrmals zur Nachtzeit eine Jungfrau auf einem Schimmel um das Dorf herum reiten und hörte, wie sie laut die Einwohner von Zarera warnte, und ihnen zurief Buße zu thun. Die Zarerer aber blieben bei ihrer verdorbenen Gesinnungsart, und da erging über

Digitized by Google

sie ein großes Strafgericht. Es sammelten sich dichte, schwarze Wolken am Himmel, der Blitz zuckte, der Donner rollte, der Regen fiel in Strömen. Die Bergbäche schwollen an und rissen die gewaltigsten Baumstämme und Felsblöcke mit sich fort. Es war eine schauerliche Nacht, da jedermann sich bekreuzte, und als der Morgen graute, war Zarera nicht mehr. Alle Einwohner haben den Tod in den Fluthen und unter den Trümmern gefunden. Einzig eine alte Mutter und ihre Tochter blieben verschont. Sie machten eine Ausnahme von den Uebrigen, waren gottesfürchtig und freuten sich, wenn sie ihren Nächsten und den Reisenden dienen konnten. Ein Windstoß trieb sie fort bis außer den Bereich der angeschwollenen Rüfe, und sie blieben am Leben.

[1] Rüfe = die durch Bergwasser angeschwemmte Steinmasse, die rauhe Oberfläche.

95. Der Cyprian.

Vor Zeiten war Cyprian[1] in den Graubündner Alpen ein saftiges, milchreiches Kraut, welches die Kühe gern fraßen, und in den Alpen, wo es reichlich vorhanden war, gaben die Kühe so viel Milch, daß man sie dreimal im Tage melken mußte.

Da klopfte einmal ein Weib müde und durstig an einer Sennhütte an und bat um einen Trunk Milch. Der Senn aber, ein hartherziger und böser Mann, weigerte sich, ihr auch nur einen Tropfen zu reichen, und als sie mit Bitten in ihn drang, wies er sie aus der Hütte und schlug scheltend und fluchend die Thüre hinter ihr zu. Das Weib sank draußen auf einen Stein nieder, zu schwach, um ihren Weg weiter fortzusetzen, und rief die Rache des Himmels an, er möge alle Kräuter, Cyprian, Gras, Laub, überhaupt alles was grün ist und Milch gibt, auf Spitzen und Bergen verdorren lassen. Da rief eine Stimme von oben:

„Den Cyprian, den will 'der lan,
Laub und Gras, das loß mer stan."

So blieben Laub und Gras und alle andern Kräuter bewahrt, aber der üppige Cyprian schmurrte von Stund an zu einem dürren, saftlosen Moos zusammen, das die Kühe nicht anrühren. Noch

Digitized by Google

sieht man am Cyprian deutlich die weißen Adern, welche ehemals Milch enthielten, sie sind aber vertrocknet und fließen nicht mehr.

[1] Rennthierflechte, Cladonia rangiferina.

96. Das Nebelmännlein auf der Stutzalp.

Auf der Stutzalp in Bünden ist jeder Senn darauf bedacht, daß jede Kuh ihren Theil Salz zu lecken erhält, denn es kommt ihnen immer das wunderbare Nebelmännlein in den Sinn, das dort öfter erscheint. Man sieht es besonders, wenn dunkle Regenwolken über der Alp schweben. Es trägt einen Hut mit breitem Rande, Holzschuhe, eine weiße Jacke, und ist mit einer Tasche umgethan. Das Männlein streckt den Kühen lockend seine Hand hin, und wenn keine Kuh von seinem Salze leckt, so geht es trauernd von dannen. So laut es auch rufen mag, niemals hört ihn das Vieh.

Die Hirten erzählen, das Nebelmännlein sei bei Lebzeiten ein ungerechter Hirt gewesen, der habe einigen Kühen das Salz entzogen und andern um so mehr gegeben. Zur Strafe dafür muß er nun durch die Triften schweifen, besonders bei trübem Wetter, und zwar so lange, bis das Vieh seinen Ruf vernimmt, und er das Unrecht wieder gut gemacht hat.

97. Die Quelljungfer.

Am Fuße des majestätischen Calanda über dem Dorfe Haldenstein bei Chur steht die Ruine der Burg gleichen Namens. Sie ist größtentheils zerfallen, ein Theil ist mit dem Felsen, auf dem er stund, in die Tiefe gestürzt. Unweit von der Ruine sprudelt eine reiche Quelle mit herrlichem Wasser. Dort sah man zu Zeiten eine weibliche Gestalt in einem schneeweißen Gewande neben der Quelle sitzen, und sich am goldenen Strahle der Mittagssonne sonnen. Ein Jäger kam einmal zu dieser Quelle, und sah die weiße Jungfrau, die kläglich wimmerte, an dem Brunnen sitzen. Sie bat ihn, er möchte ihr doch, nun sie zu erlösen, seine wärmende

Digitized by Google

Hand bieten. Der Jäger faßte muthig die Hand der Jungfrau an, die war aber eisig kalt, daß es ihm schaurig durch den ganzen Leib fuhr, doch er hielt die Hand fest. Da erschien plötzlich ein graues Männchen, das trug ein Demantkörbchen gefüllt mit glühendem Golde. Das Männchen hielt das schimmernde Körbchen hoch empor, und winkte ihm fort, aber der Jäger ließ die Hand nicht los. Da leuchtete in trunkener Freude das Gesicht der Jungfrau, und sie sprach: „So trog ich mich nicht! Du hast mir die Hand gehalten! Nun nimm zum freundlichen Danke das Demantkörbchen voll Gold!“ Und sie reichte es ihm, und verschwand.

Die weiße Jungfrau von Haldenstein heißt auch die Quelljungfer, die Seele des Brunnens, die dem Wasser Kraft verleiht, Kranke zu heilen. In früheren Zeiten wallten viele zu der Quelle, und vielen schenkte sie die verlorene Gesundheit wieder. Die Quelle fließt heute noch so klar wie vor Jahrhunderten; die Quelljungfer hat man aber lange nicht mehr gesehen, und das Wasser scheint seine Heilkraft verloren zu haben.

98. Das Bettelmännchen.

Im Schanfigg kam einst ein Bettelmännchen, in zerlumpte Kleider gehüllt, zu einem Weibe, das eben am Butterſieden war. Das Männchen fragte in bescheidenem, flehentlichem Tone, ob sie (die Butter) im Auf- oder Abgehen sei. „Sei sie im Auf- oder Abgehen,“ antwortete das Weib trotzig, „du bekommst doch nichts davon!“ „Nun, so soll sie im Abgehen sein,“ sprach bedeutungsvoll der Bettler, welcher plötzlich eine viel hehre Gestalt annahm, und sehr prächtig gekleidet zu sein schien. Seither ist die Butter beim Sieden von da an, wo der Schaum am Verschwinden ist, bis zu dem Punkte, wo sie genug gesotten hat, immer im Abgehen. Des Menschen Herzenshärtigkeit, die nicht mittheilen wollte dem Bedürftigen, brachte solchen Unsegen in die köstliche Butter.

99. Die Biene.

Eine Gesellschaft von Jünglingen, die sich um die Mitternachtsstunde aus der Gemeinde Klein-Fettan in die von Groß-Fettan begaben,

Digitized by Google

sahen, vom Mondschein begünstigt, auf einer unweit der Straße gelegenen Wiese einen menschlichen Körper auf dem Boden liegen. Nachdem sie sich demselben genähert und ihn umgewandt hatten, denn das Gesicht lag gegen die Erde, erkannten sie in ihm ein armes altes Weib aus der Gemeinde Klein-Fettan. Da sie dasselbe für todt hielten, trugen sie es in eines der nahe gelegenen Häuser und legten es in ein Zimmer, in welchem schnell Licht gemacht wurde. Ganz betroffen über diesen unerwarteten Fund sahen sie sich gegenseitig stillschweigend an, als sie in der ärmlichen Stube eine herumfliegende Biene wahrnahmen. Sie näherte sich der Leiche, und flog in den offenen Mund derselben. Kaum war sie hineingeflogen, so schlossen sich die bleichen Lippen, und die Alte richtete sich auf und mahnte die betroffenen Jünglinge, ihren Körper künftighin in Ruhe zu lassen, wenn ein ähnliches Ereigniß zum zweiten Male mit demselben stattfinden sollte.

100. Das goldene Kegelspiel auf Ruchenberg.

Ein Bauer ging spät in der Nacht bei dem zerfallenen Schlosse Ruchenberg, das zwischen Masans und Zizers gelegen, vorbei. Da hörte er ein Tönen, wie wenn man an metallene Gegenstände schlägt, und durch die Bäume gewahrte er einen lichten, rothen Glanz. Er sah feurige Blitze und geisterartige Gestalten um das Gemäuer sich bewegen. Er ging näher und kam zu dem alten Schlosse, das ringsum beleuchtet war. Und er sah drei Ritter, welche mit Kugeln von Gold auf dem Rasen goldene Kegel umwarfen, so daß es weit umher erklang. Der Bauer sah eine Zeit lang dem Spiele zu, und es kam dem Neugierigen und Gewinnsuchenden die Lust an, es auch zu versuchen, während die Ritter ein wenig ruheten. Er schlich beherzt näher, und weil keiner von den Rittern sich regte, ergriff er eine blanke Kugel und warf, daß alle Kegel auf den Rasen fielen. Kaum war aber dieß geschehen, so entstand ein großer Lärm, und Kugel und Kegel sanken zugleich mit allen drei Rittern in die Erde. Der Bauer stand allein im Finstern, und Grauen und Entsetzen trieb ihn von der Stelle.

Digitized by Google

101. Das Nachtvolk.

Nach dem Zeugniß eines Bürgers von Jenins bezieht das Nachtvolk, das immer zu Hauf als Volk bei Nacht, nur ausnahmsweise bei Tag auftritt, im Herbst nach der Alpentladung die Sennhütten, und macht sich den ganzen Winter über ein Geschäft daraus, die im Sommer verschüttete Milch zu buttern und zu käsen. Da geschah es denn auch einmal, daß ein Mann in einer solchen Sennhütte mit seiner Kuh übernachtete. Um Mitternacht wurde er durch einen großen Lärm aus seinem Schlafe aufgestört, und da war es das Nachtvolk, das den Lärm gemacht hatte, und das eben tüchtig zechte und schmauste, und all das zur Schmauserei nöthige Fleisch aus dem Leibe seiner Kuh herausschnitt. Das Nachtvolk lud den Graubündner ein mitzuhalten, und der dachte sich, wenn es so „für und nach geht," so will ich dazuthun, ging hin, schnitt aus seiner Kuh ein Stück Fleisch und steckte es wie die andern Zecher an einen Holzspieß, um es an demselben über dem Feuer zu braten. Nachdem das nächtige Gesindel bei Tagesanbruch sich entfernt hatte, fand der Graubündner seine Kuh ganz unversehrt, mit Ausnahme des Stückes Fleisch, das er selbst ausgeschnitten hatte.

102. Das Todtenvolk.

Einst wüthete die Pest im Prätigau und die Familie v. O. flüchtete sich in ein entlegenes Berggut, einen Knecht zurücklassend. Bei diesem erkundigte sich die flüchtige Familie von Zeit zu Zeit, ob sie nicht bald wieder heimkehren könnte; er aber warnte selbst dann noch davor, als längere Zeit kein Pestfall mehr vorgekommen war. Endlich, nachdem ein altes Weib noch daran verstorben war, ließ er die Herrschaft heimkehren, und erzählte dann, er habe kurz vor dem Ausbruch der Pest eines Morgens früh beim Füttern der Pferde ein sonderbares Gemurmel, wie Bienengesumse, vom Dorfe her gehört, er sei unter die Thüre getreten, um zu schauen, was es gebe, und habe dann das Todtenvolk, einen langen Zug noch lebender Leute, gesehen dem Kirchhofe zuwallen und zwar ganz in

Digitized by Google

der Reihenfolge, wie sie später an der Pest verstorben seien; zuletzt sei dann noch eine ziemliche Strecke hinter den andern jenes alte Weib nachgehumpelt, welches die Seuche zuletzt hinraffte. Deßwegen nun habe er bis zu deren Bestattung die Herrschaft vor der Rückkehr gewarnt.

103. Das wilde Männchen zu Conters.

Ein wildes Männchen, auch Fänke und Fänkenmannli genannt, hütete mehrere Sommer nach einander die Kühe der Gemeinde Conters im Prätigau, ohne dafür eine Belohnung anzunehmen. Eines Sommers wurden die Bewohner des Dorfes einig, ihn durch ein schönes Kleid für seine Mühe zu belohnen und legten dasselbe an die Stelle, wo er jeden Morgen die Heerde zu erwarten pflegte. Dem wilden Hirten schien das Geschenk zu gefallen; nach langem Hin- und Herwechseln und Probiren wurde der ungewohnte Schmuck angezogen. Aber mit demselben kam auch die Eitelkeit über den kleinen Bergmann; voll Verwunderung über seine Schönheit hüpfte er jauchzend und singend bergauf, warf seinen Hirtenstab hoch durch die Luft von sich, und sprach:

„Was wett au so na Weideleman
Meh mit den Kühen z'Weidela gan."

Mit diesem Jubelgesang verschwand er im Walde, und niemand sah ihn wieder; aber die Kühe gaben von da an nicht mehr so viel Milch, als zur Zeit, da der wilde Küher sie hütete.

Eines wilden Männchens wußten die Burschе von Conters sich durch List zu bemächtigen. Von zwei Wassertrögen vor dem Dorfe füllten sie den einen mit Branntwein, den andern mit rothem Wein. Das wilde Männchen kostete zuerst den Wein und rief: „Rötheli, du verführst mi nit!" Dann hielt es sich an das weiße, wie es meinte, unschuldige Getränk und wurde, als sich dessen Stärke an ihm erprobte, gefangen und gebunden. Durch List ward es gefangen, durch List machte es sich frei. Es versprach nämlich den Burschen, die es oft um seine höhere Kräfte und Künste befragten, einen Rath zu geben, der ihnen durch's ganze Leben wohl kommen sollte, wenn sie es zuerst frei ließen. Dieß geschah, und der Befreite ertheilte den Neugierigen folgenden Rath:

Digitized by Google

„Ist's Wetter gut, so nim de Tschopa (Jacke) mit,
Ist's aber laid (schlecht), chanst thuen wi d'witt!"

Sprach's und entfloh schnell wie die Gemse über Stock und Stein zum Wald, und wurde seither nicht mehr gesehen.

104. Die Gemskäslein.

Ein wildes Fänkenmannli hauste einst in der Felshöhle Trockenstein oberhalb Camana in der Mitte des Savienthales, allwo es sich eine hübsche Gemsekäserei eingerichtet hatte. Es hatte eine große Schaar der schlanken Gratthiere gezähmt, so daß sie morgens und abends von selbst in die Höhle kamen, und sich melken ließen. Ein armes, einäugiges Kind des Thales, welches die Ziegen hütete, fand in der Höhle bei schlechtem Wetter Zuflucht und Speise. Die Gemskäslein seien so süß, daß sie einem im Munde zergehen, sagte es einmal seinem Bruder. Dieser fragte, wie sie denn bereitet würden. Dieß sei das Geheimniß des wilden Mannlis, antwortete das Kind; es müsse immer, wenn dieses mit dem Käsen beschäftigt sei, sich unter einen Haufen Heidekraut verkriechen; dann singe das Mannli: „Einäugelein, schlaf ein!" Wache es wieder auf, so sei das Käslein jedesmal fertig. Als der unartige Bruder dieses vernahm, zwang er das Kind, ihm seine Kühe zu hüten und mit ihm die Kleider zu tauschen. Darauf ging er in den Kleidern seines Bruders selbst in des wilden Mannlis Höhle. Da sah es recht sauber aus, grünes Heidekraut lag über dem Boden ausgebreitet, ringsum auf einem Steingesims standen kleine Gepsen (Milchgeschirre) aus Tannenholz, die mit Gemsenmilch angefüllt waren; Kessel und Herd waren nirgends zu sehen. Das wilde Mannli hielt den Buben für sein Einäugelein, scharrte das Heidekraut auf einen Haufen zusammen, ließ ihn darunter kriechen und sang ein: „Einäugelein, schlaf ein!" Der schalkhafte Bube schloß das eine Aug zu und guckte mit dem andern unter dem Heidekraut hervor. Als aber das Mannli das muthwillige, offene Auge gewahr wurde, und den Trug einsah, gerieth es in Zorn und warf die Gepsen sammt deren Inhalt dem Buben an den Kopf. Hierauf verließ es mit seinen Gemsen die Höhle auf immer.

Digitized by Google

105. Das wilde Männlein und der Senn.

Die wilden Fänkenmannli besaßen große und ungewöhnliche Kenntnisse in der Viehzucht und Alpenwirthschaft; sie bekundeten sie auch dadurch, daß sie es verstanden, aus der Schotte (Nachmolke), die man sonst nur den Schweinen zu geben pflegt, Gold zu bereiten. Ein Senn wäre bald einmal hinter das Geheimniß gekommen.

In einer Alpe des Prätigau lebte nämlich einst ein wildes Fänkenmannli mit dem Senn auf sehr vertrautem Fuße, und empfing von denselben gar mancherlei Geschenke und Gaben. Um sich dem Senn für die empfangenen Wohlthaten dankbar zu erzeigen, sagte es einmal zu ihm: „Heute soll er es käsen lassen und soll ihm zuschauen, aber dabei kein Wort sprechen, bis es fertig sei." Der Senn geht den Vorschlag ein, setzt sich auf einen Melkstuhl und schaut dem Mannli zu. Dieses macht alles in der Ordnung, und zuletzt, als es nach der Meinung des Sennen fertig war, stellt es den Kessel mit der Schotte wieder über das Feuer, und schickt sich an, von neuem zu manipuliren. Nun aber fing der Senn überlaut an zu lachen, und über das Mannli zu spotten, daß es aus der Schotte noch einmal käsen wolle. Da legte das Mannli die Kelle bei Seite und sagte: „Wenn d'nüt weißt, so seist" — und eilte fort, und ließ sich nicht wieder sehen. Hätte der Senn geschwiegen, wie die Verabredung lautete, so hätte er sehen und lernen können, wie das Mannli aus der Schotte eitel Gold bereite.

106. Das Lederkäpplein.

Die wilden Männlein waren sehr kundig in Bezug auf das Wetter, und häufig kam es vor, daß sie die Leute vor Unwetter warnten, wo man kein solches erwartete, und daß sie über das Wetter befragt wurden und Auskunft gaben. In Savien hinten im Thal, bei den Häusern, wie man es nennt, war einmal eine Frau am Käsen, und hatte gerade den Kessel mit der Milch über dem Feuer, und die Milch fing an heiß zu werden. Da flog plötzlich ein Lederkäpplein in die Küche herein. Sie trat unter die

Digitized by Google

Hausthür, um zu sehen, wer da sei, und siehe da, es saß ein wildes Männlein vor der Thür.

„Ei, liebe Frau," hub das Männlein an, „gät mer doch äppas z'trinka, ich han an grusamma Durst und han noch wit heim und as kunt ananderanah as grusamms Wetter."

„Ach," erwiderte die Frau, „du bist jez woll a gauchs Mannli, luag, z'Summa schint a so wara und hüt kunt's gwüß niena ga regna, aber z'trinka willter ich scho gän, ich han grad z'Kessi über'm Für."

„So machet doch gschwint, liebe Frau, luaget, i muaß gan."

Die Frau lachte vor sich hin und dachte, du bist mir der rechte Wetterprophet, es ist der ganze Himmel heiter; sie schöpfte Milch aus dem Kessel und brachte sie dem Männlein.

„Ei, guate Frau," sagt jenes, „gät mer doch as größers Gebsi, daß d'Milch gschwinter z'erkuala kunt, i ka sövel nit lang macha."

Die Frau willfahrte und lachte, als sie sah, wie das Männlein in größter Eile die Milch in dem größern Geschirr umschwenkte und hineinblies, damit sie schneller kalt werde, und wie es dann die Milch so schnell als möglich trank.

„Du häst," sagte sie, „an tolla Stäcka, mit dem kust scho fürwärts, aber daß es hüt leit Wetter gäbi, wurtist jez du, schätzi, nit grad wissa, sus truffi's mir an no as wiavalo Heu iz'thua."

„Ja so machet nu gschwint," sagte das Männlein, „sus kunt ich der Rega dri und jez sägi Dank, wenn's dermit usgricht't ist," und mit diesen Worten eilte es den Berg hinan, und hätte in der Eile sogar sein Lederkäpplein vergessen, wenn die Frau es ihm nicht nachgeworfen hätte. Die Frau käsete fort, aber kaum waren einige Minuten verstrichen, da zog eine schwarze Gewitterwolke über das Gletscherbachhorn herein, und es fing an zu blitzen und zu donnern, und der Regen fiel in Strömen. Da kratzte sich die Frau hinter den Ohren, daß sie dem wilden Männlein nicht geglaubt, und ihr Heu nicht eingethan hatte.

Digitized by Google

107. Das verrathene Geheimniß.

Zur Zeit, als die Pest, unter dem Namen „der schwarze Tod" in Graubünden grassirte und unzählige Opfer forderte, so daß ganze Höfe ausstarben, machte man die Beobachtung, daß gar keine wilden Männlein oder Weiblein von der Seuche hingerafft wurden, und kam zu dem Schlusse, daß dieselben ein Geheimmittel besitzen müßten. Ein Bauer wußte endlich mit List dieses Geheimmittel aus einem wilden Männlein heraus zu kriegen. Dieses Männlein zeigte sich oft auf einem Steine, der in der Mitte eine bedeutende Höhlung hatte. Der Bauer, dem dieses Lieblingsplätzchen des Männleins wohl bekannt war, ging und füllte die Höhlung des Steines mit gutem Veltliner Wein, und verbarg sich in der Nähe. Nach einer Weile kam das Männlein zu seinem Lieblingsstein, und sah ganz verdutzt drein, als es die Höhlung desselben mit dem funkelnden Naß angefüllt traf. Es bückte sich dann mehrere Male mit dem Näschen über den Wein, um wenigstens den Geruch des rothen Dings zu kosten, hob dann wieder den Kopf, winkte mit dem Zeigefinger und rief: „Nein, nein, du überkunst mi nit!" Endlich einmal, als es sich ganz nahe über den Wein gebeugt hatte, blieb ein Tröpfchen Wein am Schnäuzchen hängen; dieses Tröpfchen leckte es mit der Zunge ab. Da stieg die Begierde, und es sagte zu sich selbst: „Ei, nur mit einem Finger tunken darfst du schon." Gesagt, gethan. Es leckte den Finger wohl hundert mal ab, wurde dabei immer lustiger, und fing nachgerade an, allerlei dummes und gescheites Zeug vor sich hin zu schwatzen. Da trat der Bauer aus seinem Verstecke hervor, und fragte das Männlein, was gut sei gegen die Pest. „Ich weiß es wohl," sagte das Männlein, „Eberwürza und Bibernella, aber das säg i dir no lang nit." Jetzt war der Bauer schon zufrieden, und nach dem Gebrauche von Eberwurz und Bibernell starb niemand mehr an der Pest.

108. Die Dialen.

Im Unterengadin und im Münsterthal erschienen vormals gewisse feenhafte weibliche Wesen, die sogenannten „Dialas". Sie

Digitized by Google

waren von leidlicher Schönheit, nur etwas entstellt durch Ziegenfüße. Sie pflegten in Grotten zu wohnen, die sie schön ausschmückten, und in denen sie weiche, reinliche Lagerstätten von Moos sich bereit hielten. Sie waren von gar guter Gemüthsart, und erwiesen sich den Menschen gegenüber sehr gutherzig und zuthätig. Sie erschienen öfters den Hilfsbedürftigen, geleiteten verirrte Wanderer auf den rechten Weg, und bewirtheten Hungrige und Durstige. Armen Leuten, die im Schweiße ihres Angesichtes arbeiteten und nach einer Labung lechzten, erschienen sie hin und wieder, breiteten ein weißes Tuch vor ihnen aus, und trugen auf blendend weißem Geschirr Speise und Trank auf.

Einmal ging eine arme Frau durch den Wald. Müde setzte sie sich einige Augenblicke auf einen Stein, und war lüstern nach einem Stückchen neugebackenen Brotes. In ihrer Heimat, wo man nur einigemal im Jahr bäckt, und darum das Brot gewöhnlich sehr hart ist, gehörte, wie auch noch heutzutage, neugebackenes Brot zu den Leckerbissen. Sei es nun, daß sie ihre Lüsternheit laut werden ließ, sei es, daß eine Diale ihre Gedanken belauschte, als sie sich aufrichtete, um weiter zu gehen, duftete ihr der Geruch von neugebackenem Brot entgegen, und sie erblickte ein solches noch dampfend neben sich im Moose liegen.

Einst arbeitete eine Familie auf dem Felde, und nachdem sie recht fleißig gewesen war, erblickte sie plötzlich ein Tuch ausgebreitet und silberne Gefäße mit Speise und Trank darauf. Die Dialen hatten es aufgedeckt, und hießen die Arbeiter sich lagern, und essen und trinken, mit ihrem gewöhnlichen Ausdrucke: „Iß und laß," das wollte soviel sagen, als man sollte sich gütlich thun, das Silbergeschirr aber nicht antasten. Der Knecht der Familie aber war ein böser Mann, der steckte den silbernen Löffel in die Tasche. Sogleich verschwand das Gedeck, der Löffel ward zu Feuer, und seither erschienen in jener Gegend die Dialen nicht mehr.

In Guarda lebte ein Mann mit seiner Frau in Unfrieden, und als er auf seiner Bergwiese sein Heu aufladen sollte, um es nach Hause zu führen, hatte er niemand, der ihm dabei Hilfe leistete, denn seine zänkische Frau wollte ihm nicht beistehen. Da erschien eine Diale, und half ihm sein Fuder laden. Er hielt sie

Digitized by Google

für ein gewöhnliches Weib. Als sie aber auf dem Fuder stand, bemerkte er ihre Ziegenfüße, und dachte bei sich selbst, nun sei er übel daran, der Teufel stehe auf seinem Fuder. Die Diale fragte ihn nach seinem Namen, er dachte, dem Teufel wolle er seinen Namen nicht sagen und antwortete: „Ich heiße „Selber." Und als das Fuder geladen war, stach der Mann der Diale die eiserne Heugabel durch den Leib, in der Meinung, es sei der Teufel, und fuhr dann rasch davon. Die Diale ließ einen durchdringenden Schmerzenston hören, und bald sammelte sich eine große, unabsehbare Menge Dialen um sie herum und fragten: „Wer hat das gethan?" Sie gab sterbend zur Antwort: „Selber". Da sagten die andern: „Was man selbst thut, genießt man selbst." Seit dieser Zeit aber wurden in Wald und Feld keine Dialen mehr gesehen, und nunmehr sind sie längst spurlos verschwunden.

109. Die Spinnerinnen.

Im Unter-Engadin liegt ein Oertchen, das heißt Tarasp, und nahe dabei ein Gehöft des Namens Vulpera. Dort hauste eine rechtschaffene und fleißige Bäuerin, die ihren Mann liebte und ehrte, und ihre Kinder gut erzog. Da sind an manchem Winterabende aus dem Thälchen unterm hohen Piz Pisoc zwei schöne Mädchen mit Spinnrädern auf den Vulpera-Hof gekommen, in weißen Kleidern, mit flachsblonden Haaren, und haben gar fleißig gesponnen, und absonderlich gern nahmen sie die schönen glatten Flachswickel der Bäuerin auf ihren Rocken, und spannen ihn der feinsten Seide gleich. Dabei aber redeten sie nicht; nur wenn ein Faden zufällig brach, sagte die eine: „Faden ab!" worauf die andere erwiderte: „Knüpf an!" Wenn ein paar Spuhlen voll gesponnen waren, wurden sie gehaspelt oder geweift, und dann die schönen Garnstränge an die Wand gehängt, und mit Wohlgefallen betrachtet. Wenn ihre Stunde kam, erhoben sich diese nächtlichen Spinnerinnen, und traten mit ihren schön gedrechselten Rädern den Rückweg an, und allen Flachs, den sie gesponnen hatten, ließen sie der Bäuerin.

Digitized by Google

Diese gedachte nun, als das Ende der Spinnzeit heran nahete, sie müsse sich dankbar bezeigen, und rüstete daher eines Abends ein großes Essen zu, besetzte den Tisch mit Milch und Butter, Speck und Eiern, Honig und Käse, und Weißbrot von Schuls oder Zernetz, auch rothen Wein aus dem Veltlin, und da sollte nun der ganze Vulpera-Hof nebst den fremden Spinnerinnen Theil nehmen. Letztere aber machten traurige Mienen, gaben der Bäuerin noch ein Garnknäuel und sprachen: „Für deinen guten Willen! Lohn um Lohn!" gingen und kamen niemals wieder. Das Garnknäuel aber wurde niemals gar oder alle, wie viel immer die Bäuerin Stränge davon abhaspeln mochte.

110. Der schwarze Pudel.

Ein Hund rächte einst einen Bettler am Bischoler See auf dem Heinzenberge. Eine blühende Weide mit einer stattlichen Alphütte war einst da, wo jetzt der See liegt. Ein Armer kam zum Senn und bat ihn um ein Almosen. Der ruchlose Senn gab ihm mit Lab durchsäuerte Milch. Der Genuß dieses Getränkes verursachte dem Armen bald die heftigsten Schmerzen. Auf sein Geschrei kam ein schwarzer Pudel aus dem Boden hervor, der den Sennen so lange im Kreise herumdrehte, bis unterirdisches Wasser überall hervorquoll, und Weide und Hütte verschlang.

111. Der Rabe auf der Schierser Alp.

Der Senn erschlug den Hirtenknab,
Er warf ihn über die Fluh hinab,
In's tiefe Tobel, in tiefe Schlucht,
Wo niemand den fremden Knaben sucht;
Nur Raben umkrächzen die tiefe Gruft,
Nur Raben kreisen in hoher Luft,
Doch flossen die Tage, die Jahre hin,
Der arme Knabe vergessen schien.
Da zogen einst die Bauern zuhauf
Zur Messe in die Alpe hinauf;

Digitized by Google

Sie saßen beim Imbiß im Sonnenschein,
Da fiel hernieder ein Todtenbein,
Die Raben brachten's aus tiefer Gruft,
Die Raben krächzten in hoher Luft;
Herumgeboten wird im Kreis
Das Bein: dem Sennen perlt der Schweiß
Als er's berührt, denn Blut entfließt
Dem Bein, wie's seine Hand umschließt,
Und was er Nachts verübt allein,
Was er gesponnen hielt so fein,
Gestand er jetzt im Sonnenschein.

112. Die Baretto-Balma.

Vor uralter Zeit kam fernher aus Welschland ein Fremder von ritterlichem Anstand und geheimnißvollem Wesen, mit Namen Baretto. Verbannt von der Heimat, suchte er eine Zuflucht in der Alpenwelt und wohnte sich in einer Höhle ein, welche in der Nähe der jetzigen Stutzalp liegt und noch Baretto-Balma genannt wird. Ihn begleiteten seine beiden Töchter Selvretta und Vareina. Das Volk erkannte bald in Barette einen Zauberer, und fürchtete seinen düstern Blick und seine geheimen Künste. Die beiden schönen Jungfrauen aber verehrten und liebten alle, und ihr Erscheinen brachte überall Glück und Segen. So ging es lange; endlich starb Baretto. Seine Töchter gruben in der Höhle ein Grab, betteten den Alten in frisch gepflückte Blumen und begruben ihn da. Dann kehrte Selvretta über die Eisgebirge in ihre Heimat zurück, Vareina blieb noch kurze Zeit, geheimnißvoll Berge und Thäler durchstreifend. Endlich ward sie gesehen, wie sie auf einer Felsenspitze stand, von wo man weit hinabsieht in das Prätigau; sie streckte segnend ihre Arme gegen die Thäler und rief: „Glückliches Volk, ich schenke dir das zum ewigen freien Eigenthum." Dann folgte sie der Schwester und verschwand. Nach ihr werden die Alpen genannt, über welche sie der südlichen Heimat zueilte. Der Name Selvretta lebt fort in den Alpen des andern Thales der Landquart und in dem des hohen Gebirgsstockes, dessen schnee-

Digitized by Google

glänzende Firnen weit in das Thal herabschauen, rein wie die Jungfrau, deren Namen sie tragen.

113. Der Wuhrbau.

In einer Häusergruppe von Cierfs im bündnerischen Münsterthale wohnten einst lauter Wittwen und Waisen. Ob die Gatten und Väter derselben vom „schwarzen Tode", einer Seuche, die in ganz Europa wüthete, hingerafft, oder von Kaiser Maximilians Landsknechten im Schwabenkriege, oder von Baldirons Horden im Religionskriege getödtet worden seien, ist nicht bekannt. In der Nähe der Häuser rauscht ein gefährlicher Wildbach aus dem Walde hervor, der oft die Wiesen verwüstet. Eines Tages schleppten die Wittwen und Waisen keuchend und schwitzend Steine und Baumäste herbei, um einen schützenden Damm aufzuführen. Die jenseits des Baches wohnenden Männer bauten auf ihrer Seite ein festes Wuhr mit Felsblöcken und Lärchenstämmen. Statt den Wittwen und Waisen nach dem Gebote Gottes hilfreiche Hand zu bieten, spotteten sie herzlos derselben, indem sie sagten: „Wenn ein Vöglein sich auf euern Damm stellt, wird er zusammenstürzen." In der folgenden Nacht zitterte der Boden weit und breit; die „Rüfe" stürzte krachend aus dem Wald hervor. Eine unsichtbare Hand schützte aber den schwachen Damm, während das feste Wuhr fast spurlos verschwand.

114. Der Kuhhirt.

Auf der Alp Stätz, die nach Churwalden gehört, weideten fünf Männer und Knaben in einem Sommer ihre Herde. Da kamen Nachbarsennen von Obervatz, fingen Streit an mit den Churwaldnern, und erschlugen alle bis auf den Kuhhirten, dem es gelang, zu entfliehen. Er eilte mit seinem Alphorn auf einen Vorsprung des Berges nach Churwalden zu und blies aus Leibeskräften, um dem Thale Kunde zu geben von der Unthat. Seine Braut war gerade am Brunnen in Churwalden beschäftigt, horchte auf die langgezogenen Töne, und verstand auch deren Bedeutung.

Digitized by Google

Daher eilte sie mit einigen Männern auf die Alp, von wo das Blasen noch fortgesetzt wurde, dann aber plötzlich verstummte. Als die Eilenden oben ankamen, fanden sie den Hirten auf dem Rasen liegen; er hielt sein Alphorn noch in der Hand, aber das Herz war ihm zersprungen. Die erbitterten Churwaldner folgten den Feinden nach, erschlugen alle und nahmen das geraubte Vieh an sich.

115. Die Weihnachtsrose.

In der heiligen Weihnacht sehen wir in Puschlav nach dem Abendgottesdienste in der Kirche einige Frauen und Töchter in ein Haus gehen. Da setzen sie sich an einen Tisch, der mit einer schönen Decke geschmückt ist. In der Mitte brennender Lichter steht ein mit Wasser angefülltes Gefäß, in welchem sich eine dürre Pflanzenwurzel mit feinen Fasern befindet. Die rings herum sitzende andächtige Gesellschaft stimmt Psalmen und Weihnachtshymnen an. Mit den Gesängen wechseln religiöse Gespräche. Gegen Mitternacht nehmen die durch das Wasser aufgeweichten Fasern der mysteriösen Wurzel die Gestalt von schmalen Blättern an, und bilden gleichsam einen Blumenkelch. Dann sagt man: „Die Weihnachtsrose hat sich geöffnet!" In das Jubellied, welches nun angestimmt wird, mischt sich das feierliche Geläute vom St. Victors-Thurm, welches die Einwohner Puschlav's an die gnadenreiche Geburt des Weltheilandes erinnert. Diese Sitte ist sehr alt. Man nennt sie „der Weihnachtsrose wachen." Es sind nur drei oder vier solcher wunderbaren Wurzeln oder Zwiebeln vorhanden, die wie Familienheiligthümer aufbewahrt werden. Man gibt vor, daß sie aus fernen, fernen Ländern herstammen.

116. Die Lerchen.

Es gab eine Zeit, wo die Herren auf den Burgen von Petnal und Castlatsch oder Castlins gegen das arme Volk von Süs im Engadin auf eine Weise wütheten, welche dasselbe endlich zu dem verzweiflungsvollen Rathschluß brachten, ihre Tyrannen anzugreifen

Digitized by Google

und sich von ihnen zu befreien, oder aber bei dem Versuche zu sterben. Das Glück war ihnen so günstig, daß die eingeschlossenen Burgherren, als der Mangel an Lebensmitteln zunahm und ihnen zuletzt auch das Wasser abgeschnitten wurde, um Frieden baten. Er wurde ihnen bewilligt, ja sogar freier Abzug mit so viel von ihrem Eigenthum, als sie mit sich wegzutragen vermöchten. Die Ritter aber trauten dem Volke nicht, und bereiteten eine nächtliche Flucht vor, wobei sie, um vor Verfolgung sich zu sichern, ihre Pferde verkehrt beschlagen ließen. Möglich, daß der Hufschmied sie verrieth, kurz das Volk erhielt Kunde davon und stellte sowohl beim Crap Saßlatsch, so heißt ein Felsen an der Straße nach Lavin, als bei der Puniasca-Brücke einen Hinterhalt auf, in welchen die Ritter fielen und bis auf einen, Namens Martin, der sich mit seinem Pferde in den Inn stürzte und glücklich auf die andere Seite hinüber entrann, sämmtlich erschlagen wurden. Seither singt vom Crap Saßlatsch bis Punt Puniasca keine Lerche mehr, auch hat niemand bei meiner Väter und bei meinem Gedanken innert dieser Grenzen eine Lerche gehört, während Wald und Flur jenseits von ihnen ertönt. So sehr widerstrebt Falschheit und Verrath selbst der Natur des unvernünftigen Thieres.

117. Der letzte Vogt auf Pedenale.

Das Puschlav-Thal, welches sich vom Fuße des majestätischen Bernina bis an die alte, von Kastanienbäumen umgebene Grenzveste Platta mala ausdehnt und gleichsam in die lombardische Ebene hinunter züngelt, war in früheren Jahrhunderten lange ein Zankapfel zwischen Mailand und Chur. Im Jahre 1487 mußte Ludwig Moro von Mailand, der sich übermüthig der „erstgeborene Sohn des Glückes" nannte, Puschlav nebst Brusio an Bünden abtreten. Der Bischof von Chur, der Ansprüche auf das Thal hatte, schickte nun seine Vögte dahin, welche in dem Schlosse Pedenale wohnten, das eine kleine halbe Stunde südwestlich vom Hauptflecken auf einem weitschauenden Hügel stand. Die bischöflichen Kastellane waren um nichts besser als die andern Burgvögte in den rhätischen Landen. Sie herrschten mit Härte und Willkür.

Digitized by Google

Auch der Landvogt auf Pedenale achtete weder göttliches noch menschliches Recht. Mancher Unschuldige mußte in dem Burgverließ seines Schlosses verschmachten.

Eines Tages ließ er einen Bauer, der die von ihm verlangten Abgaben nicht entrichten konnte, in die dunkle Höhle werfen, in welche nie ein Sonnenstrahl fiel. Umsonst flehten Frau und Kinder um die Freilassung ihres Gatten und Vaters. Ihre heißen Thränen konnten den harten Mann nicht erweichen. Eines Tages ging der Vogt mit zahlreichem Gefolge auf die Bärenjagd. Auf der Bergterrasse, von der jetzt die zwei Kirchlein von Selva in's Thal herabschauen, trat die Gattin des Gefangenen mit einem Säugling auf dem Arme vor den Vogt und bat ihn, daß er sich um Gotteswillen ihrer unschuldigen Kindlein erbarme und ihnen den Vater zurückgebe. Statt Trostes kam aus dem Munde des Tyrannen die Drohung, den Bauer, wenn das Verlangte nicht bezahlt werde, im Kerker verschmachten zu lassen. Da reichte die Mutter in der Verzweiflung dem Vogte, der neben einem großen Stein stand, den Säugling hin mit den Worten: „Tödtest du den Vater, so ernähre sein Kind!" Der Unmensch ergriff den Säugling und zerschmetterte ihn am Steine. Da rief die Mutter: „Möge der Stein in alle Ewigkeit von deinen Thränen befeuchtet werden, wie er jetzt von dem Blute meines unschuldigen Kindes benetzt ist!" Der erzürnte Himmel sendete sogleich einen tödtenden Blitzstrahl hinunter, welcher das gottlose Herz des Vogtes traf und zugleich auch den Stein spaltete. Seither muß der Vogt bis auf den heutigen Tag jede Nacht einen Umzug um den Stein machen, und ihn mit seinen Thränen benetzen. Als die Kunde von dem Vorgefallenen in's Thal hinunter gelangte, stürmten die ergrimmten Einwohner nach Pedenale, und machten das Tyrannennest dem Boden gleich. Auf dem Hügel, wo einst die stolzen Vögte ihr Wesen trieben, werden jetzt Kartoffeln gepflanzt.

118. Jörg von Jörgenberg.

Ritter Jörg von Jörgenberg im Bündner Oberland bedrückte ohne Erbarmen das Volk; er war darum mißtrauisch, verließ seine

Digitized by Google

ſtarke Veſte ſelten, und ließ eine lederne Brücke verfertigen, die von dem hohen Bau bis an den Pfad der gegenüberſtehenden Felswand reichte, und von dem Herrn zurück in das Schloß gezogen wurde, wenn er darinnen ſchlief. Da erhob ſich das Volk gegen den Unterdrücker, belagerte die Burg, und zwang den Herrn durch Hunger zur Uebergabe. Der Freiherr ſollte ſich als Gefangener ſtellen, und bedingte nur, daß ſeine Frau mit dem Reſte der Lebensmittel in einem Korbe frei aus der Veſte ziehen möge. Es wurde von den Landleuten das Beding gutgeheißen; die Freifrau zog ungehindert mit einem großen Korbe ab. Die Sieger drangen in das Schloß, aber der Freiherr war nirgendwo zu finden. Er hatte in dem Korbe gelegen, und mit ſich alle Urkunden ſeiner Herrſchaftsrechte gerettet. Dieſe wurden, da er in fremdem Lande war, von ihm geltend gemacht; und die Landleute, des Herrn Rechte ehrend, zahlten ihm und allen ſeinen Erben die ſchuldigen Steuern. Nur gegen die Willkür hatten ſie Krieg geführt, nicht gegen das Recht.

Digitized by Google

Luzern.

119. Die Pilatus-Sage.

Pontius Pilatus, der Landpfleger von Judäa, verwaltete seine Provinz so schlecht, daß Tiberius Cäsar, welcher überdieß über die Hinrichtung des Heilandes schwer erzürnt war, ihn nach Rom berief, um ihn vor Gericht zu stellen und zu bestrafen. Als aber der Angeklagte vor dem Kaiser erschien, empfing ihn dieser so freundlich und behandelte ihn so achtungsvoll, daß alle bei der Vorstellung Anwesenden darüber in das höchste Erstaunen geriethen. Kaum war indessen der Landpfleger entlassen, so kehrte der Zorn des Kaisers zurück, und Pilatus wurde nochmals vorgefordert; aber eben so freundlich empfangen und so ehrenvoll entlassen als vorher. Dasselbe wiederholte sich noch mehrere Male. Da schöpften die Hofleute Verdacht, daß der Angeklagte an seinem Körper ein Amulet von sehr kräftiger Wirkung verborgen haben möchte; sie durchsuchten ihn daher im Vorsaal, und entdeckten bald den ungenähten Rock des Heilandes, welchen er unter seinen Kleidern angelegt hatte. So wie sie ihm denselben ausgezogen hatten, und ihn nochmals dem Cäsar vorführten, gerieth dieser in den heftigsten Zorn über den ungetreuen und ungerechten Richter, und verurtheilte ihn sogleich zu dem schmachvollsten Tode. Aber Pilatus erwartete die Vollstreckung des Urtheils nicht; sobald er in das Gefängniß gebracht worden war, entleibte er sich mit seinem Schwerte, nach andern mit seinem Tischmesser. Sein Leichnam ward nach alter Sitte als der eines Selbstmörders in die Tiber geworfen. Aber bald darauf brachen wilde Stürme und fürchterliche Regen-

Digitized by Google

und Hagelwetter über Rom los, und wochenlang krachte der Donner, bebte die Erde unaufhörlich. Als man endlich die Ursache des Unwetters entdeckt hatte, zog man den Körper des Landpflegers aus dem Wasser, und führte ihn nach Vienne in Gallien, wo man ihn in die Rhone versenkte. Aber auch da entwickelten sich Stürme und Gewitter genau wie in der Hauptstadt des römischen Reiches, und abermals suchte man den Leichnam und schickte ihn, als man ihn gefunden, nach Lausanne. Als auch hier der unselige Geist die Einwohner in derselben Weise heimsuchte, brachte man den Todten endlich auf ein hohes, wildes und unzugängliches Gebirge, das etwa vierzig Stunden von der Stadt entfernt liegen mochte, und stürzte ihn dort in einen kleinen und einsamen See. So kam Pilatus auf den Fracmont.

Auch dort beharrte der böse Geist in seinem Treiben, und Gewitter und Stürme brausten fortwährend um den Berg; aber die Anwohner konnten lange nichts dagegen thun, weil Niemand mehr den Friedensstörer bei sich aufnehmen wollte. Bald watete dieser in seinem See herum und regte ihn auf, daß er überströmte und seine Gewässer in das Thal ergoß; bald stürmte er auf dem Gebirge selbst hin und her, vertrieb die Hirten, jagte die Heerden auseinander, und stürzte sie in die Abgründe; bald stritt er wieder mit andern Gespenstern und namentlich mit dem König Herodes. In der Regel aber befand er sich auf einer Bergspitze, welche gegen das Entlibuch hinsteht, die Güpfe heißt, und ganz oben eine hervorspringende Platte, die sogenannte Kanzel, hat. Dort saß er, und erregte die Unwetter, welche das Land verheerten.

Endlich kam einmal ein fahrender Schüler in die Gegend, und die Einwohner boten ihm eine große Summe Geldes, wenn es ihm gelänge, den bösen Geist zur Ruhe zu bringen. Der Zauberer versprach, wenigstens einen Versuch zu machen. Er bestieg den Berg und gelangte nach mehreren Stunden auf die Güpfe, wo Pilatus eben wieder thronte. Hier stellte er sich auf einen großen Stein, und begann seine Beschwörungen. Trotzdem er aber kräftige Sprüche vorbrachte, und dabei so lebhaft verfuhr, daß der Stein sich löste und hin und her zu schwanken anfing: Pilatus wich nicht einen Zoll breit. Da traf der fahrende Schüler Vorbereitungen

Digitized by Google

zu noch stärkeren Beschwörungen. Er ging gen Osten hin, auf eine der Güpfe gegenüberliegende Spitze des Berges, das Widderfeld, und begann hier mit dem Unseligen einen erneuten Kampf, welcher zuletzt so heftig wurde, daß noch lange lange Zeit eine Stelle deutlich sichtbar war, welche ein mit einem höheren Rand versehens Viereck von sechs Fuß im Quadrat bildete, und mit den schönsten Gräsern bewachsen war, aber in der Mitte etwa anderthalb Fuß breit, durch die Tritte des Beschwörers ihre Rasendecke für immer verloren hatte. Da setzte sich noch lange nachher kein Thau an, und wurde nie ein Thier gesehen. Endlich mußte der Geist, welcher lange in wildem Wirbel den fahrenden Schüler umkreist hatte, den mächtigen Formeln weichen; er fing an, mit seinem Gegner zu unterhandeln, und versprach, sich in seinen See auf der Oberalp zurückzuziehen und sich dort still und friedsam zu verhalten, falls man ihn nicht beunruhige und ihm außerdem gestatte, alljährlich an einem Tage seine feuchte Behausung zu verlassen, und frei und ungebunden auf dem Berge umher zu wandeln. Gern nahm der Schüler diese Bedingungen an, und gab sogleich einem bösen Geiste die Gestalt eines schwarzen Rosses, damit Pilatus zum See hinabreiten könne. Man erzählt, daß dieser so wild davon galoppirt sei, daß die Hufe der Hinterfüße des Höllenrosses sich in einem Felsen nahe am See tief eindrückten, und ihre Spur bis auf den heutigen Tag durch Jahrhunderte gesehen werden kann.

Treulich hielt Pilatus seinen Pact. Alljährlich am Charfreitag, also an dem Tage, an welchem er den Heiland zum Kreuzestode verurtheilt hatte, stieg er aus dem Wasser empor, und setzte sich, mit der rothen Kleidung seines Amtes angethan, auf den Richterstuhl, welcher sich mitten auf dem See erhob. Wer ihn dann erblickte, mußte noch im Laufe des Jahres sterben. Zu allen übrigen Zeiten verhielt er sich dagegen ruhig, sobald man ihn ungeneckt ließ. Wenn man aber in der Nähe des Sees lärmte und schrie, den Geist rief, Steine, Holz oder sonst irgend etwas in das Wasser warf, in dieses trat, oder mit einem Stocke darin rührte, oder gar seine Tiefe auszumessen versuchte: dann zogen sich sogleich Wolken um den Berg zusammen, und ein fürchterliches Unwetter

Digitized by Google

brach mit Blitz und Donner los, ja der See spie sogar feurige Dünste aus. Dagegen blieb der Himmel hell und klar, wenn in Folge eines Zufalles oder durch die weidenden Heerden das Gewässer bewegt und verunreinigt wurde.

120. Die Thalherren im Enziloch.

Am Fuße der hohen Enzen, des Gebirgsknotens zwischen den Lutherntälern und Trubenbergen, nahe am aussichtreichen Napf nächst der Bernergrenze, liegt das Enziloch. Sein Abgrund wird durch eine senkrechte, drei Kirchthürme hohe Fluh gebildet. In seiner Tiefe wohnen die Geister derjenigen, welche reich und mächtig in ihrem Leben, ihre Macht und ihren Reichthum zu Unterdrückung der Armen und Schwachen mißbrauchten. Wenn der Sturmwind des Nachts die Schlucht durchheult und die Aeste der Tannen und Eichen krachen macht, so sagen die Bewohner jener Gegend: „Sie bringen einen andern Thalherrn her.“ So nennen sie die Geister, welche das Enziloch bewachen. Wenn das Wetter schlecht werden will, so hört man wohl auf mehrere Stunden weit vom Enziloch her ein gewaltiges Krachen und Donnern, als ob man mit Kanonen schieße. Dieses Krachen rührt von riesigen Felsblöcken und Baumstämmen her, welche „die Thalherren“ aus der Tiefe herauf wälzen müssen, zur Strafe für ihre im Leben begangenen Unthaten, und diese Strafe ist um so schwerer, da es ihnen nie gelingt, die Wucht an's Ziel, d. h. über den Rand des Abgrundes herauf in die Ebene zu wälzen. Immer und immer wieder, wenn sie ihr Ziel gewonnen zu haben glauben, entgehen ihnen Blöcke und Balken, und fahren donnernd in die Tiefe zurück.

121. Die Sträggele und der Dürst.

Es war einmal auf einer der vielen Burgen im Lande ein übermüthig Edelfräulein, das vor allen Speisen am meisten das Wildpret liebte. Als nun einmal ihr Geburtstag auf einen Fastenfreitag gefallen, da äußerte es in Gegenwart vieler adeliger Gäste ungescheut den Gelust, von einem frisch erlegten Wildschweine essen

Digitized by Google

zu mögen. Darüber haben alle Anwesenden, bis auf ihren Buhlen, sich billigermaßen in tiefem Stillschweigen entsetzt; dieser aber erklärte sich sogleich bereit, dem Fräulein auf die Jagd zu folgen. Fröhlich ritten sie mit ihren Hunden auf die Jagd, aber nimmer kehrten sie wieder zurück. Für ihren frevelhaften Leichtsinn und Uebermuth wurden sie verdammt, jeden Fastenfreitag in der Mitternachtsstunde und auch sonst in gewissen Nächten des Jahres als wilde Jagd in's Land hinaus zu fahren. Von den schroffen Felsen des Pilatus, durch den Schattenwald, über den Hundsrücken, durch den Schiltwald, das Hochdorfamt, das Suhren- und Wiggerthal geht's mit Pferdeschnauben und Hundegebell bald hoch in der Luft, bald ganz nieder über den Boden hin, wie Sturmwind durch das Land. Alsdann bekreuzen sich die Bewohner ängstlich und sagen: „Die Sträggele und der Dürst kommen."

Die Sträggele erscheint aber in der Frohnfastennacht am Mittwoch in der Woche vor Weihnachten auch allein, hauptsächlich um die faulen Mägde zu strafen, welche ihr Tagewerk nicht vollbracht.

In dem kleinen Dörfchen Urswyl bei Hochdorf hatte eine strenge Stiefmutter ihrem schwächlichen Stiefkinde einen schweren Tagwen (Tagewerk) mit Spinnen aufgegeben, unter der Drohung, wenn es selben bis neun Uhr Abends nicht fertig habe, so werde es zum Fenster hinaus der Sträggele überliefert. Eine Nachbarsfrau sollte nach Abrede die Rolle der Sträggele übernehmen. Da nun der Tagwen wirklich nicht fertig geworden, da rief die Stiefmutter der Sträggele, und schob das schreiende Kind zum Fenster hinaus. Bis hoch hinauf in die Luft ertönte sein Wehegeschrei. Die Sache hatte fehlgeschlagen, die rechte Sträggele war gekommen. Am nächsten Morgen fand man die schrecklich zerstümmelten Glieder des Kindes im Dörfchen, und rings um dasselbe zerstreut, da wo jetzt noch zum Andenken an die schreckliche Begebenheit die vielen Helgenstöcklein stehen.

122. Die Bergmännchen auf dem Pilatus.

In reicher Zahl bewohnten geheimnißvolle Bergmännchen den Pilatusberg, von seinen Spitzen bis hinab zu seinem breiten Fuß.

Digitized by Google

Urplötzlich erschienen sie aus ihren unterirdischen Gängen, und ebenso blitzschnell verschwanden sie wieder. Es waren kleine, kaum zwei Schuh hohe Männchen in grünem Röcklein, welches die geheimnißvollen Gänsefüßchen deckte, mit rothen Barettchen auf dem langen, schneeweißen Haare, und mit bis auf den Boden wallendem Silberbarte. Sie hüteten die Gemsthiere und die Fische des Rümligs gegen unberufene Jäger und Fischer, halfen dienstbereit den Sennen mit Melken und Hüten für ein Kächelchen Milch. Wer aber durch schnöde Worte, Lieblosigkeit oder rohes Wesen sie erzürnte, hatte ihre Rache zu fürchten.

Als einst der reiche Klaus auf der prächtigen Kastelenalp, das schönste Sennten des ganzen Berges sömmerte, kam Magdalena, die einzige Tochter seiner armen, kranken Base zu ihm hinauf, ihn um Unterstützung für die Mutter anzuflehen. Aber Klaus hatte für sie nur Hohn und Spott. Das Mädchen klagte auf dem Heimwege weinend solches Leid ihrem Geliebten Alois, der Handbub in der benachbarten Bründlenalp war. Der schenkte ihr das einzige Käschen, das er für seine Nothdurft in der Hütte hatte. Freudig eilte das glückliche Mädchen damit heim, nachdem ein fürchterlich Ungewitter, das Stunden lang getobt, sich endlich wieder verzogen. Da glitscht das arme Kind auf dem nassen Alpenrasen aus. Das Käschen entfällt seinen Händen und rollt in hohen Sprüngen von Band zu Band unaufhaltsam in die Tiefe. Trostlos weinend sieht Magdalena ihm nach. Da fühlt sie plötzlich sich am Kleide gezupft und sieht erschrocken zurück. Vor ihm steht in der Abenddämmerung Schleier, im grünen Kleide mit rothem Käppchen und bis auf den Boden wallendem silberweißen Barte ein winzig Bergmännchen, ein Stück vom Käslein auf der kleinen Schulter, und ein Büschel duftiger Alpenkräuter in der Hand. „Ich weiß," sprach's mit seiner Fistelstimme, „was dir geschehen. Die Hartherzigkeit ist bestraft. Nimm hier Kräuter und Käs, und bring's der Mutter heim. Von erstern mach' ihr einen Trauk, der macht sie gesund. Und wohl bekomm ihr dann der Käs." Damit war's verschwunden. Bald war die Mutter heil. Der Käs, als man ihn anschneiden gewollt, hatte sich zu eitel blitzend Gold verwandelt. Da waren beide reich genug. Sie kauften die Bründlenalp,

Digitized by Google

und Magdalena ist Alois' glückliche Frau geworden. Dem reichen Klaus aber ist's schlimm ergangen. Im Ungewitter desselbigen Tages hatte sich der Fels ob der Kastelenalp gelöst, und in einem Augenblicke dieselbe in eine grause Trümmerwüste durch seinen verheerenden Schuttfall umgewandelt. Dabei hat ein Stein dem fliehenden Klaus beide Beine so zerschmettert, daß sie ihm abgenommen werden mußten. An Krücken ist er lange elend und bettelnd im Lande herumgezogen.

Der alte Landammann Heinrich Inmlin von Obwalden erzählte dem Renward Cysat (geb. 1545; † 1614), wie er einmal am Pilatus den Gemsen nachgegangen und ein Bergmännchen daher gekommen sei, das ihm verboten habe, weiter hinauf zu steigen. Er habe als starker Mann dieser Warnung spotten wollen; da sei aber das Männchen auf ihn losgesprungen und habe ihn mit großer Gewalt die Felsen hinunter geworfen. Drunten lag er viele Stunden halbtodt, bis ihn die Seinigen fanden, erquickten und heimtrugen.

Auch dem Untervogt von Malters, Hans Bucher, ist es nicht viel besser ergangen; er hat es selbst dem Stadtpfarrer von Luzern im Jahr 1592 auf sein Gewissen als wahr erzählt. Bucher, ein braver und frommer Mann, war ein eifriger Fischer und Jäger, und hatte sich oft geäußert, er möchte doch auch einmal so ein Bergmännchen sehen. Eines Tages nun, als er droben auf dem Pilatus im Rümlig nach schmackhaften Forellen fischte, sprang ihm ein solches rücklings auf den Hals und drückte ihn mit solcher Macht in den Bach nieder, daß er meinte, es sei sein Letztes. „Du bist auch einer von denen," sagte es, „die mir meine Thierlein schon viel geplagt und zerstreut haben!" Dann verschwand es und ließ ihn liegen. Der Untervogt kam schwach und elend heim, und fühlte sich auf einer Seite lahm: „also daß er fürder der Wildi (des Waidwerks) sich enthalten, und nun das Haus vergaumen (hüten) müssen."

123. Die Schrattenjungfrau.

Südwestlich vom Dorfe Flühli zieht sich der Schrattenberg, eine Fortsetzung des Pilatus, von Osten nach Westen hin. Gegen

Digitized by Google

Norden zeigt der Berg eine hohe Felsenwand, die gegen Westen immer höher ansteigt und mit einem hoch über den ganzen Berg emporragenden Felsenkopf, Scheibengütsch genannt, endet. Etwas tiefer zeigt sich eine weit in den Felsen hineingehende Höhle. Der Berg hat südlich fast seiner ganzen Länge nach eine sanfte Abdachung, auf welcher eine Fläche von etwa einer Stunde Länge und einer halben Stunde Breite ganz kahler Felsen ist, von aller Erde entblößt, ohne Pflanzen oder Gesträuche. Dieser weiße Kalkfelsen ist von Sörenberg aus, wie ein Schneefeld anzusehen, das bis zum Bergkamm emporreicht und von drei Seiten mit grünen Weiden umkränzt ist. Die Felsenfläche ist zerklüftet; wo das weniger harte Gestein sich auflöst, sind tiefe Rinnen und Löcher; ein sehr tiefes Loch ist am westlichen Ende, in der Nähe des Scheibengütsches. Von dieser wirklich merkwürdigen kahlen Felsenabdachung und dem nahen Scheibengütsch erzählt nun die Sage:

Die jetzt kahle Schratten war ehemals die schönste Alp im Lande. Der ganze Berg gehörte zwei Brüdern, die ihn gemeinsam benutzten. Der Eine wurde blind; sie einigten sich, ihre Güter zu theilen, und der Blinde überließ dem Andern das Theilungsgeschäft voll Vertrauen. Aber der Letztere übervortheilte seinen blinden Bruder auf die ungerechteste Weise, indem er seine Marchen zuweit hinausrückte und so jene prächtige Alp sich aneignete. Dieser Ungerechte hatte eine einzige Tochter, um die wegen ihres Reichthums und ihrer Schönheit die vornehmsten Söhne des Landes warben. Sie bot demjenigen ihre Hand, der die steile Felswand hinauf den Scheibengütsch ersteigen würde. So mancher dieses wagte, fand seinen Tod. Allgemeiner Unwille erhob sich gegen die stolze Tochter und ihren ungerechten Vater. Es wurde dem Blinden hinterbracht, daß er von seinem Bruder betrogen worden, und dieser, zur Rede gestellt, that den Schwur, seine ganze Weide soll der Teufel zerreißen, und ihn und sein Kind des Weitern strafen nach Verdienen, wenn er übervortheilt habe. Da erbebte der ganze Berg; der Böse erschien und kratzte im Nu von der Weide des Betrügers alle Erde weg, so daß man überall im nackten, zerrissenen Felsen die Spuren seiner Krallen sieht. Die Weide des Blinden blieb unversehrt. Der falsche Schwörer liegt vom Teufel hinge-

Digitized by Google

schleudert, in dem tiefen Loche, in der Nähe des Scheibengütsches, und wird von den Vorübergehenden mit Steinen beworfen. Die Tochter ist in die Höhle unter dem Scheibengütsch gebannt, wo sie ihren Geldschatz bewacht, welchen der Teufel ihr mitgab. Der ewige Jude Ahasverus ist schon dreimal hier vorbei gewandelt. Das erstemal war der Schratten ein Weinberg, hernach eine Alp und zuletzt theilweise nur noch ein kahler Felsen.

124. Der Tannhäuser.

Der Tannhäuser war ein so großer Sünder, daß ihn in der ganzen Christenheit kein Beichtvater lossprechen konnte, und jeder ihn hinwies an den Papst zu Rom. Darum wallfahrtete er zu ihm und beichtete. Doch der heilige Vater entsetzte sich ob dessen Frevels und sprach: „So wenig als mein Stab da grünt, so wenig kannst du ein Kind der Seligkeit werden." Höchst traurig verließ der Tannhäuser die heilige Stadt, betrübt bis zum Tode. Er lief und lief, so weit der Himmel blau. Als aber der Papst bald darauf nach seinem Stab langte, Wunder! da blühte dieser, wie ein schöner Maienstock. Und schnell sandte er dem reuigen Beichtkinde nach, und ließ es suchen in aller Welt. Niemand konnte den Ritter finden, lange, lange nicht. Endlich wurde er entdeckt im Frau Vrenenberg, wo er an einem Tische schlief und nimmer erwachte. Sein Bart jedoch wächst fort und fort und dann, wenn er siebenmal um den Tisch herumgeht, dann, gebt Acht, ist — der jüngste Tag!

125. Der geizige Ritter auf Kastelen.

Ritter Kuno von Kastelen bei Ettiswyl war ein habsüchtiger Mann, der einst an einem Freitage mit dem Teufel ein Bündniß schloß, und ihm seine Seele verschrieb, wenn er ihn zum reichsten Manne in der Gegend mache. Der Teufel erschien in Zwergengestalt und mit Knotenstock, Bocksfuß und Bärenmütze, um die Hörner zu verdecken. Alle Gesteine und Holzblöcke im Hofraume der Burg verwandelten sich nun in lauter funkelndes Gold. Der

Digitized by Google

helle Glanz desselben aber blendete den Geizhals dermaßen, daß er bald darob erblindete. Darüber gerieth er in Verzweiflung. Des Lebens überdrüssig, rief er dem Teufel, der warf sich ihm in die Arme. Sofort wurde er von ihm fortgetragen und verschwand für immer. Die Schätze aber versanken in die Erde. Alljährlich am Charfreitage zur Mitternachtsstunde kommt etwas davon an's Tageslicht, und zwar in Holz- oder Steingestalt. Wem es gelingt, davon zu erhaschen, soll den Stoff nach Hause nehmen und sieben Tage lang in finsterer Truhe liegen lassen, so wird er ihn am Ende der Frist als gediegenes Gold antreffen.

126. Das Heer im Schrattenberg.

Das sogeheißene Wetterschießen nennen sie um Eschölzmatt Gurnigeln. Die Leute stellen sich vor, dieses Donnern oder Kanoniren komme vom Gurnigel her, unter welchem Namen sie dießfalls nicht nur den bekannten Berg im Bernbiet verstehen, sondern auch das Schrattengebirg. Wie einmal im Herbste ein Hirt seine Heerde von der Alp ab dem Schratten trieb, bemerkte er, daß ihm ein Schaf fehle, konnte es aber nicht mehr finden. Sein Erstaunen war nicht gering, als beim Wiederauftrieb ihm das verlorene Schaf so wohlgenährt und froh entgegensprang. Doch wollte es nicht mit der übrigen Heerde fressen, man sah, daß ihm diese Weide nicht mehr gut genug und es eine bessere kenne. Mein Hirt denkt, er wolle dem Ding schon auf die Spur kommen, verliert das Schaf nicht mehr aus dem Auge, sondern schleicht ihm auf seinen Pfaden nach. Es ging einer Felsenhöhle zu und dann einen langen großen Gang hindurch in einen unübersehbaren großen Saal, der ringsum von hellen Krystallen funkelte und wo an prächtigen Bahren die schönsten Streitrosse standen, unzählig viele; da hatte das Schaf es lange gut genug. Beim Herumgehen kam er an ein hohes stolzes Thor, das bei leichtem Berühren aufsprang und dem überraschten Auge einen zaubervollen Anblick öffnete. Ein anderer Saal, voll Gold und Edelsteinen schimmernd und blitzend, weitete seine lichten Räume tief dahin, und an herrlichen Tischen saßen und schliefen gar viele wohlgerüstete Kriegsmänner.

Digitized by Google

Zu hinterst, dem Thore gegenüber ruhte an eigenem Tische der Heerführer. Dieser hob jetzt sein Haupt auf, und fragte ernst und würdevoll einen andern Offizier an der Seite: „Wie spät ist es?" — „Eintausend achthundert dreißig!" gab dieser zur Antwort. „So müssen wir noch 45 Jahre warten," versetzte der erste und schlief wieder fort. Der Hirt dachte nun auf den Rückzug. Wohl kam ihm der Gedanke, die Unterirdischen könnten von den unermeßlichen Schätzen an Gold und Diamanten einige Hände voll leicht entbehren. Aber er beschloß, doch zuerst seinen Seelsorger zu berathen. Den Eingang merkte er sich gut, und ließ auch das Schaf einstweilen zurück. Hernach kam er wieder dahin, um jetzt so viel möglich von den herrlichen Dingen sich anzueignen. Zu spät, der Eingang war nimmer zu finden, und das Schaf kam auch nicht mehr zum Vorschein.

127. Das Nachthuri.

Auf dem Hundsrücken, welcher sich in nordöstlicher Richtung vom Rothsee bei Luzern bis Buchrain hinzieht, lebte einst ein böses Weib. Der Furie zu entgehen, nahm ihr Mann Handgeld, zog in den Krieg, und fand bald den Tod. Jetzt war sein böses Weib daheim wieder ledig, und konnte sich nach einem andern Freier umsehen; es fand sich aber keiner, weil ein jeder ihre Bosheit kannte. Sie aber schrieb dieß dem Umstande zu, daß sie zwei Mädchen aus erster Ehe besaß. Daher beschloß sie, sich derselben zu entledigen. Einstmals im Winter, als es recht kalt war, nahm sie dieselben unbemerkt von den Nachbarn, und führte sie weit von ihrer Wohnung hinweg tief in den Wald hinein, wo sie dieselben, trotz ihrem Flehen und Weinen, unerbittlich zurückstieß. Nach Hause zurückgekehrt, fragte sie erst am andern Tage scheinbar unter großer Besorgniß, ob niemand ihre Kinder gesehen hätte? Obgleich die gutmüthigen Nachbarn alles zum Wiederfinden der Kinder aufboten, man fand sie nicht, und so mußten sie in dem Walde vor Hunger und Frost elendiglich umkommen. Erst lange Zeit hernach fand ein Holzhauer die beiden Armen fest umschlossen in einer Decke von Schnee und Eis. Ihre Mutter aber, deren

Digitized by Google

böse That man ahnte, fand immer noch keinen Mann. Da wurde sie, als der Winter wieder ankam, wahnsinnig, lief in den Wald hinaus, in welchem sie ihre Kinder ausgesetzt hatte, rief in furchtbaren Tönen nach deren Namen, und wühlte mit blutigen Fingern Eis und Schnee auf, um nach ihnen zu suchen. Dieß trieb sie so lange, bis sie starb. Aber noch sieht man sie in dunkeln und kalten Nächten in den Wäldern und Klüften jener Gegend herumirren. Und wenn etwa arme Kinder dort im beschneiten Forste Reiser sammeln, hören sie oft ganz nah eine Stimme, die bald stöhnt, bald ächzt, bald jammervoll schreit, und unter dem ängstlichen Rufe: „Das Nachthuri kommt!" eilen sie verstöbert nach Hause, um nicht vom Unhold erwischt und in den Sack geschoben zu werden.

128. Der Schwesternborn.

Unweit dem Kurhause Kaltbad, auf der südlichen Abdachung des lieblichen Rigi, sprudelt aus zerklüftetem Nagelfluhgestein laut murmelnd ein kalter Quell hervor, der Schwesterborn genannt. Von ihm lebt im Munde des Volkes folgende Sage:

Zur Zeit der drei Tellen im Rütli, als Oesterreichs Vögte mit Uebermuth und frecher Willkür regierten im einst freien Lande, waren drei eben so wunderliebliche als fromme Schwestern unten im Thale von Arth den Verfolgungen des Burgherrn von Schwanau gar arg ausgesetzt. Denselben zu entgehen, flohen die Schwestern in einer Nacht hinauf in die damals noch unwegsame Wilduiß des Rigiberges, und kamen bis dahin, wo auf der Sonnenseite desselben ein Born dem Felsen entquillt. Daselbst bauten sie sich eine ärmliche Baumrindenhütte. Wie viele Jahre sie da, von aller Welt abgeschieden, von Beeren und Wurzeln und dem frischen Quell im frommen eifrigen Gebet gelebt, wußte niemand. Drunten im Thale waren sie längst verschollen. Selbst die Sennen auf dem Berge wußten nichts von ihrem Aufenthalte, bis nach ihrem Absterben. Da aber sahen sie Nachts immer drei helle Lichtlein über dem Wald und den Felsen schweben. Zur Stelle gekommen, fanden sie die vermoderuden Körper der drei Schwestern. Wo

Digitized by Google

die Hirten selbe gefunden, steht malerisch zwischen gewaltigen Felsentrümmern die schmucke Kapelle „Maria zum kalten Bade".

129. Das Abenteuer in der Sennhütte.

Unter den entlegeneren Alpen hinter Eschölzmatt gab es eine, die lange Zeit geflohen und verrufen war. Einen jungen kampfrüstigen Mann, der in jene Gegend gelangte, mahnten die Leute in der Nachbarschaft ernstlich davon ab, über gewisse Grenzen zu schreiten, oder gar die Sennhütte dort zu betreten; denn so viele den Versuch gewagt und hingegangen seien, keinen habe man je wieder gesehen, sie müßten sämmtlich des Todes geworden sein. Man sah, daß in der geheimnißvollen Alp Sennenwirthschaft betrieben werde; man sah, wie Morgens eine Heerde ausgelassen und Abends heimgetrieben werde; man sah vom Hüttendach den Rauch aufsteigen, wie wenn wirklich daselbst jemand hause, die Mahlzeiten bereite, Käse und was immer das Sennen mit sich bringt, beschaffe. Aber nie sah man einen Menschen zum Vorschein kommen, unsichtbar blieben stets die Kräfte, die diese Alp bewirthschafteten. Wer mag doch dort drüben der seltsame Bewohner sein? Welches Geheimniß birgt diese Hütte? Ueber diese Frage wollte und mußte der kühne Mann Licht gewinnen, die Ruhe seines Lebens schien ihm davon abhängig. Flehentliches Abmahnen goß nur Oel in's Feuer, er hatte keine Furcht, nur Siegeszuversicht. Bangen Herzens schauten ihm die Leute nach, sie hielten ihn für verloren; sie erbarmte der schöne, wackere Bursche.

Er ist bei der Hütte, aber Todtenstille herrscht. Er geht vor die Fenster und ruft, niemand läßt sich sehen oder hören. Er geht an die Thüre, probirt leicht sie zu öffnen, sie springt auf und er setzt frisch den Fuß über die Schwelle. Noch wankt der Boden nicht unter ihm; sicher tritt er auf, fest schaut er um sich. Hm, er ist in der Küche, auf dem Herde brennt ein Feuer; drüber hängt zum Käsen gerüstet der Kessel. Er ruft dem Sennen, aber kein Laut unterbricht das unheimliche Schweigen. Jetzt thut er, als ob er den Gäumer (Hüter) hinter dem Kessel im Herdwinkel versteckt glaube. „Ja, du dort hinten, du schreckst mich nicht, komm'

Digitized by Google

nur hervor!" Beim Nachsehen ist aber niemand hier. Vielleicht daß drinnen dort, wo die Thür angebracht ist, ein Hausbewohner zu finden wäre. Versucht es zu öffnen und — eine hübsche Stube nimmt den Hereintretenden auf. Der Tisch ist mit Tellern, Besteck und Speisen bereits gut aufgerüstet. Auf der Seite steht ein schönes Bett mit einem Vorhange davor. Aber kein lebendes Wesen will zum Vorschein kommen. Für wen denn diese Tafel? „Wart," denkt nun der Nachforschende, „ich will sie gewiß entdecken." Damit huscht er in's Bett und zieht den Vorhang so, daß er von da aus unbemerkt, wie er glaubt, sehen und beobachten könne, was am Tische denn vorgehen, wer da kommen soll. Endlich tritt eine gewaltige, zum Schauder anregende Gestalt herein. Die wüste Figur hat wohl einen Kopf, aber ein menschliches Antlitz will nicht daran hervortreten. Jetzt zählt er die Teller auf dem Tische, und ruft dann aus mit furchtbarer Stimme: „Das Todtengericht ist fertig; nur ein Teller fehlt noch für denjenigen, der dort im Bette liegt!" Der Waghals ist also entdeckt; ist also des Todes? Warum nicht, schon schreitet das Gespenst auf ihn los, packt ihn am Arme — ach, wie brennt das! Und horch, er spricht plötzlich in ganz anderem, unerwarteten Tone: „Fürchte dich nicht, ich will dir dein Leben lassen, will dir unaussprechlich dankbar sein, wenn du mich erlösest. Aber freilich, die Bedingungen sind sehr schwer. Ich fürchte! Nur ein Haar zu viel oder zu wenig stürzt dich unrettbar in den Tod, und mich in neue Qual!" So der Geist. Der herzhafte Gast, auf alles gefaßt, wankte nicht in seinem Entschlusse, alles zu wagen, was zum freudigen Ausgang führen könne, und anerbot sich gleich zu den gefährlichen Proben. „Steh auf!" Er gehorcht. Das Gespenst heißt ihn an den Tisch herantreten und mit essen. „Ich habe nicht eingebrockt und brocke nicht aus." Darauf brachte der Geist Schaufel, Licht und ein „halbviertliges Mäß" herbei, und legte dieß dem Manne zu Füßen mit dem Befehl: „Heb's auf und trag's in Keller!" — „Ich hab' nichts heraufgetragen und trag' nichts hinunter," antwortete jener keck. Da langt der Geist zu, trägt die Sachen weiter und winkt dem andern, daß er ihm folge, was dieser thut. Unten im Keller gebietet der Geist, indem er auf eine bestimmte Stelle deutet,

Digitized by Google

wieder: „Da grab's heraus!" — „Hab' nichts verlochet, ich loche nichts hervor," so weigerte sich der Beherzte. Da grub der Geist, bis ein Kessel zum Vorschein kam, den ihm der Gast heraus heben sollte, worauf dieser wieder weigernd sich ausdrückte: „Hab' ihn nicht hineingethan, ich thu' ihn nicht heraus." Als endlich der „Wandler" diese Arbeit selbst verrichtet und das Geld im Kessel in zwei Haufen getheilt hatte, sprach er: „Jetzt wähle dir einen Haufen; trifft du den rechten, so ist dein zeitliches Glück und mir das ewige entschieden, sonst aber bist du des Todes und ich der Pein nicht ledig." Schnell umarmte der Schlaue beide Haufen mit den Worten: „Einer wird wohl der rechte sein." Damit hatte er wirklich gewonnen, ein ungeheurer Reichthum war sein eigen, vergnügt lächelte der Geist dazu und entschwang sich gleich als weiße Taube nach oben.

130. Ziberli.

Zu Hergiswyl hatte man eben einen Ziberlisturm, Brei aus der Frucht des Zibartlibaumes[1], zum Essen aufgetragen, als man einige bekannte Heidenweiblein herankommen sah. Um mit diesen Gästen nicht theilen zu müssen, verbargen die Leute das Gericht hinter den Ofen. Die Weiblein traten in die Stube, und weil sie mehr wußten als andere, blieb ihnen das Geschehene nicht verborgen. Sie weilten daher nicht lange bei den neidischen Menschen, und sagten im Gehen: „Denk der Ziberlisturm ist nicht für uns hinterm Ofen." Seitdem ist dieser Spruch zur Redensart geworden.

[1] Pranus insititin.

131. Wie die Kastanien am Vierwaldstätter-See heimisch wurden.

Vor vielen Jahren übernachteten auf einem sehr schön am Vierwaldstätter-See gelegenen Hofe der Gemeinde Horw zwei Italiener. Als sie am Morgen weggingen, übergaben sie dem Gastgeber zum Danke zwei Kastanien, die er setzen solle. Er that's,

Digitized by Google

und sah zu seiner größten Freude bald zwei üppige Bäume herangewachsen, die er sorgfältig pflegte, bis sie ihm Früchte trugen, welche er sehr schmackhaft fand. Indem er wieder neuerdings Kastanien setzte, hatte er noch bei Lebzeiten einen Wald von fruchtbaren kräftigen Kastanienbäumen. Von da haben sich die Kastanienbäume dann auch weiter verbreitet; der Hof aber wurde nunmehr Kestenbaum geheißen.

132. Die Kraftwurzel.

In der Gemeinde Entlebuch an der Riesetenfluh hatte ein Lustenberger eine Alp. Auf diese kam ein fahrender Schüler und fragte, ob er etwa vierzehn Tage da aus- und eingehen könne. Ja. Der Fahrende ging den Flühen nach und las besondere Steine und Kräuter auf. Nach vierzehn Tagen wollte er bezahlen und gehen. Der gastfreundliche Senn nahm nichts an, er habe ja auch kurze Zeit bei ihm gehabt. Nun wollte der Fremdling seinem Wirthe doch etwas geben, das ihm vielleicht nützlich sein könne, entweder Aufspielen, daß ihn niemand übertreffe, oder Spielen (Reesen), daß er immer gewinne, oder Kraft genug. Zum Aufspielen, dachte er, habe ich nicht Zeit, ich müßte ja fort; beim Spielen müßte ich andere um's Geld bringen; ich wähle Kraft genug. Nun schenkte ihm der fahrende Schüler ein Würzelchen, in welches er vor Sonnenaufgang dreimal beißen müßte, um für den Tag Kraft genug zu haben. Nach einigen Tagen wollte der Senn probiren, ob auch etwas an der Sache sei, biß vor Sonnenaufgang in die Wurzel, und versuchte nun die Grundschwelle der Hütte zu heben. Er vermochte es mit Leichtigkeit. Obgleich er ein kleiner Bursche war, probirte er seine Kraft an den besten Schwingern; er schwang sie alle oben aus, nur einen ließ er absichtlich unbesiegt. Hierauf galt's für die Entlebucher mit den kräftigen Berner-Oberländer Schwingern sich zu messen. Alle Entlebucher wurden geworfen, nur der kleine, starke Sohn Lustenberger hatte noch nicht geschwungen. Die Entlebucher sagten, sie halten sich noch nicht für besiegt; sie hätten noch einen Geißbuben bei sich, erst wenn dieser überwunden werde, so geben sie es auf. Die Oberländer lachten und spotteten über den

Digitized by Google

Kleinen, sie wollten ihn ja erdrücken, meinten sie. Die Entlebucher bestanden darauf, und der anderbeste der Berner mußte an ihn hin. Lustenberger brauchte nicht seine ganze Kraft, und zog den Oberländer so lange her und hin, bis er Blut spie und sagte, nun sollte es der Beste probiren, der habe eine unbändige Kraft. Der Beste wurde von ihm nun wie spielend mit Leichtigkeit auf den Boden geworfen.

133. Das Wetzsteinfuttermannli.

In der Gegend von Rickenbach war ein frecher, muthwilliger, starker Bursche der Schrecken aller, die ihm auf der Straße begegneten. Er fragte niemanden etwas darnach, that nur, was ihn gelüstete, trieb ganze Nächte Unfug, und kehrte erst gegen Morgen heim. So kam er gegen Tagesanbruch einmal durch einen Wald. Vor ihm her hötterlete ein Männchen so groß wie ein Wetzsteinfutter. Der übermüthige Bursche rief ihm zu: „Geh' aus dem Weg, oder du spürst meinen Schuh!" Das Männchen ging nichts desto schneller. Wiederum forderte der Bursche ihn auf, auszuweichen, oder er werfe ihn mit dem Schuh weg. Nun kehrte sich das Männchen um und sagte; „Wenn du Lust hast, so wollen wir es mit einander probiren!" Er packte den Burschen und richtete ihn so zu, daß es ihm alle Glieder verdrehte und brach, selbst die Rippen entzwei schlug, so daß der freche Mann elend liegen bleiben mußte, bis jemand des Weges kam und Andern Anzeige machte, die ihm forthalfen. Der Bursche wurde außerdem schwer krank. Nach und nach genas er aber wieder so weit, daß er herumziehen konnte, aber Zeit Lebens ein Krüppel blieb, beschwerlich und krumm einherging, und auf anderer Leute Hilfe angewiesen war.

Digitized by Google

Neuenburg.

134. Der Jäger auf dem Chasseral.

Ein Jäger, bei welchem die Jagd zu grenzenloser Leidenschaft geworden, stieg an einem Sonntage früh den Chasseral herunter. Er hatte schon manch gutes Wild erjagt, und pfiff munter ein Lied. Da kam ein greiser Eremit am Stabe dahergewankt, dem der Jäger den üblichen Gruß anbot. Der Mönch dankte gar ernst, und sprach dann zu ihm: „Hörst du im Dorfe drunten nicht die Morgenglocke schallen, welche die Leute zum Besuche des Gottesdienstes einladet? Fürwahr, mein Sohn, dir ziemt es heute schlecht, da droben frei zu birschen; denn am Sonntage soll der gute Christ den Herrn im Himmel loben." Darauf erwiderte ihm der Jäger: „Mein guter Mann, ei, das ist nicht vonnöthen; ich lasse meine Mutter für mich beten. Durch Wald und Flur zu schweifen, das flüchtige Wild keck zu jagen, und frisch ein Lied zu pfeifen, ist meine Freude und Lust. Viel lieber möchte ich in Ewigkeit der edlen Jagd obliegen, als in der Kirche ein einzig Mal auf hartem Steine knieen." Darnach setzte der Jäger seine Jagd weiter fort; der Mönch aber ging schweren Herzens langsam seinen Weg. An der Stelle des alten Kirchleins im Thale ragt nunmehr ein neues Bethaus empor; längst ist der Eremit gestorben; der wilde Jäger aber muß im Bergwalde noch immer umherschweifen, und dabei, wie er's wünschte, sein Lied pfeifen.

Digitized by Google

135. Der Kirchenbau.

Nachdem Ulrich, Graf zu Neuenburg, die dasigen Prämonstratenser aufgehoben hatte, kamen einige Jahre später andere Mönche des gleichen Ordens in's Land, um sich daselbst anzusiedeln, und zwar in den schwarzen Bergen, wie man damals den Jura nannte. Sie wählten eine Anhöhe in einer Fläche, nicht fern von der Stadt, woselbst man eine schöne Aussicht hat, die noch jetzt Fontaine-André heißt. Damals war aber das Land noch nicht so vortrefflich angebaut wie jetzt und wenig bevölkert, so daß ihnen die Bauern und Hörigen des Grafen und seiner Dienstmannen wenig helfen konnten; das thaten aber die Gnomen.

Eines Abends saß ein Mönch im Schatten der halb beendigten Pfeiler in der Kirche. Der Himmel war dunkel, der Mond spielte mit seinen blassen Strahlen durch die Mauerwände, die nicht vollständig aufgeführt waren, durch die angefangenen Bogen, durch die Fenster ohne Gläser und formte daraus einen Reigen, den weiße phantastische Geister vor den Augen des halbwachenden Klostermannes tanzten, der sich in eine andere Welt versetzt glaubte. Auf einmal erhellte ein glänzendes Licht das Innere der unvollendeten Kirche. Zahlreiche Berggeister, groß und klein, waren allenthalben beschäftigt, Steine zu zerspalten und zu behauen, Bretter und Latten zierlich zu schnitzeln; aber man hörte nicht das geringste Geräusch, weder das Klopfen des Hammers noch das Zischen des Meißels oder des Stechbeitels. Die eichenen Bretter wurden rund oder geglättet, aber die bewegte Säge fraß das Holz, ohne zu schreien oder zu kreischen, und das Beil hieb stumm und lautlos. Die stille Arbeit rückte mit erstaunenswürdiger Geschwindigkeit vorwärts. Es war herrlich anzusehen, wie unter den duftenden Händen der Bergmännchen und unter dem Sammet ihrer bunten und flatternden Fittige die Steine sich spitzten, abrundeten und kanteten, wie wenn des Abends der Wind am Himmel die Wolken in dünne, lange Streifen absondert, welche die letzten Strahlen der Sonne mit Gold und Purpur färbt.

Während mehrerer Nächte arbeiteten die Berggeister mit der größten Emsigkeit, und wenn am Morgen die Glocke die Mönche

Digitized by Google

zur Mette und die Meister und Gesellen zur Arbeit rief, so fielen diese auf die Kniee und dankten den dienstbaren Helfern, indeß die Prämonstratenser Lobpsalmen sangen.

Am Maria-Himmelfahrtsfeste im August war der ganze Bau vollendet, mit den langen Gängen, Sälen und Zellen des Klosters, mit der prächtigen Kirche, ihren kühnen Unterbalken, ihren römischen Pfeilern, die den Füßen des Elephanten gleichen, ihrem Thurm, auf dem ein goldner Hahn wacht, ihren großen Glocken, ihrer zierlichen Rose, die einem glänzenden Sterne gleicht, ihren Bildern aller Art und Gattung, welche kränzend um die Säulchen laufen, in welchen Vögel nisten und hausen. Die Kirche wurde der heiligen Jungfrau geweiht, und auf dem reichlich vergoldeten Hauptaltare das erste Hochamt zu Ehren Gottes und seiner glorreichen Mutter gesungen.

Digitized by Google

St. Gallen.

136. Der Steucheler.

Es war einmal zu St. Gallen ein luſtiger Spielmann, genannt der Steucheler, und der hat ſelbſt erzählt, was ihm begegnet iſt mit Herrn Theophraſtus Paracelſus, den er dickmals geſehen und gar gut gekannt hat. Zur ſelbigen Zeit nämlich hielten unſere Altväter eine große Tagſatzung zu Baden, und an dem Tage, da man wußte, daß die Herren Ehrengeſandten der löblichen XIII Kantone und der zugewandten Orte ſich im großen Herrengarten daſelbſt ergötzten mit einem trefflichen Bankett, kam von ungefähr der Steucheler zu St. Gallen unter dem Multerthor auf die Brücke, fand daſelbſt mit andern vornehmen Bürgern den Doktor Theophraſtus ſitzen, ſtand grüßend bei den Herren ſtill und ſagte: „Jetzt werden unſere hochpreislichen Geſandten zu Baden ſich bas erluſtiren. Wär' ich dort, ſo wollt' ich mit meiner Querpfeife ein gutes Trinkgeld entheben." — „Ei, Freund!" verſetzte der Doktor, „haſt du ſo große Luſt zu einem Trinkgeld, ſo iſt dir wohl zu helfen. Geh' heim, leg' andere Kleider an, nimm deine Pfeife, und komm wieder her, Freund!" — „Wohl," erwiderte der Steucheler. „Ich weiß ſchon, Herr Theophraſtus, daß Ihr ein Geſätzlein mehr ſingen könnt, als andere Leute. Gleich werd' ich wieder zur Stelle ſein."

Damit ging der Spielmann eilfertig heim, zog das Sonntagswämschen an, ſteckte drei bunte Federn auf den Hut, ergriff die Schwägel (eine Art Pfeife), und war im Hui wieder beim Multerthor. „Da bin ich geputzt nun und geſtutzt," ſprach er zu dem Doktor; „aber das Pferd ſeh' ich leider nirgends. Oder reut's

Digitized by Google

Euch, gelahrter Herr, was Ihr mir versprochen habt?" — „Das Pferd ist gesattelt und aufgezäumt," versetzte gelassen Theophrastus. „Du findest es draußen bei der Schießlaube angebunden, wo es bequemer steht, als hier. Es ist ein Schimmel, und von behender Art. Sitz' auf und schließ fest mit den Knieen, er trabt scharf. Aber keinen Laut mußt du von dir geben, so lange du droben bist; denn sonst wett ich nicht einen Rappen für deinen Hals."

Steucheler geht nach der Schießlaube, findet den Gaul einsam angebunden, schwingt sich auf ihn, giebt ihm eine Hilfe, und saust im Nu durch die Luft, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Keine zwanzig Minuten jedoch, und der Schimmel läßt sich zwanzig Stunden von St. Gallen an der Schloßhalde zu Baden sittig nieder, schnauft einen Augenblick aus, und ist schon wieder verschwunden, als Steucheler abgesprungen, sich den Schweiß ordentlich von der Stirne gewischt hat, und nach dem Thiere sich bedenklich umsehen will.

Er schüttelt den Kopf, trabt schweigend in den Herrengarten, wo die Gäste versammelt sind, stellt sich auf die Bühne der Musikanten, und bläst unversehens sein Bestes, daß männiglich sich vergnügt darob. Urplötzlich erkennt ihn der Gesandte von St. Gallen, schlägt verwundert die Hände zusammen und ruft überlaut: „Aber Steucheler, Steucheler! bist du da und bist du es selbst? Welcher Teufel hat dich hergetragen?" — „Ach Junker," versetzt der Pfeifer, „Ihr fraget wohl recht; denn wenn ich der leibhafte Steucheler bin, so hab' ich auch den leibhaften Teufel geritten!" — Alsbald erzählte er das Weitere, was ihm begegnet sei, und schloß mit einem Faustschlag auf den Tisch: „Aber so wahr Gott lebt, ich will auf solch einem Schimmel meine Tage nicht wieder reiten!" — Niemand wußte, was denken von der Geschichte; doch trug sie dem Spielmann genug ein, daß er auf den warmen Ritt einen kühlen und reichlichen Trunk setzen konnte.

137. Der Detsch.

Wenn im Kirchthurme zu Schännis der Vieruhrschlag des Abends dumpf und ernst ertönet hat, dann fängt auf Petrunsalp ob Rüttiberg vom heiligen Klang erweckt, ein geheimnißvolles Wesen zu

Digitized by Google

wirken an. Ein Glöcklein, hell und sanft, erklingt an unbekanntem Ort, — doch sicher ist es hier auf dieser Alp. Der süße Ton, er lockt den Sennen an. Der Senne horcht, er wankt hinzu, er sucht — doch plötzlich ist das Glöcklein fort entflohn und giebt sich weit entfernt dem Sucher kund. Er eilt dem Flüchtling bäumig nach, verfolgt ihn, hält nicht ein, will ihn sehen, will ihn kennen. Aber das arme Glöcklein, daß es hinfüro sicher wandle, bescheiden wohl belauscht, doch nimmermehr verfolgt werde, es greift zur Nothwehr und plötzlich liegt erlahmt der freche Senn da. Seit diesem Tage hat das Glöcklein noch oft ertönt, aber niemals mehr die Neugierde so hart bestraft.

138. „Walt Gott."

Die Humplatten bei Lütisburg ist einer der höchsten und jähesten Felsen im Lande St. Gallen. Seinen Fuß bespült der Necker. Die kahle Wand beschattet kein Strauchwerk und die Spitze ist weder von Zaun noch Mauer oder Gebüsch umgeben. Dicht an den unbeschützten Rand grenzt die schmale Straße. Dort führte ein Bauer sein Paar Ochsen vorbei. Scheu geworden sprangen sie plötzlich die steile Wand hinab in den Abgrund. Der Treiber, erschrocken und doch vertrauensvoll, warf ihnen die Gerte (Gart) nach, und sprach: „Walt Gott!" Als er nachher auf krummen Wegen in die Tiefe kam, siehe, still und unbeschädigt stunden sie da, eingespannt wie vorhin im Joche, und aufrecht an demselben lehnte die Gerte. Das Wörtlein: „Walt Gott!" hatte sie erhalten.

Seitdem, heißt es, wird im Umgang mit dem lieben Vieh das fromme Wort „Walt Gott!" öfter gebraucht. Bei vielen ist es Zauberformel geworden, mit der sie ein stecken gebliebenes Fuhrwerk weiter, oder die Thiere über gefährliche Stellen bringen. Es ist der Gruß, besonders jener Gegend, mit dem man in den Stall tritt, und ohne ihn wäre keiner willkommen.

139. Der Venediger in der Wildenburg.

Auf einem Felsen hinterhalb der höchst gelegenen obertoggenburgischen Ortschaft Wildhaus befinden sich die Ruinen der alten Wildenburg. In derselben liegt ein ungeheurer Schatz begraben,

Digitized by Google

den aber die Geister der alten Burgherren hüten, die in allerlei Gestalten unter Heulen und Toben Nachts die Gegend durchstreifen, und in ewigem Hader mit einander leben. Ein herumfahrender Venediger hatte es nach langem Grübeln herausgebracht, daß man mit der weißen Ziegerkrautblume, die nur selten auf den höchsten Alpen wächst, die Geister bannen könne. Nachdem er lange umsonst die Blume gesucht hatte, hat er endlich eine gefunden, und war damit in den unterirdischen Gang hinabgestiegen, der vor Zeiten zur Burg hinüberführte. Nach wenig Minuten war er an eine große, eiserne Thüre gekommen, die mit kreuzweis über einander gelegten Barren geschlossen war. Auf eine Berührung mit der Zauberblume öffnete sich die Thüre krachend von selbst; und er trat in eine finstere Felsenkammer, durch welche nur von Zeit zu Zeit das funkelnde Gold wie Wetterleuchten freudig blitzte. Handlich griff der Venediger zu, und raffte von den Goldklumpen, die an den Wänden herumlagen, zusammen, was er nur zu tragen vermochte, indem er sich vornahm, recht bald wieder zu kommen. Da hörte er ein leises Wimmern von einem unsichtbaren Wesen, welches ihm gar jämmerlich zurief: „Laß 's Best' nicht liegen! Laß 's Best' nicht liegen!" Darob erschrak der geldgierige Mann und eilte, so rasch er vermochte, mit seiner schweren Last von dannen. Hinter ihm fiel die schwere Thüre wieder klirrend in's Schloß. Da fuhr's ihm plötzlich wie ein Blitz durch den Kopf, daß er das Beste drinnen vergessen habe, nämlich die weiße Ziegerkrautblume.

Seither hat es niemand mehr gewagt, in die unterirdische Schatzkammer zu dringen. In den Bergen um die Wildenburg herum haben die Venediger viel nach Gold gesucht, von dem die Adern desselben große Mengen bergen sollen. Als daher ein Venediger vom toggenburgischen Landrathe wegen Zauberei zum Tode verurtheilt worden war, hatte er versprochen, eine goldene Kette um das Städtchen Lichtensteig zu schmieden, wenn man ihn begnadige, was aber nicht geschehen ist.

140. Der Venetianer und der Wyßtanner.

In der Zeit der mailändischen Kriege bewirthete einstmals ein Venetianer einen jungen Wyßtanner auf's köstliche. Als sie

Digitized by Google

mit Essen und Trinken fertig waren, fragte er seinen Gast, ob er denn das alte Kräutermännchen im grauen Rock gar nicht mehr kenne, das in seines Vaters Hause stets Nachtlager und Speise erhalten, und einen braunen Krug getragen habe. Das sei er gewesen. Nur noch zweimal werde er den Krug füllen, und es dann nicht mehr vonnöthen haben. Da nun der Venetianer merkte, daß durch diese Erinnerung an die Heimat dem armen Jungen das Heimweh rege ward, brachte er einen Bergspiegel herbei, und zeigte ihm zu guter Letzt seine Eltern und Geschwister daheim zu Wyßtannen, wie sie gerade in der Stube zum Chly-z-Obet[1] versammelt waren. Der Anblick besänftigte gar wunderbar das Heimweh.

[1] Abendbrot.

141. Die drei Kreuze auf dem Hurderfelde.

Einst waren drei Burschen von Rapperschwyl am Zürichsee in weiter Ferne, und kehrten eines Abends bei einem alten Mütterchen am Wege ein. Ueberm Essen redeten sie vom lieben Schweizerlande und der freundlichen Halbinselstadt, wo sie geboren, und äußerten von Herzen den Wunsch, dort zu sein, und die monatlange Reise ersparen zu können, um die alten Eltern schneller zu grüßen. Die Wirthin meinte, da könnte wohl Rath werden, und zauberte die drei Jungen in einen Schlaf. Als sie aus demselben erwachten, wollte eben der Tag aufgehn, und sie hörten ein Glöcklein klingen. „Ei," rief der Eine verwundert aus, „wär's nicht so viele Meilen, wie wollt' ich wetten, das sei das Kapuzinerglöckchen zu Rapperschwyl und läute zur Morgenmette!" Kaum hatte er's gesagt, so fanden sie, daß sie sich auf freiem Felde befanden und zwar bei Hurden, einem Dörfchen im Kanton Schwyz und sahen Rapperschwyl drüben am See. Erstaunt kreuzten sie sich, dankten Gott, kehrten zu den Ihrigen, und errichteten dann an dem Orte, wo sie erwacht, drei hölzerne Kreuze, die heute noch stehen.

Digitized by Google

142. Das Nixchen.

Ein Brünnlein fließt bei Brunnadern im Necker-Thal im Toggenburg, das heißt der Gießen und kommt aus einem Walde. Ein sicherer Steg führt darüber. Einst wohnte ein Nixchen im Bache; das hielt jeden Wanderer an, nahm ihm seine Kappe und eilte frohlockend damit fort. Kehrte aber der Wanderer auf demselben Wege zurück, so fand er seine Kappe schön und rein gewaschen am Stege wieder. Einmal machte ein Jüngling oft den Weg, wenn er Abends zur Geliebten ging; stets gab er gerne der Nixe die Kappe und stets empfing er sie sauber zurück. Hatte er sie mit schönen Blumen geziert, welche er für die geliebte Braut bestimmt, so ließ ihm die Nixe die Blumen; nur die Kappe nahm sie immer. Eines Abends kam er wieder über den Steg mit prächtigen Rosen auf der Kappe; aber das Wasserfräulein nahm ihm diesmal Rosen und Kappe. Betroffen wanderte der Jüngling weiter. Sein Unheil ahnendes Herz betrog ihn nicht. Heut kam ihm die Geliebte nicht liebevoll entgegen, und als er in's Haus trat, erklärte sie ihm, daß sie nichts mehr von ihm wissen wolle. Da kehrte er zum Stege zurück, nahm seine Kappe, drückte sie sich tief in's Gesicht, und wanderte weit fort in die Fremde.

143. Die Zwerge von Forsteck.

Unweit von Sennwald im Walde liegen auf einem aussichtreichen Fels die Trümmer des alten Schlosses Forsteck, von dem nur ein Thurm mit gewaltigem Mauerwerk noch vorhanden ist. Einst gehörte er den Herren von Hohensax, deren Stammburg beim nahen Pfarrdorfe Sax gelegen war. Sollte einer seiner Besitzer aus dem Leben scheiden, so lösete sich am Berge ein mächtiger Fels und rollte, alles niederschlagend, mit fürchterlichem Gepolter in den Vorhof der Burg.

Als einmal ein junger Freiherr von Sax im nahen Walde jagte, bemerkte er plötzlich eine Höhle, in welche er neugierig eintrat. Nachdem er mehrere hundert Schritte in dem weiten düstern Gange zurück gelegt hatte, sah er vor sich eine feste, eiserne Thüre,

Digitized by Google

die er nach kurzem Bedenken vorsichtig öffnete. Blendender Glanz traf sein Auge, er blickte in eine ungeheure weite Halle, deren Wände von reinstem Golde waren. Hunderte von kleinen Zwerglein mit langen Bärten und braunen Röcken waren eifrigst damit beschäftigt, Stücke Goldes von den Wänden loszulösen, in Körben nach der Mitte der Halle zu tragen, und dort in einem mächtigen Schmelzofen, aus welchem das geschmolzene Metall in schmale Rinnen abfloß, zu schütten. Wohl eine Viertelstunde hatte der junge Freiherr den seltsamen Bergleuten zugeschaut; da mußte er plötzlich niesen. Sogleich geriethen die Zwerge in die lebhafteste Unruhe, und drohend liefen sie durch einander. Ein Donnerschlag erschütterte die Halle, und unwiderstehlich fühlte sich der Jüngling fortgerissen, durch Felsenklüfte geschleudert und in ein Wasser geworfen. Ein spärlicher Lichtschimmer fiel von oben in die schauerliche Tiefe, in der er sich befand. Aber eh' er sich weiter besinnen mochte, fuhr ein Wassereimer hernieder. Unwillkürlich setzte er sich auf denselben, und wurde langsam, aber stetig emporgehoben. Bald befand er sich im Hofe des Schlosses Forsteck neben dem tiefen Sodbrunnen und gegenüber der alten Küchenmagd, die ihn unbewußt heraufgehaspelt, und sich nun vor Erstaunen nicht zu fassen wußte. Seitdem hat nie wieder jemand die wunderbare Goldhöhle gesehen; aber oft hörte man in der Zeit zwischen Ende Juli und Ende August in der Gegend um Forsteck helle Töne, ähnlich wie Klingeln der Pferdeglöckchen beim Schlittenfahren, die man das Bergklingeln nannte. Nach den Einen sollen sie entstehen, wenn die Bergzwerglein das Gold von den Wänden abmeißeln und auf den Boden niederfallen lassen, nach Andern, wenn sie in ihren Gemächern unter der Oberfläche Musik machen.

144. Die Herrschaft der Menschen über die Thiere.

Die Zelle, aus welcher das Kloster St. Gallen hervorgegangen, gründete Gallus um das Jahr 614 in einer wüsten Gegend an der Steinach, wo Bären und Heerden von Wölfen und Schweinen hausten. Vor diesen gewarnt durch seinen einheimischen Gefährten, den Diakonus Hiltibodus, sprach er: „Wenn Gott für uns, wer

Digitized by Google

ist wider uns? Der den Daniel aus der Löwengrube befreit hat, ist auch mächtig, aus der Hand der wilden Thiere mich zu befreien." Auch soll es wunderbar sich begeben haben, daß die Schlangen, von denen der Ort wimmelte, seit dem Tage, daß er für die Zelle ausersehen war, sich nicht mehr sehen ließen. Eines Abends, nachdem sie ihr Mahl gehalten, betete Gallus vor dem aufgerichteten Kreuz, während sein Gefährte sich verborgen hielt. Inzwischen kam ein Bär von dem Berge herab und nahm von den Ueberbleibseln. Auf das Gebot des Gallus, Holz zu holen und in's Feuer zu werfen, that er sofort wie ihm geheißen, worauf der Mann Gottes zum Lohn seiner Arbeit ihm Brot gab, doch mit der Weisung im Namen Christi, aus diesem Thal zu weichen; Berge und Höhen möchten ihm gehören, hier aber solle er weder Thier noch Menschen etwas zu Leide thun. Als der Gefährte des Gallus das gesehen, stand er auf, warf sich auf die Kniee und sprach: „Jetzt weiß ich, daß der Herr mit dir ist, weil auch die Thiere der Wüste dir gehorchen."

145. Stiftung von Pfeffers.

Der heilige Pirminius, ein Stifter vieler Klöster, kam nach Rhätien. Bei Marschlins sollte ein neues Gotteshaus errichtet werden. Als man das Holz dazu zimmerte, verwundete sich ein Arbeiter, und sein Blut benetzte die Holzspäne. Da erschien eine weiße Taube, nahm einen blutigen Span in den Schnabel und flog auf eine waldige Anhöhe ob Ragaz. Diesem Zeichen folgte Pirmin, und wo die Taube den Span fallen ließ, da ward das Kloster gebaut, und Pfeffers geheißen. Daher führte dieses Kloster in seinem Wappen eine fliegende weiße Taube mit einem rothen Span.

146. Der letzte Herr von Steinach.

Wenn man von Arbon längs dem Bodensee gegen Rorschach hinauf reiset, erblickt man rechts, auf dem Rande des Bergrückens, der sich gegen den See abdachet, eine gute halbe Stunde oberhalb dem Kirchdorfe Steinach, einen grauen Thurm mit einem breiten

Digitized by Google

Ueberbau, der wie ein Riesenhut auf dem weiten Mauerstocke sitzt. Es ist dieß die Burg Steinach.

Der letzte Herr von Steinach lebte als rauher, gefühlloser Herrscher einsam auf seiner Burg. Die Unterthanen erschraken, wenn er aus seiner Festung trat; denn ohne Erbarmen züchtigte er die, welche ihm nicht gefielen oder seinen Befehlen ungehorsam waren, auf's härteste. Sein Herz verschloß sich vollends, als eine bittere Fehde zwischen ihm und dem Herrn von Wartensee ausbrach. Mit kaltem Blute verbrannte er die Dörfer und Höfe, erschlug er die Leibeigenen und Knechte seines Feindes und ihre Weiber und Kinder. Der Herr von Wartensee suchte umsonst seinem Gegner beizukommen. Bei Tage war derselbe immer wohl bewehrt, wenn er auf die Jagd ritt, und in der Nacht zog er die Fallbrücke auf, schob er gewaltige Riegel vor das Burgthor, und wachten blutgierige Hunde hinter den Mauern. Ein Mädchen endlich, das bei dem Herrn von Steinach hauſete, wurde von dem Herrn von Wartensee gewonnen, daß es, wenn sein Herr zur Mahlzeit an das Fenster sitze, das gegen Wartensee hinausschaue, ein weißes Tuch hinaus hänge. Es geschah; und sogleich flog ein Pfeil durch das Fenster, und durchbohrte Rücken und Brust des Zwingherrn mit solcher Gewalt, daß die Spitze im Tische stecken blieb. Den Blutflecken dieses Mordes auf dem Fußboden vermochte kein Wasser auszulöschen.

Digitized by Google

Schaffhausen.

147. Die Schwörfinger.

Als die Russen und Franzosen in der nordöstlichen Schweiz an einander geriethen, mußten viele auf beiden Seiten ihr Leben lassen. Etliche warf man zusammen in große Gruben, goß Kalk über sie und deckte sie mit Schutt und Erde zu; andern grub man sorgfältige Gräber und bestattete sie zur Erde, wie es Christenmenschen geziemt. Unter den Letztern befand sich auch ein Russe von vornehmer Herkunft, wie es schien. Aber nachdem er begraben lag, sahen die Vorübergehenden alle Morgen sein Grab verletzt und wie von frischer Erde dampfend, und als sie näher hinzu traten, bemerkten sie, wie er die drei Finger des Eidschwures emporreckte und trotz aller Bemühungen nicht zudecken ließ, woraus man vermuthete, er müsse bei seinen Lebzeiten einen Meineid gethan haben. Seine emporgehobenen Finger aber waren zu sehen, bis sie in Verwesung zerfielen.

148. Das Fräulein von Randenburg.

Als die Randenburg noch der Sitz kühner Ritter war, wohnte auch ein frommes Fräulein darin. Das pilgerte jeden Morgen vor Tagesanbruch den weiten, beschwerlichen Weg nach dem Kloster Allerheiligen in Schaffhausen, um in der Kirche sein Gebet zu verrichten. Nur ein treuer Hirsch war sein Begleiter, und ging, wenn es finster war, mit einer Leuchte auf seinem Geweihe durch den dichten Wald voran. Da wurde es einst, als es schon nahe

Digitized by Google

bei der Stadt war, von Räubern verfolgt, und floh vor ihnen athemlos, um sich in die sichern Mauern der Stadt zu retten. Aber wie es an das Thor kam, war dieses noch verschlossen. Schon waren die Räuber ihm dicht auf dem Fuße; da schickte es in der höchsten Noth ein inniges Gebet zum Himmel, und ein Engel fuhr hernieder, öffnete die Pforte, schloß sie wieder hinter ihm, und das fromme Fräulein war gerettet. Daher hieß von da an bis heute jenes Thor das Engelbrechtsthor.

149. Das Nünyglöckli zu Schaffhausen.

In der Zeit, da so viele Ritter nach dem heiligen Lande zogen, war auch einer aus der Veste, an deren Stelle jetzt der Munot steht, schon seit Jahren in der Ferne, und keine Kunde von ihm gekommen zu seiner treuen Gemahlin. Allein er hatte ihrer nicht vergessen und war im Anzuge, und nur der wilde Wald trennte ihn noch von seiner heimatlichen Burg, wo er die Getreue wiederzusehen hoffte. Aber schon ist die Nacht eingebrochen, und doch möchte er an demselben Tage sie noch wiedersehen und reitet muthig in den Wald hinein. Da bricht ein Gewitter los und der Bach, der das Mühlenthal durchfließt, schwillt an, der treue Ritter verliert den Pfad sammt seinen Begleitern, sie stürzen in die Fluthen und finden darin den Tod. Nur Einer rettet sich und bringt in nächtlicher Stunde der harrenden Gemahlin die Nachricht von seinem Tode. Sie hört dieselbe mit tiefem Schmerze, doch damit von nun an die Verirrten in der grausen Wildniß den Weg besser fänden zu menschlichen Wohnungen, stiftet sie aus ihrem Gut ein silbernes Glöcklein, das sollte alle Nacht um dieselbe Stunde, da ihr Getreuer gestorben, durch die Gegend erschallen und sie an ihres Gatten Treue erinnern. Darum wird noch alle Abende um neun Uhr das Glöcklein auf dem Munot eine Viertelstunde lang geläutet, und sein klagender Ton erinnert an den Schmerz der Stifterin, die ihren treuen Gemahl so traurig verloren.

Digitized by Google

Schwyz.

150. Die Nachtspinnerin auf der Leewasserbrücke.

Bei Brunnen auf der Leewasserbrücke erscheint des Nachts jedesmal von zwölf bis ein Uhr eine weiße Frauengestalt. Sie sitzt mitten auf der Brücke und spinnt. Das Spinnrad ist silbern, der Flachs darauf golden. Viele schon, die da vorbeigingen, haben dieß ganz deutlich gesehen. Wehe aber dem Mädchen, das, wenn es des Tags über faul gewesen und ihr Quantum Flachs nicht abgesponnen hat, um diese Zeit sein Weg da vorüberführt. Ein Blitzstrahl zuckt der Glanz des silbernen Rades und des goldenen Flachses in seine Augen, und augenblicklich wird es blind.

151. Der blutende Knochen.

Der Bildstock nahe bei einem großen „Geißbergerstein" oder sogenannten Gotthardgranitfündlinge im Morschacher Wald ob Ingenbohl ist zur Erinnerung an den Mord hingestellt, welchen der „Chnoche-Dönel" unter'm Brändli an einem armen Hausirer, dem „Wäggiser-Brosi" aus schnöder Geldgier verübt hat. Am Orte des Verbrechens vergrub er die Leiche und floh dann, vom Gewissen gepeinigt, in ausländischen Sold. Einmal bemerkte ein Geißbube, wie seiner Ziegen eine, die bei jenem Geißbergerstein graste, aus dem Gestrüpp einige Knochen hervorscharrte. Beim genauern Nachsehen fand der Knabe mehrere und machte davon dem Pfarrer Anzeige. Man muthmaßte wohl aus verschiedenen Umständen, wer hier umgekommen sei, aber den Mörder errieth niemand.

Digitized by Google

Die Gebeine wurden dann in die geweihte Erde des Friedhofs begraben. Nach sieben Jahren kam der Chnoche-Dönel heim aus dem Kriege und vernahm, daß seine Holde gestorben sei und heut beerdigt werde. Der Schmerz trieb ihn auf den Gottesacker, wo der Todtengräber eben die Ruhestätte bereitete. Gerade jetzt hob er ein blendend weißes Beinchen aus dem Grab, wo die irdischen Reste des Armen Brosi hingelegt worden waren, heraus und voll Verwunderung zeigte er's den Umstehenden. Einer nahm's in die Hand, beschaute es und gab's dann dem Andern und so kam es zum Dönel, der dabei nichts von seinem Herzklopfen merken ließ, und das Beinchen kühn in die Hand nahm, um plötzlich vor Schrecken starr und todtenblaß zu werden, denn der Knochen blutete bei ihm. Man wußte gleich, was das zu bedeuten habe, der Dönel wurde als Mörder abgefaßt, und zur Strafe für seine blutige That hingerichtet. Da, wo der Todschlag geschehen ist, sah man vormals bisweilen ein Lichtlein hin und her schweben. Das ist nun aber lange Zeit nicht mehr geschehen.

152. Kindleinsmord.

An der Treib, Brunnen am Waldstättersee gegenüber, war eine Hochzeit. Der Spielmann hatte sein Kind bei sich, und schiffte Abends mit ihm auf dem See heim nach Gersau. Ich weiß nicht wie es kam, aber das Kind mußte hungrig von dem Orte hinweg, wo Andere vollauf Freuden, Essen und Trinken genug genossen hatten. Flehentlich bat es den Vater um Brot. Er verhieß zu geben, wenn es ihm drei Räthselfragen löse. Frage und Antwort lauteten:

Was ist linder als Vogelflaum?
Der Mutterschooß.
Was ist süßer als Honigseim?
Die Muttermilch.
Was ist härter als Kieselstein?
Dein Vaterherz.

Jetzt ergriff der Unmensch das Geschöpf, zerschmetterte es am Felsen, und verbarg die Leiche darunter. Einen Schuh derselben

Digitized by Google

fand man hernach bei Gersau nächst einer Fluh, die deshalb den Namen zum „rothen Schuh" erhielt.

Der Mörder nahm Handgeld und zog in fremden Kriegsdienst. Dort saß er einst mit andern Soldaten bei einem Glase Wein, und da kam einer auf den Satz, wie nichts Böses verborgen und ungerächt bleibe. Es ist ein altes Sprichwort: „Der Wein löst die Zunge," und so widersprach der Schuldbeladene der gemachten Behauptung. Nicht immer komme etwas an den Tag, er wisse es. Nun nahmen die andern ihn schnell beim Wort, er soll's beweisen, und wie er jetzt merkte, daß er zu viel gesagt, wurde er erst recht verlegen und schamroth. Kurz, es kam an den Tag, daß er sein Kind erschlagen habe, und Blut forderte Blut. — Der Stein, an dem er den Kopf seines Kindes zerschellt, soll vor etwa zwanzig Jahren zertrümmert, und als Kalk verwendet worden sein. Nahe dabei erhält jedoch die Kapelle zum Kindleinsmord die Sage in frischem Andenken. Sie steht nachweislich seit dem Jahre 1570.

153. Der Riese Vinz „auf dem Hirsch."

In der Berggemeinde Iberg lebte vor alter Zeit auf seinem Heimwesen „zum Hirsch", genannt, der riesenmäßige Hans Vinz mit seinen zwei Töchtern, welche wie er auch Riesenstärke besaßen. Als er sein Haus baute, trug er ganze Tannenstämme auf seinen Schultern herbei, als wären es nur Haglatten. Bei den Grenzstreitigkeiten zwischen den Schwyzern und Einsiedlern wollten die Letztern die Erstern einmal unversehens überfallen, als die Schwyzer unbewaffnet an der Landesgemeinde versammelt waren. Die Sache wurde verrathen, als die Einsiedler schon bis zur Ibergeregg gekommen waren. Hans Vinz ermahnte seine Mitbürger, sich zu bewaffnen, ergriff eine Tristenstange,[1] und stellte sich ganz allein den heranstürmenden Einsiedlern entgegen. Bald lagen Einige von denselben erschlagen auf dem Boden. Da schwuren ihm die Andern ergrimmt den Tod. Sie hatten einen vortrefflichen Schützen bei sich, Namens Oechslin. Der sollte nun mit seinem Bolzen den Riesen fällen. Gesagt, gethan. Als Vinz sich tödtlich getroffen fühlte, da ließ er den Pfeil in der Wunde stecken und

Digitized by Google

ſprach: „Oechsli, Oechsli, haſch mer g'macht es Löchli; mueßi jezt mi Lebe lah, ſo mueßt du au no mit mer dra.“ Damit ſchwang er mit letzter Lebenskraft die Triſtenſtange, und ſtürmte vorwärts auf Oechsli zu, der lautlos und zerſchmettert unter ſeinem Schlage zuſammenbrach. Alsdann zog Hans Vinz ruhig den mörderiſchen Pfeil aus der Wunde, und ließ ſein Heldenblut ſtrömen, bis er im Tod erblaßte. Da, wo er geſtorben, ſteht noch jetzt ein Pfahl am Wege.

[1] Triſte heißt ein kegelförmiger Schober von Heu, das auf einer Weide oder in einem Moore gewachſen iſt. Eine Triſtenſtange iſt ein geſchälter Tannenbaum, der ſenkrecht in die Erde geſteckt wird und um welchen man das Futter aufthürmt und dasſelbe hart einſtampft.

Digitized by Google

Solothurn.

154. Die auswandernden Erdmännlein.

In einem Hause zu Kappel, das jetzt noch steht, hatten einst die Erdmännchen mit den Einwohnern gute Kundschaft. Sie liebten bekanntlich alle Arten Backwerk, besonders die „Wäien", deren dort allemal, wenn man buk, so viele bereitet wurden, als die Stiege in's Gaden Tritte hatte. Für die Erdmännlein legte man allemal auf die Thürschwelle hinterm Haus eine besonders gut gerathene zurecht. Da geschah es, daß der Hausherr eine junge Frau heimführte, die bald nach Antritt des Regiments Gelüste bekam, das kleine verborgene Völkein von Angesicht kennen zu lernen. Als wieder gebacken wurde, und der herrliche Kuchen für die kleinen Gäste auf der Thürschwelle bereit lag, ging die Frau, statt sich mit den übrigen Hausgenossen an den Tisch zu setzen, in einen verborgenen Winkel der Küche, um von da aus ihre vorwitzigen Beobachtungen zu machen. Aber kaum hatte das Erdvölklein bemerkt, daß es beobachtet werde, da rief's in vielstimmigem Chor:

„Uuf und us der Erde,
D'Lüüt wei spitzfindig werde!"

Von da an wurden im ganzen Umkreis des Dorfes keine Erdmännchen mehr gesehen.

155. Die Schatzthüren im Born.

Vor vielen Jahren wohnte am Bornberg ein Armer in einer kleinen Hütte. Da kam des Nachts ein Mann zu ihm und bat

Digitized by Google

um Herberge. Obschon die Wohnung zu enge für zwei war, und der Arme heute selbst nichts zu kochen hatte, wurde der Gast doch eingelassen, und bekam auch seinen Bissen Brot. In tiefer Nacht verlangte der Fremde einen Sack und eine Laterne, bat den Armen, ihm zu folgen, und führte ihn vom Hause bergaufwärts an einen wohlbekannten Rain. Hier schärfte er ihm ein, kein weiteres Wort mehr zu reden und nur zu thun, was er ihn selber machen sehe. Er murmelte einige Sprüche, und es zeigte sich im Raine eine Thüre, die er mit einem bereit gehaltenen Schlüssel aufschloß. Sie gingen nun zusammen durch einen finstern Gang weit in den Berg hinein. Aus einer Felsenspalte nahm sodann der Fremde einen zweiten Schlüssel und öffnete damit eine Kiste, die hier im Finstern stand. Daraus zog er einen ganzen Schlüsselbund hervor; dieser diente zu den künstlichen und alterthümlichen Markschlössern, die an den gewaltigen Vorlegbalken der letzten Thüre hingen, zu der sie jetzt gelangten. Nun ging's eine steile hölzerne Treppe hinunter, deren Balken unter jedem Tritte ächzten und knarrten. Am Ende war das Gewölbe vor ihnen offen. Zwei große Kisten standen da, ein eben so großer Hund lag auf jeder. Der Fremde ergriff den einen, warf ihn von der Kiste herunter, und schloß dieselbe auf; sie war ganz mit Goldstücken angefüllt; er bedeutete seinem Begleiter, so viel als möglich von seinem Schatze zu nehmen. Aber statt jetzt auf die Mahnungen des Fremden zu achten, schaute der Mann immer nur die lauernden Hunde an. Nach langem Zuwarten verschloß jener die Goldkiste wieder und legte den Hund wieder darauf. Er begab sich nun zu der andern Kiste, warf auch hier das darüber liegende Thier hinunter und öffnete; da schimmerte es von lauter Silberstücken. Wiederum deutete der Führer dem armen Manne, davon zu nehmen, aber dieser konnte auch diesmal nicht fertig werden, die zwei wilden Hunde angstvoll zu messen, und so schloß der Andere auch diese Kiste wieder zu und begab sich auf den Rückweg. Als sie wieder in's Freie heraus traten, that sich hinter ihnen der Rain sogleich zu. Unter Vorwürfen führte der Fremde den armen Mann bis in die Nähe des Häuschens zurück, und nahm hier von ihm Abschied.

Man glaubt, der Eingang zu diesen Schätzen sei in jener be-

Digitized by Google

kannten, auf der Spitze des Bornberges gelegenen Höhle, welche vom Landvolk das Heidenloch genannt wird.

156. Der Schatzhüter auf dem Bettlachberg.

Biggeli[1] in Selzach, ein armes aber ehrliches Tannerlein, stieg in der Charwoche den Bettlachberg hinauf, um im Auftrage seine Vetters Jörg nach Wunn und Weid zu sehen. Er fand alles in gutem Zustande und die Natur an der warmen Frühlingssonne in voller Auferstehung begriffen, so daß seine Augen sich nicht satt sehen konnten. Wie er dann nach langem Schauen den Bergweg wieder vergnügt hinabschritt, und dem Fuße des Berges sich näherte, hörte er plötzlich ein wunderbares Geräusch. Wie er hinschaute, erblickte er oben auf dem Felsen auf freiem Rasenplatz ein kleines, schwarz gekleidetes Männchen, das in einer weiten Wanne erstaunlich viel glänzendes Gold sonnte. Das Männchen hatte einen großen breitkrämpigen Spitzhut auf dem Kopfe und Schnallen an den Schuhen, und deutete mit der rechten Hand mit kummervoller Miene auf seine reichen Schätze. Biggeli hätte freilich das viele Geld gerne gehabt, aber ihm graute vor dem kleinen Männchen. Und die Furcht bekam die Oberhand. Eiligst sprang Biggeli den Berg hinunter, konnte sich aber doch nicht überwinden, nach dem Schatze und seinem Hüter zurückzublicken. Da sah er, wie das Männchen mit zorniger Geberde seine Faust gegen den Flüchtling ballte, der nicht den Muth gehabt, ihn von den Schätzen zu erlösen. Daheim angekommen, schämte er sich freilich seiner Feigheit und nahm sich ernstlich vor, ein andermal muthiger zu sein. In mancher Charwoche nachher ist er wieder hinaufgegangen auf das gleiche Plätzchen, um sein Glück besser zu versuchen; aber das Männchen mit seinem Schatze ist ihm niemals mehr erschienen. Biggeli ist vor mehr als siebzig Jahren arm aber ehrlich gestorben und auf dem Kirchhofe zu Selzach begraben worden.

[1] Victor.

157. Der Graf von Froburg.

Der letzte Graf von Froburg war außerordentlich reich. Wenn er sein Zehntgetreide einfahren ließ, so brauchte er eine so lange

Digitized by Google

Wagenreihe, daß der erste Wagen oft schon im Thor der Burg, der letzte aber noch zu Olten auf der Brücke war. Und doch beträgt von da aus der Weg auf's Schloß ein paar Stunden. Der Reichthum und die große, fast unbeschränkte Macht, welche der Graf über seine vielen Unterthanen ausübte, machten ihn stolz und übermüthig. Er fürchtete weder Gott noch Menschen. Da brach das große Erdbeben von 1356 herein, welches fast alle Juraburgen niederwarf. Auch die stolze Froburg ward nicht verschont. Eben ritt der Graf über die Oltener Brücke, als ein Eilbote die plötzliche Nachricht von der Zerstörung der Veste, die für die Ewigkeit erbaut schien, meldete. Da lästerte der Graf und schwur: „So wahr ich der Herr des Landes bin, kein Pflug soll fürder durch die Felder gehen, bis daß durch den Frohndienst und den Schweiß der Bauern meine Burg wieder erbaut ist." Aber kaum hatte er ausgesprochen, so brach auch die Strafe Gottes herein; aus heiterem Himmel fuhr ein Blitz herab und erschlug den Uebelthäter inmitten seiner erschrockenen Lehensleute und Diener.

Unweit der Ruine befindet sich jetzt der Kurort Froburg, eine schöne, freundliche und vielbesuchte Anlage mit der herrlichsten Aussicht auf das Aarethal, die Jurahöhen und die Hochalpen.

Digitized by Google

Tessin.

158. Der Richter von Bellenz.

In Bellenz war vor Zeiten ein Mitglied des Landgerichts, bekannt und von vielen gehaßt wegen seiner Geradheit und Unbestechlichkeit. Oft traf es ihn nach Magadino zu gehen, dem Gerichte beizuwohnen, von wo er dann gewöhnlich um Mitternacht wieder in Bellenz anlangte. Drei Bursche verschworen sich zu seinem Tod und paßten ihm auf zwischen Giubiasco und Cadenazzo. Doch wagten sie nicht ihn anzugreifen, denn vor ihm und hinter ihm sahen sie drei gewappnete Reiter, und alles flog vorbei in sausendem Galopp. „Den Sechsen wollen wir Meister werden," sprachen sie, und kamen das nächste Mal ihrer Sechse an der einsamen Heerstraße aufzulauern. Die Glocke schlug eilf. Da rannte der Richter herbei, und vor ihm und hinter ihm sechs gewappnete Reiter. Der Anfall unterblieb, und als zum dritten Mal die Meuchler sich zwölf an der Zahl zusammenrotteten, erdröhnte die Straße unter den Hufschlägen von fünfundzwanzig Rossen; denn vor und hinter dem Richter sprengten in geschlossener Reihe zwölf Reiter einher. Die Meuchler entsetzten sich und rannten dem nächtlichen Heer nach bis vor das Lauiserthor in Bellenz, wo der Richter wohnte, und als der abgestiegen war, verschwanden die vierundzwanzig Reiter. Hierauf begaben sich der Meuchler einige zum Richter hinauf, bekannten ihre Schuld, und forschten, wer sie möchte verrathen haben. Der Richter, der nichts von allem gesehen, verzieh ihnen und überwies sie der Gnade dessen, der sie von dem bösen Vorhaben abgehalten hatte.

Digitized by Google

Thurgau.

159. Der Riese Einheer.

Um das Jahr 800 nach Christi Geburt regierte im Abendlande der berühmte Kaiser Karl der Große. Damals nun lebte im Reich ein Riese, und wurde Kisher geheißen. Derselbe stammte aus dem Thurgau, und war also mächtig und stark, daß er durch alle Wasser wadete und nie über eine Brücke ging. Und wenn sein Roß nicht hinüber wollte, so zog er es allzeit beim Schwanze herüber und sprach: „Nun Gesell, du mußt auch nach!“ Nun zog er mit dem Kaiser auch in den Krieg gegen die Wenden und Hunnen, die gar wilde Völker waren. Der Riese aber mähete die Feinde nieder, wie Gras mit einer Sense, und hängte dann etwa sieben oder acht an den Spieß, und trug sie also heim wie Vögel. Als ihn seine Nachbarn fragten, was er im Kriege ausgerichtet hätte, und wie es ihm gegangen wäre? sagte er mit Unwillen: „Ach, ich mag von diesen Fröschlein nicht reden! Es ist der Mühe nicht werth, daß der Kaiser so viel Volks wider solche Würmlein auf die Beine gestellt hat; ich wollt's allein mit ihnen ausgemacht haben!“ Und wirklich hat der Kisher in diesem Kriege also furchtbar gestritten, daß die Wenden und Hunnen überall flohen, wo er sich zeigte; denn sie meinten, er sei der böse Feind. Weil er daher gegen sie so viel ausrichtete als ein ganzes Heer, so wurde er von dem Kaiser nicht mehr Kisher, sondern Einheer genannt.

160. Der Wald der Wittwe.

Im Thurgau, dicht an der zürcherischen Grenze, liegt der Bichelsee beim Dorfe gleichen Namens. Hier stand früher eine

Digitized by Google

Burg. Ueber den See soll einst eine Kette bis zur Burg Haselberg gezogen gewesen sein, welche einem Eichhörnchen als Brücke diente, um in gefahrvollen Zeiten Briefe von einem Burgherrn zum andern zu tragen.

An der Stelle des Bichelsees, in dessen dunkelgrüner Fluth sich die nahen, waldigen Hügel spiegeln, war einst ein Eichwald, der einer frommen Wittwe gehörte. Aber derselbe wurde ihr von einem Nachbar entrissen, und ihre Klage fand kein Gehör. Da verwünschte sie den ihr freventlich geraubten Wald. Die Erde erbebte, ein Sturm brach los, feurige Zeichen drohten am Himmel, und als der Tag wieder anbrach, breitete sich ein See über den verschwundenen Wald aus. Lange Zeit zerrissen die Fischernetze an den Eichen, die aus der Tiefe hervorragten.

Das Volk glaubt, der See sei unergründlich und stehe durch verborgene Rinnen mit weit entlegenen Gewässern in Verbindung.

161. Die Wasserburg im Bodensee.

Die reichen Freiherren von Güttingen besaßen drei Burgen, die in der Nähe des gleichnamigen Dorfes lagen. Eine derselben befand sich wahrscheinlich bei dem jetzigen Hofe Oberburg; von der andern, der Moosburg, die mit doppeltem Graben umgeben, ist das Hauptgemäuer noch übrig und überbaut; die eigentliche Burg Güttingen lag am See und war theilweise vom Wasser umflossen.

Einst war eine große Theurung im Lande. Da sorgten die Herren ringsum für ihre Leute, gaben ihnen Korn und schafften selbst aus der Ferne Lebensmittel herbei. Die Freiherren von Güttingen aber, deren Speicher reichlich mit Getreide gefüllt waren, erbarmten sich ihrer Angehörigen nicht; selbst aber lebten sie in Saus und Braus. Als nun die Noth immer größer wurde und nicht mehr zu ertragen war, lief das Volk in Schaaren zusammen, und flehte die Herren von Güttingen um Brot, das elende Leben zu fristen. Da lockten die Freiherren ihre bettelnden Angehörigen in eine alte Scheune, ließen diese dann durch ihre Knechte verschließen, und in Brand stecken. Als die Unglücklichen, bevor sie

Digitized by Google

von den Flammen ergriffen wurden, laut wehklagten und um Erbarmen flehten, rief einer der Herren von Güttingen, mit gräßlichem Hohne: „Hört, wie die Mäuse pfeifen!“ Alsbald belästigten zahllose Mäuse die Burgen der Herren von Güttingen. Da flüchteten sich diese nach ihrer Wasserburg; allein auch dahin verfolgten sie die Mäuse, und von dem schrecklichen Schicksale, bei lebendigem Leibe aufgefressen zu werden, konnte sie nichts erretten. Bald nach dem Tode der Güttinger versank die Burg in den See, und noch vor etwa fünfzig Jahren vermochte man bei niedrigem Wasserstande deren Trümmer im Grunde des See's zu erkennen.

162. Schönenbaumgarten.

Schönenbaumgarten ist ein kleines Dorf in einem etwas wilden Thale landeinwärts von Münsterlingen. Jenseits des Baches auf einem Hügel, so berichtet der Landmann, stand einst eine Burg, deren Besitzer allen Leidenschaften fröhnte. Namentlich war er der Schlemmerei ergeben, und in wenigen Stunden pflegte er zu verprassen, was seine Hörigen in Wochen mit saurem Schweiße erworben hatten. Am Vorabende eines großen kirchlichen Festes hatte der Burgherr wieder seine Genossen zu einem Gelage versammelt, wobei es bis über Mitternacht hinaus wild herging. Da zog ein fürchterliches Gewitter heran, die Erde bebte und die Burg versank so, daß über derselben sich ein kleiner, im Sommer trockener Sumpf bildete. Ein Bauer, welcher einst auf dieser Stelle in Schlummer verfiel, sah sich plötzlich in die versunkene Burg hinunter entrückt. Die Zecher saßen auf glühenden Stühlen und jammerten vor Schmerzen bei ihren glühenden Speisen und Getränken; die Uhr aber wies immer noch die erste Stunde des Festtages.

163. Frauenfeld.

Ein Ritter von Seheim erwarb sich die Liebe einer Tochter aus dem Hause Kyburg; aber die stolzen Grafen widersetzten sich einer Verbindung ihrer Schwester mit dem armen Edlen. Doch die Standhaftigkeit der jungen Gräfin trotzte dem Zorne ihrer Ver-

Digitized by Google

wandten. Die Jungfrau floh mit dem Geliebten aus der väterlichen Burg, und baute unter dem Schutze des Abtes der Reichenau auf der Grenze des väterlichen Stammgutes zum Schirm ihrer Liebe eine feste Burg, um welche bald ein Städtchen sich erhob. Damit sie jedoch ihres neuen Besitzthumes sicher sei, übergab sie Burg und Stadt dem Herrn von der Reichenau, und empfing sie von ihm wieder zu Lehen. Der Abt wußte die zürnenden Grafen von Kyburg nunmehr mit der Schwester und deren Gemahl zu versöhnen, und zur steten Erinnerung, wie die Frau ihren Mann gewählt, wurden die neue Burg und Stadt Frauenfeld genannt und in das Wappen derselben eine Jungfrau, welche einen Löwen bändigt, aufgenommen.

164. Der Hirt von Gerlikon.

Im 13. Jahrhundert lebte ein Hirt, Heinrich von Gerlikon, der täglich zur Frühmesse nach Gachnang ging, und seiner Frömmigkeit wegen vom Himmel die Gnade erlangt hatte, ungeachtet der Entfernung der Pfarrkirche doch das Zeichen des Glöckchens jeden Morgen zu vernehmen. Als er jedoch einst bei schlechter Witterung einen Zaunstock aus einem fremden Gute ausriß, um sich desselben als eines Stabes zu bedienen, verstummte das Glöckchen für ihn, bis er sein Gewissen durch Zurückerstattung des fremden Eigenthums wieder gereinigt hatte. Seine Frömmigkeit erwarb sich so große Achtung, daß zu seinem Grabmale und zu seinem Gewissensglöckchen gewallfahrtet wurde.

165. Bernrainer Kind.

Ein muthwilliger Knabe, der mit andern Kindern von Konstanz aus in den Wald von Schwaderloh gegangen war, faßte das Christusbild, das an der Straße errichtet war, bei der Nase mit den Worten: „Herrgott, laß dich schneuzen!“ Sogleich blieb, wird erzählt, seine Hand fest an dem Bilde hängen. Mit Entsetzen brachten seine Gespielen die Nachricht von dem Frevel und dem geschehenen Wunder nach Konstanz; die Priesterschaft mit Heiligthümern und vielem Volke eilte hinaus, befreite durch Gebet den

Digitized by Google

ruchlosen Knaben, und die Stadtobrigkeit ließ zur Strafe demselben die Zunge schlitzen und die frevelhafte Hand abhauen. Dies geschah im Jahr 1384. Johann Krenzlein, ein Leineweber von Konstanz, ließ nachher zum Andenken an dieses Ereigniß eine Kapelle daselbst bauen, und bald wurde die Stelle ein viel besuchter Wallfahrtsort.

Als vor einigen Jahren die zur Kirche St. Stephan in Konstanz gehörige Gemeinde Emmishofen sich von diesem Kirchenverbande ablöste, wurde die Kapelle Bernrain zur Pfarrkirche erhoben.

Digitized by Google

Unterwalden.

166. Bergmännchen weiß einen Schatz.

In Gisweil starrt auf einer Alp ein Felsen empor, der Gisweilerstock geheißen. In dem umliegenden Gebirge hausten Wilde oder Bergmännchen. Ein oder mehrere Jäger begaben sich auf die Gemsenjagd. Wie nun der Jäger den Gemsen nachspürte, stellte sich plötzlich ein solches Männchen vor ihn hin, und trug die ernste Bitte vor, er möchte ihm doch seine Thiere nicht schießen, dafür wolle es ihm einen großen Schatz zeigen. Es wies ihm denselben im nahe liegenden Felsen, dem Gisweilerstocke, an; er solle nur hingehen und denselben entheben, doch unter der Bedingung, daß er beim Hineingehen in den Felsen bei Leibe nicht zurückschaue, sonst wäre der Schatz für ihn unerreichbar. Wie nun der Jäger voll Begierde durch die Oeffnung des Felsens hineintappte, jauchzte jemand hinter ihm her, er schaute unbesinnt rückwärts und sogleich verschwand Alles mit donnermächtigem Gekrach. Der Schatz war verloren.

167. Bergmännchens Kunst im Heuen.

In dem Heimwesen Tableten in der Gemeinde Dallenwyl stellte sich zur Zeit der Heuernte ein Bergmännchen ein. Dasselbe leistete vorzüglich Hilfe im Felde, wenn Regen oder Ungewitter die Leute überfallen wollte, wann sie vollauf mit Einheimsen des Heues beschäftigt waren, und damit nicht fertig werden konnten. Alsdann erschien es mit zwei „Haselzwicken" oder Haselruthen, stellte sich hinaus in das liegende Heu oder Emd, schlug mit diesen

Ruthen recht gewaltig um sich, worauf das Heu anfing sich vom Boden zu erheben, im wirbelnden Kreise sich bewegte, allmählich dem Gaden (Scheune) sich näherte, und auf allen Seiten zu den Oeffnungen oder „Schwemmen" derselben mit aller Heftigkeit hineinflog, während dem hintendrein das Männchen fortwährend stark gegen das einfliegende Heu losschlug. Nach gethaner Arbeit oder auch sonst gaben die Hausbewohner ihrem gewandten Gehilfen zu essen. Das Männchen wurde durch eine Unartigkeit von der Ofenbank, seinem gewöhnlichen Sitze, verscheucht, und erschien ferner nicht mehr.

168. Der Schatz in der Rosenburg.

Gerade beim Eintritt in den Flecken Stans, wenn man von Stansstad herkommt, liegt rechts an der Straße ein altes Gebäude. Es ist das frühere Schloß Rosenburg, jetzt Hösli genannt. Von ihm erzählt die Sage.

An einem Charfreitage wachte ein Mägdlein, das an einem Quatembertage geboren war, bei einer alten, kranken Jungfrau. Es war eben die Zeit, da in der Kirche die Passion gelesen wurde, als das Mägdlein in den Keller wollte, um etwas zu holen; dieser Keller ist so finster, daß man am hellen Tage ein Licht braucht. Es zündete daher sein Licht an und trat hinein. Da erblickte es einen weiten Kreis von brennenden Kerzen, und in dem Kreise leuchtete es so lichthell wie die Sonne, so daß das Mägdlein geblendet und erschrocken davon eilte. Es erzählte dieß der Kranken, die ihm sagte, daß es sogleich wieder hineilen und seinen Rosenkranz in den Kreis werfen solle; der Zauber, der den am Charfreitage blühenden Schatz banne, sei dann gelöst. Das Mägdlein eilte hin, aber es fand nichts mehr, als den finstern Keller. Der Schatz hatte sich geschlossen, und kein Mensch weiß, wann er wieder blühen wird.

169. Das verwünschte Hirtenmädchen.

Am nördlichen Absturze des Titlis erblickt man über dem sogenannten Hochpfad eine Felsplatte, die Jungfrauenhöhle genannt, von der folgende Sage geht.

Digitized by Google

Ein reicher Hirt verwünschte seine einzige, sehr schöne Tochter in das hinterste Gewölbe dieser furchtbaren Kluft, weil sie sich in einen Jüngling verliebt hatte, den er haßte. Hier lebt, ohne zu altern, schon Jahrhunderte lang das unglückliche Mädchen, im Genusse der köstlichsten Speisen und im Besitze unermeßlicher Reichthümer, aber ganz vom Tageslichte und dem Umgange mit menschlichen Wesen abgeschlossen. Nach des Vaters Verordnung wird nämlich der Eingang zur Höhle von einem grimmigen Drachen bewacht, der nur dann sich zurückzieht, wenn ein frommer Jüngling sich nahet, dem in seinem Leben nie etwas Schlimmes zu Sinn gekommen.

Schon mancher junge Engelberger hat voll Hoffnung den Hochpfad erklommen, aber noch keinem ist es gelungen, das schöne Mädchen als Braut aus der Höhle zu führen.

170. Die Alpschlacht.

Die Obwaldner und Entlebucher Hirten stritten sich um einige Weiden, aber die Obwaldner waren im Besitze und trieben ihr Vieh darauf. Weil sie etwa von ihren muthigen Gegnern einen Ueberfall besorgten, stellten sie Wächter zu ihrer Herde. Die geschwinden und feinen Entlebucher dachten auf einen Streich; nachdem sie sich eine Zeitlang still und ruhig verhalten hatten und die treuherzigen Obwaldner wenig Böses ahneten, sondern statt Wache zu haben, sich die Langeweile mit Spielen verkürzten, schlichen kühne Entlebucher Hirten auf die schlecht bewahrte Trift, banden dem Vieh ganz leise die klingenden Schellen ab und führten den Raub eilig zur Seite. Einer aus ihnen mußte zurückbleiben und so lange mit den Kühglocken läuten, bis die Räuber vor aller Gefahr sicher wären. Er that's, warf dann all' den Klumpen von Schellen auf den Boden und sprang unter lautem Hohngelächter mit überflügelnden Schritten fort. Die Obwaldner horchten auf und sahen das Unglück. Sie wollten sich rächen, sammelten bald einen Haufen Volks und überfielen jählings die Entlebucher, welche sich aber darauf vorbereitet hatten. Die Obwaldner wetzten ihren Schimpf nicht aus, sondern wurden noch dazu geschlagen; das ihnen damals ab-

Digitized by Google

genommene Fähnlein bewahren die Entlebucher noch heutiges Tages in ihrer Heimlichkeit (einem alten Thurme im Dorfe Schüpfen) und der Ort, wo das kleine Gefecht sich ereignete, wird auch diesen Augenblick noch immer die Alpschlacht genannt.

171. Die Stiftung des Klosters Engelberg.

Freiherr Konrad von Seldenbüren hatte das Gelübde gemacht, in wilder Bergeinsamkeit des Unterwaldner Ländchens ein Kloster zu bauen. Als er das Thal hinaufzog, in dem Wolfenschießen und Grafenort liegen, und an den Fuß des Hahnenberges kam, da tönte ihm mehrmals von diesem herab ein Engelgesang entgegen. Das war dem frommen Manne ein Zeichen vom Himmel, daß er hier sein Kloster bauen solle. Das hat er denn auch ausgeführt und dem Kloster den Namen Engelberg gegeben. Er ist dann selbst als Laienbruder in sein Kloster getreten. Später kehrte er aber wegen eines Streites zwischen dem Gotteshaus und seinen weltlichen Widersachern wieder in die Welt zurück, und ist dann im Jahre 1125 von seinen Feinden erstochen worden.

Digitized by Google

Uri.

172. Der Riese Melch Tresch.

In Göschenen war ein riesenmäßig starker Mann, Melch Tresch mit Namen.

Einst brachten sie einen Riesen an einer Kette aus dem Kanton Bern über den Susten nach Wasen und forderten die Urner heraus: „Wenn einer da sei, der's mit ihm probire, so könne er kommen, sei es wer es wolle!" In Wasen war keiner, der es wagen wollte, aber man beschickte den Melch Tresch von Göschenen, und dieser kam sogleich als er hörte, es habe einer Uri gehöhnt und herausgefordert. Er kehrte beim Präsident Gerig in Wasen ein, und der Berner war auch in der Stube. Man stellte dem Melch Tresch eine Maß Wein auf, sogleich drückte er mit den Händen vor Wuth die Maßflasche zusammen wie eine Seifenblase; man stellte ihm gleich wieder eine andere hin, er trank und sagte: „Der Berner soll nun kommen," und gleich sprang er auf selben los, drückte ihn schrecklich und warf ihn zu Boden, so daß der Riese von Bern um Gnade schrie, und also unterlag.

Der Melch wurde gefragt, ob er keinen kenne, den er fürchte. Er antwortete, er kenne keinen als einen Tessiner, den er noch nie geprüft habe. Einmal ging er mit Präsident Gerig gegen den St. Gotthard, und der Welsche kam wirklich. Er war ein Säumer und Gerig sagte zu Melch: „Packe ihn!" Melch ließ sich dieses nicht zweimal sagen und packte den Tessiner Riesen, und lange rangen sie mit einander, so daß es rauschte. Gerig wußte nicht mehr was anfangen, sondern wollte nach Hospenthal um

Digitized by Google

Hilfe; denn es war ihm auch nicht recht, weil er gesagt hatte „packe ihn!“ Endlich fiel der Welsche und Melch Tresch von Göschenen war Meister über alle Riesen, welche er kannte und ging siegreich davon.

173. Die ersten Käse auf Seelisberg.

Der Erdleutchen Kunst und Gunst war nicht gering. Ein Hirt auf Seelisberg lebte mit den Erdmännchen auf bestem Fuße. Sie schauten fleißig zu seinen Sachen, und er vergalt es mit mancherlei Spenden an Lebensmitteln oder andern Dingen. Einst mußte er in Geschäften fort und hatte gerade niemand, der ihm in seiner Abwesenheit das Vieh besorgte. Darum sprach er zu den Leutchen: „Habe euch schon so manches geschenkt, ihr könntet mir jetzt wohl einmal den Gefallen erweisen, und bis ich wieder komme, Futter und Trank meinen Kühen reichen und sie hüten.“ Sie waren herzlich bereit, wenn nur der böse Wind nicht komme. Damit meinten sie den Föhn. Aber leider, der böse Wind kam und hielt drei bis vier Tage an. Der Bauer war am andern Seeufer, und niemand konnte und wollte wegen dem Sturm ihn an's heimatliche Gestade führen; die Erdmännchen waren im Loch und durften nicht heraus; das Vieh war im Stall und hatte seit langem keine Nahrung mehr erhalten, so daß es zum großen Theil verhungerte. Das war ein vernichtender Anblick für den Mann, als er endlich bei Haus anlangte. Ach, Bruni, die schönste Kuh, war fertig, und Laubi schaute noch gebrochenen Auges und mit barmherzigem Blick den Herrn an und verschied. So gutmüthig er sonst war, dießmal entrannen ihm harte Worte gegen seine kleinen Freunde; allein sie nahmen es ihm nicht so bös auf und suchten ihn zu trösten. „Bisher ist dir auch viel Milch zu Grunde gegangen, weil du sie nicht zu benützen verstandest. Jetzt wollen wir dich eine Kunst lehren, welche dir den Schaden reich ersetzt, den du wegen dem bösen Wind erlitten hast.“ Und sie hießen ihn 's Giebeli, die Geiß, tödten. Dann zeigten sie ihm, wie er mit dem Magen derselben Lup und dann Käse bereiten könne. Denn bis jetzt hatte man auf Seelisberg nichts vom Käsen verstanden.

Digitized by Google

174. Wie einer das Jauchzen lernte.

Als man zu Ende des Sommers beim Herabfahren aus einer Alp im Kanton Uri noch einen Melkstuhl zurückgelassen hatte, mußte einer der Handknaben denselben holen. Er kam erst sehr spät auf diese Alp. Wie er nun die verlassene Alphütte betrat, sah er zu seiner großen Verwunderung drei Sennen um die Feuergrube und einen derselben auf jenem Melkstuhle sitzen, den er holen sollte. Der Käsekessel war über helllohderndes Feuer gereitelt, und man fragte ihn, ob er auch „Suffi" (Käsmilch) trinken möchte. Er bejahte es, weil er meinte, er dürfe nicht abschlagen, aber dennoch erfaßte ihn dabei ein Grauen. Nun wurde abgeschöpft, wobei er zu seinem fernern Erstaunen sah, daß dreierlei Suffi in die Geschirre gegossen wurde: rothe, weiße und schwarze. Sie fragten ihn, von welcher er trinken wolle, und er verlangte weiße. Die drei Sennen erklärten ihm nun auch die drei Farben. Die rothe bedeute die unnütz gebrauchte und versudelte Milch während dem Sommer; die weiße, daß sie die Kühe recht gemolken und mit der Milch recht umgegangen, und die schwarze, daß sie häufig in der Alp geschworen hätten. Endlich gaben sie ihm noch die Wahl, was er lieber von den drei Künsten wolle: ob recht gut singen, oder pfeifen, oder jauchzen, und er verlangte, recht gut jauchzen zu können. Dieser Wunsch wurde ihm zugesagt. Morgens darauf, als er fortging, begann er zu jauchzen, und er konnte es wirklich zur Verwunderung schön, so daß bei seiner Heimkunft die Leute über sein angenehmes Jodeln erstaunten. Der Senn, der zu Hause war, brannte vor Begierde, dieses Jodeln auch zu erhalten, und ging darum unverzüglich auf diese Alp. Als er aber dahin gelangte, wurde er von den drei geisterhaften Sennen zerrissen und zermalmet, indem sie ihm zornig bedeuteten, es geschehe ihm so, weil er ohne Noth hieher gekommen.

175. Der Elbst.

In der Tiefe des Seelisberger Sees haust ein Ungeheuer, den Bewohnern jener Gegend unter dem Namen der Elbst bekannt.

Digitized by Google

Es hat die Gestalt einer Schlange, einen schuppenbepanzerten Leib, Füße mit Krallen gleich den Drachen; aber nur selten zeigt es sich in dieser seiner wahren Gestalt. Bald schwimmt es als moosbewachsener Stamm, bald als schmaler grünender Inselfleck, von den Ufern losgerissen, bald auch als blüthenvoller Zweig auf der Oberfläche des Sees. Wehe dem, der sich diesen trügerischen Lockbildern zu nähern wagt. Hinab ziehen den Getäuschten unrettbar die Krallen des Ungethüms. Aber auch das Eigenthum der Sennen ist vor ihm gefährdet, denn oftmals des Nachts wälzt es sich empor an das Ufer des Sees und zieht in scheußlicher Gestalt über die Weideplätze der Alpen hin. Am andern Morgen dann ist Vieh, das erwürgt, Spuren von scharfen Krallen tragend, zerstreut auf ihnen herumliegt, den Sennen Zeugniß seines schauerlichen Besuches.

176. Die alte Teufelsbrücke.

Schon im grauen Alterthum gab es in Uri kluge Leute und solche, die auch arbeitsam waren und den Verkehr förderten. Sie hatten viel gehört vom schönen Italien, wie dort auf reichen Feldern ein feuriger Wein gedeihe, auch nährende Polenta (Mais) und kräftige Kastanien in braunen Hülsen, und wie selbst goldgelbe Pomeranzen und Citronen dort leckre Mäuler laben. Sie in ihren Thälern mußten bei einfacher Hirtenkost sich gedulden. Wohl waren sie zufrieden, doch wenn's so leicht sich machte, gar gern wären sie mit Italiens Bewohnern in regen Verkehr getreten. Wie viel beut Tausch und Handel an Nutzen und Gewinn! Doch in des Reußthals Schluchten, dort wo die Schöllenen von schroffen Felsen starrt und in der Tiefe die Reuß mit wildem Tosen mühsam die Bahn durchbricht, wer baut da Weg und Steg? So sannen die Bewohner, als sie die Gotthardsstraße zu bauen unternommen. Manch mühvoll schwerer Tag, manch langer Monat und selbst der Jahre viele verflossen, bis sich der lange Weg in Zickzack auf und nieder vom tiefen Seeufer bis nach dem Fuß des „Bristen," von da dem „Ried" entlang, durch manche schlimme Stelle und erst im dichten „Wasener Walde" den „Pfaffensprung"

Digitized by Google

vorüber dehnte. Es gab der Sorgen viel, doch es gelang und schon schlängelte der Pfad von Wasen über die „Schöni" in das alte Göschenen, und von da die „Schöllenen" hinauf bis hin, wo sich mit Schäumen die jugendliche Reuß in schnellem Fall zur jähen Tiefe stürzt. Hier stockte der Verkehr, auf beiden Seiten stand der kahle Fels, wer überbrückt den Strom? Viel Rathens gab es und viel Sorgen, doch keine Meinung wollte Beifall finden und keines Menschen Witz den Uebergang ergründen. Das ist doch Schade um die Mühe und um so viel Schweiß und Geld, wenn nun das Werk nicht weiter fortgeführt, fast in sein Nichts zerfällt. Man hielt die Landleute nun zusammen und berieth des Landes Noth, doch selbst die Herren Obern, sie blieben rathlos und verblüfft, bis endlich ein Landmann sich erhob und sagte: „Zwar ist es gefährlich mit dem „Bösen" sich einzulassen, allein Noth bricht Eisen und kommt Zeit, kommt Rath; meine Meinung ist, man mache mit dem Teufel einen Vertrag, daß er uns die Brücke erstelle." Die Menge stutzte, doch das schöne Welschland mit seinen süßen Weinen und erst des kühnen Mannes dreistes Anerbieten, mit dem Teufel über die Bezahlung schon fertig zu werden, bewog die zögernden Männer, und durch das Mehr ward der Vorschlag angenommen. Wie nun der schlaue Rathgeber es angefangen, um mit Junker Satanas die Unterhandlung anzuknüpfen, darüber weiß die Sage keinen nähern Bericht, so was geht geheim. Item, der Teufel stellt sich ein, und bald ist der Handel geschlossen: die Brücke muß über Nacht erstellt und wohl befestigt sein, dagegen ist der Erste, der sie überschreitet, des Satanas theurer Lohn.

Bei nächstem Tagesgrauen
Ging man dort nachzuschauen,
Und über Stromeswogen
Wölbt sich der Brücke Bogen,
Doch an der Brück auch schon
Paßt Satan auf den Lohn.

Der Mann, welcher den Vertrag geschlossen, erscheint. „Hast deine Sache brav gemacht," rief er dem Teufel auf dem andern Ufer zu. Und als dieser mit seinem gehörnten Kopf beifällig nickte, ließ er einen bereit gehaltenen Ziegenbock los, welcher in jenem einen Nebenbuhler erblickend, gerade über die Brücke auf den dummen

Digitized by Google

Teufel losstürzte und von ihm, weil er sich nun getäuscht sah, im Ingrimm, als dem Ersten, der über die Brücke ging, in Stücke zerrissen wurde. So waren also die Urner klüger, als der Teufel, und deßhalb nannte man die Brücke „Teufelsbrücke".

Doch ist die Geschichte noch nicht zu Ende, der Teufel läßt nicht gern mit sich spaßen. „Ihr Urner müßt wissen, daß ihr mich zwar überlisten, aber nicht bessern könnet," so dachte der Teufel und wollte die vertragsmäßig erstellte und bezahlte Brücke wieder zertrümmern; denn was frägt der Teufel nach Verträgen? Er lief daher spornstreichs abwärts bis unter Göschenen, wo gewaltige Felsblöcke zerstreut umher liegen und wählte sich den größten davon aus, und trippelte damit wieder vorwärts, um mit demselben die Brücke zu zertrümmern. Sein dürrer Rücken krümmte sich unter der wuchtigen Schwere des haushohen Felsblockes; da kam ein altes Mütterchen des Weges daher, als er eben auf einem Rasenplatze ein wenig ausruhte. Mit Grausen gewahrte dasselbe den Bocksfuß und schlug schnell ein Kreuz über sich und gegen den Stein, welcher hierauf wie angewurzelt unbewegbar fest stand, so daß dem geschlagenen Teufel nichts übrig blieb, als beschämt davon zu eilen; denn nun erfuhr er die Macht des Zeichens, welches seine Stärke gerichtet. Man sieht diesen Stein in seiner aufrechten Stellung in einem Gütchen unterhalb Göschenen, und der Volksmund nennt ihn deßhalb „Teufelsstein".

177. Der Pfaffensprung.

Von den vielen Brücken, welche das Reußthal hinauf bis nach Urfern die Reuß überspannen, ist die Pfaffensprungbrücke im Wasenerwalde eine der bekanntesten; denn sie wölbt sich hoch über einer schroffen, engen Schlucht, in deren Tiefe die Reuß schäumend sich vorwärts drängt. Der poetische Volkssinn hat diese Stelle mit folgender Sage belebt, woher nun der Name Pfaffensprung.

Abend war's, vom Kirchthurm in Wasen tönte freundlich der Avegruß ins stille Thal. Ein älterer, aber noch kräftiger Priester wandelte, sein Brevier betend, von einem Krankenbesuche den stillen Pfad, da stürzt in eilender Hast ein blühendes Mädchen des Weges

Digitized by Google

daher und ruft ihm zu: „Rettet mich, edler Mann, mein Verfolger naht auf schnellem Pferde und eher stürze ich mich in die Schlucht, als daß ich Tugend und Ehre preisgebe dem Entführer!“ Erschreckt blickt der Priester das flehende Mädchen an, denn vor ihnen steht die Felsenschlucht und noch führte keine Brücke darüber hin, indessen ermahnt er die Zitternde zum Gottvertrauen. Aber nicht war es gestattet, lange sich zu besinnen, schon hört man die Hufschläge des daher stürmenden Verfolgers. „Mit Gott will ich es wagen,“ spricht der Priester, und die Verfolgte erfassend, springt er in kühnem Satze hin an das andere Ufer. Im gleichen Augenblicke trifft der Verfolger ein und zornentbrannt schlägt er dem Pferde die Sporen in die Weichen, um es zum schnellen Sprunge anzutreiben; allein das Pferd bäumt sich rückwärts und stürzt auf den fluchenden Reiter; das Mädchen ist gerettet. Dankend will es dem Priester zu Füßen fallen, doch freundlich wehrt dieser ihr ab und spricht: „Nicht mir, o Tochter, gib die Ehre, Gott hat dich gerettet! Bleib der Tugend treu, so wird Schande nie dich treffen, wohl aber ewiger Lohn dereinst dein Antheil sein.“ Und er brachte sie in das nächste Dorf, wo sie Schutz fand.

178. Der Stier von Uri.

Vor alten Zeiten lebte auf der Surenenalp ein Schafhirt, Urs im Riet. Der hatte von einem Welschen ein absonderlich schönes silberweißes Schaf erhandelt, das er gar sehr liebte. Als dasselbe ein prächtiges silberweißes Lamm geworfen, und dann verendete, taufte der ruchlose Senn das Junge nach christlichem Gebrauche mit Weihwasser. Zur Strafe für diesen Frevel wurde er mit sammt seiner Hütte verschüttet, das Lamm aber in ein Ungeheuer verwandelt, welches das Vieh in den Surenenalpen tödtete und die Sennen und Wandersleute verfolgte, so daß der Bergpaß über die Surenen verödete. Da verkaufte das Gotteshaus Engelberg die zur Wildniß gewordenen Alpen um ein Spottgeld an das Land Uri. Umsonst suchten sodann die Urner durch geistliche Gewalt das Greiß zu bannen, wie das Volk das Ungeheuer nannte. Endlich wußte ein vorbeireisender Schüler Rath, nachdem die Herren

Digitized by Google

von Uri ihm seinen Becher siebenmal mit welschem Wein und seinen Geldbeutel mit Kronen gefüllt. Sie sollten ein silberweißes Stierenkalb, das noch nichts anderes als reine Milch getrunken, neun Jahre lang fortträuken, und zwar das erste Jahr mit der Milch von einer Kuh, das zweite Jahr von zweien und so fort bis auf neun. Dann sollten sie den Stier durch eine reine Jungfrau auf die Alp führen lassen, wo das Greiß spuke; er werde dasselbe besiegen, und ihnen werde geholfen werden. Der Rath wurde getreulich befolgt. Als der Stier sechs Jahre alt geworden, wurde er auf die Alp Waldnach, in die Nähe der verrufenen Surenenalp gebracht, und dort drei weitere Jahre fortgetränkt. Der Stall, in welchem das geschehen, hieß darum der Stierengaden, und stund noch zu Anfang des letzten Jahrhunderts. Nachdem die neun Jahre um gewesen, unterzog sich eine Jungfrau aus Attinghausen todesmuthig dem gefahrvollen Unternehmen. An dem Ringe, den man dem silberweißen Stiere durch die Nase gezogen, führte sie, bräutlich geschmückt und schneeweiß gekleidet, das stattliche Thier von der Waldnach auf den verlassenen Pfaden hinüber auf die Surenenalp, wo sie den Blicken der zahlreich herbeigeströmten Volksmenge entschwand. Bald vernahm diese mit Entsetzen von der Höhe ein grauses Gebrüll und Krachen. Dunkle Wolken hüllten die Surenenеck ein, und helle Blitze zuckten aus denselben. Plötzlich erfolgte ein Donnerschlag, daß die Berge erbebten. Dann zertheilte sich das Gewölk und ruhig und friedlich trat die Sonne wieder aus demselben hervor. Oben auf dem Kampfplatze lag das Greiß in schwarzem dampfenden Blute zu einem unförmlichen Klumpen zusammengetreten. Doch unten an der kalten Quelle des Alabaches lag auch der weiße Stier ebenfalls todt. Erhitzt vom Kampfe, hatte er das kalte Wasser der Quelle getrunken und war todt hingesunken. Seither wird der Alabach dort oben Stierenbach genannt, und es zeigen die Sennen die Male der Stierenklauen in den Felsen. Die edle Jungfrau blieb spurlos verschwunden, und niemals hat man nachher wieder etwas von ihr erfahren. Das Volk von Uri aber beschloß an der Landsgemeinde, zum Andenken an die Befreiung von dem Ungeheuer das Haupt des tapfern und streitbaren Stiers auf ewige Zeiten in das Landeswappen aufzu-

Digitized by Google

nehmen, und so ist der Stier von Uri mit seinem Nasenring in dasselbe hineingekommen.

179. Die Klaridenalp.

Unter den vielen Gletschern, welche die höhern Gebirge des Kantons Uri mit ihren majestätischen Gebilden zieren, ist der Klariden im Schächenthale an den Grenzen des Glarnerlandes einer der großartigsten. Eisfelder bedecken in weitem Umfange die luftigen Höhen, wo nur kühne Gemsen und scheue Schneehühner die feierliche Oede mit leisen Tritten beleben und das unterirdische Rauschen des Wassers sich vernehmen läßt. Nicht immer war es, so lautet die Volkssage, auf diesen Bergeshöhen so kahl und öde, sondern eine der schönsten Alpen bedeckte früher dieselben. Das freundliche Grün, von Alpenblumen durchwirkt, tränkte ein kleiner Bach, welcher von einem ganz auf des Berges Scheitel ruhenden Gletscher seine stets frische Nahrung erhielt. Muntere Kühe weideten im kräftigen Grase und eine ländliche Hütte beherbergte den Senn und seine Gehilfen.

Der Senn, im sorgenfreien Leben übermüthig geworden, vergaß seine armen Eltern im Thale, vergaß der kindlichen Pflicht und wendete der Tugend den Rücken. All sein Sinnen und Trachten galt einem lebenslustigen Mädchen, welches in jugendlicher Schönheit sein Herz verstrickte, und im Thale gar häufig Geschenke und Grüße von ihm erhielt. Doch die Trennung wurde dem Hirten zu lange; die Geliebte sollte in blumiger Alp die Sommertage verleben. Der ersehnte Tag kam und eine weite Strecke des Weges belegte der übermüthige Senn mit seinen Käsen, schmückte die Kühe mit bunten Bändern und eilte im festlichen Kleide dem Mädchen entgegen. Schäckernd durchwandelten sie die Alpentriften; was der Segen des Himmels dem Hirten nur Gutes beut, es wurde vergeudet. Die Glut zur Bereitung der Speisen wurde mit Butter genährt, selbst „Brändi", die Lieblingskuh, und „Paris", der Hund, wurden mit Leckereien gefüttert. Drunten im Thale aber darbten des Hirten Eltern in Krankheit und Noth, doch ungerührt blieb sein Herz, das längst der Tugend entfremdet, selbst Gott, den All-

Digitized by Google

mächtigen, vergessen. So reihte sich Tag an Tag, auf der Alp in sündlicher Freude, im Thale die drückende Armuth. Da brach das Herz des Vaters in schlafloser Mitternachtsstunde in einen schrecklichen Fluch aus über den hartherzigen Sohn, und — o Entsetzen! es kracht und donnert hoch oben am Berge, wo die Eiszacken sein Haupt umschlossen, es zittern die Felsen und in hundertfältigem Echo hallt die Gebirgswelt der Eislawinen Getöse schauerlich wieder.

Der frühe Sonnenstrahl des folgenden Tages sucht umsonst nach den blumigen Triften der Klaridenalp; Tod und Erstarrung ringsum, nichts als Eis und Eis deckt weit umher die Gefilde. Verschwunden ist Alp und Hütte, der Herr hat gerichtet.

Wenn man nun in der Mitternachtsstunde dort vorüberkommt, hört man Weinen und Klagen und in wildem Lauf eilt „Brändi" über das Eisfeld. Wäre nun ein Hirt, der diese Kuh auffinge und lautlos ihr ehernes Euter melken würde, so könnte der Hirt und seine Geliebte errettet werden und zurückweichen würde das Eisfeld in seine frühern Schranken; allein wer wagt es, so klagten die Leute. Ich will es wagen, dachte ein muthiger Hirt, und hin ging er auf unwegsamen Pfaden in schweigender Nacht. Die Stunde war da und in wildem Laufe kam Brändi. Er hielt die geisterhafte Kuh und setzte sich hin, das stachliche Euter zu melken. Schon floß sein Blut von der Hand, er hatte stille geduldet, doch heftiger wird sein Schmerz, und Jesus Maria! seufzt er, und wie der Seufzer entflohen, riß sich die gespenstige Kuh los und eilte vorüber. Seither wagte Keiner mehr die bedenkliche Rettung und Jahrhundert schon wälzten sich vorüber, nicht bewegte sich das Eismeer und die Decke des starrenden Eises kann kein Sonnenstrahl erweichen.

180. Das Wildmannli.

Auf der Südostseite der großen Windgelle erhebt sich ein seltsamer Felsstock, der, in einiger Entfernung gesehen, einem aufrecht stehenden Manne gleicht. Die Jäger nennen diesen Fels das Wildmannli, und sie erzählen, es habe einst in grauer Vorzeit ein

Digitized by Google

wilder und frecher Jäger in dieser Gegend gelebt, der keinen Sonntag achtete und dem kein Feiertag heilig genug war, wenn es galt, seiner unbändigen Jagdlust zu fröhnen. Einst trieb ihn seine Jagdliebe an einem hohen Feiertage auf die Windgelle, und als er auf der Stelle, wo jetzt der Felsstock steht, eben im Begriffe stund, einen wohlgezielten Schuß auf die flüchtige Gemse zu thun, so erreichte ihn die Strafe des Himmels, und verwandelte ihn in diesen Stein. So steht er nun seit Jahrhunderten zum warnenden Beispiele da.

181. Die drei Tellen.

Im Augenblick, als die drei Gründer der schweizerischen Freiheit, Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold von Melchthal, auf der stillen Rütlimatte ihre Hände zum heiligen Schwur gen Himmel erhoben, entsprang zu den Füßen eines jeden eine Quelle des reinsten Wassers, und die drei Quellen fließen noch heute fort zum Zeichen der Freiheit, welche ihren starken Arm schützend und segnend über das Schweizervolk ausbreitet.

Nach alter Volkssage schlummern die drei Tellen in einem verborgenen Felsenschacht am Seelisberg, und werden einst erwachen und dem Schweizervolke die Freiheitsfahne zum Siege vorantragen, wenn dem Lande Verderben droht. Dort hat der Geißbub von Seelisberg sie einst gesehen, als er eine verlaufene Geiß gesucht, und in den Felsenschacht hineingerathen war. Damals war Walther Fürst aufgewacht und hat den Geißbub gefragt, welchen Jahrgang man zähle. Als der Bub das gesagt, da neigte der Greis das Haupt und sprach: „Es ist noch nicht Zeit, daß wir kommen!" Darauf schlief er wieder ein. Später hat der Geißbub die Felsenhöhle nicht mehr gefunden, so oft er sie auch aufgesucht. Das Schweizervolk aber zählt auf den Geist der drei Tellen in Noth und Gefahr, daß derselbe es zum Sieg führen werde.

182. Die Bergleute.

Eine Stunde ob Amsteg, wo die Reuß in ein weites Thal eintritt, sieht man zwischen den kleinen Dörfern Jutschi und Drachenthal, auf beiden Seiten des Stromes die Bergabhänge ganz mit

Digitized by Google

Schutt von Felsen und Steinen bedeckt, woraus nur einzelne Bäume oder Sträucher kümmerlich hervordringen. Vor kaum hundert Jahren befanden sich an dieser Stelle zwei Goldbergwerke; einige Männer aus der Umgegend hatten sie entdeckt und mit gutem Erfolge bearbeitet. Das viele Gold war aber kein Glück für sie, denn sie fingen ein wüstes Leben an, und was in der Woche gewonnen ward, fraß der Sonntag. Einmal thaten sie einen reichen Fund, da gingen sie mitten in der Woche nach Amsteg in's Wirthshaus, machten am hellen Tage Thüren und Läden zu und steckten Kerzen an. „Wir Berglüt," sagten sie, „bruchet unsers Herrgotts Liecht niemme!" Dann aßen, tranken und spielten sie Tag und Nacht. Kaum waren sie aber wieder daheim im Bergwerk, so zitterten in derselben Woche plötzlich die Berge, und beide Gruben stürzten über den Gottlosen ein. Keiner von ihnen kam mehr zu Tage, und so brauchten sie freilich unsers Herrgotts Licht nimmermehr. Die Gruben aber liegen seitdem verschüttet, und die Bauern scheuen sich wieder nach Gold zu graben.

Digitized by Google

Waadt.

183. Plan-Nevé.

Zwischen dem Grand Moveran und der Tête du grand Jean in östlicher Richtung von Bex liegt der Gletscher des Plan-Nevé, ein gewaltiges Eismeer. Dort war einst eine schöne, an den besten Alpenkräutern reiche Alp, welche zuletzt einem reichen, aber sehr stolzen und rohen Sennen gehörte. Der Mann galt nicht nur als ungemein heftig und aufbrausend, er war auch stets mit seinen Knechten unzufrieden, weil ihm niemand schnell und lange genug arbeiten konnte. Keinem Bedrängten kam er je zu Hilfe, auch wenn er es ohne Mühe und Kosten thun konnte. Eines Abends brach ein fürchterlicher Sturm los. In Voraussicht des nahenden Ungewitters hatte der Senn schon seine Herde in die Ställe geführt und überblickte eben mit Stolz die große Zahl seines schönen Viehes. Da ließ sich vor der Thüre eine Stimme hören, und eine arme, alte Frau bat um Aufnahme für die Nacht. Sturm und Ungewitter seien zu stark, als daß sie, alt und schwach, ihre Wanderung fortsetzen könne, sagte sie, und dazu sei es noch ganz dunkel und der Pfad sehr gefährlich. Aber der Senn wies sie kurz ab; er wollte mit Bettelvolk nichts zu thun haben, erwiderte er der Frau, und blieb unerbittlich bei dieser Antwort, als die Alte ihm mit Thränen zu Füßen fiel und ihn um Mitleiden anflehte. Da erbarmte den Knecht die schlimme Lage der Unglücklichen, und er bat den Meister für sie um Aufnahme; komme sie draußen um, so werde Gott Rechenschaft für die verweigerte Gastfreundschaft fordern. Darüber ergrimmte aber der Senn, und mit

Digitized by Google

Flüchen und Toben stieß er den Knecht hinaus in die dunkle Nacht. „Weil du deinem Herrn widersprochen hast, so diene nun der Alten und theile ihr Loos!“ rief er ihm aufschäumend zu.

Zuerst war zwar der brave Knecht sehr erschrocken, bald aber nahm er kurz entschlossen die alte Frau bei der Hand und wanderte mit ihr fort thalwärts nach La Varaz zu, um dort in Hütten ein Asyl zu finden. Aber als sie eine Strecke weit gegangen waren, erhob die Alte plötzlich kräftig ihr Haupt und sprach mit fester Stimme: „Deine Mildherzigkeit hat dich vom Tode errettet; steige schnell hinab zu den nächsten Sennhütten; morgen wirst du nur zu danken haben.“ In demselben Augenblick sprang sie fort, stieg schnell an den Felsen in die Höhe und verschwand. Bald aber stand sie, von eigenthümlichem Licht umflammt, auf einer hohen Fluh, während eine dichte Wolke den Gipfel des Berges und Plan-Nevé umhüllte. Dort ließ sie ihren Mantel im Winde flattern und rief: „Plan-Nevé, Plan-Nevé!“ sei eine wüste Oede und bedecke dich mit unfruchtbarem Eis! Niemals sollen mehr Hirten zu deinen Staffeln kommen, Plan-Nevé! Niemals mehr, Plan-Nevé, eine Herde auf dir zur Weide gehen! Wehe, wehe!“ Schauerlich tönte jedes Wort und der Sturm trug den Ruf bis zu den Hütten, wo den Sennen Schauer ergriff und das Vieh angstvoll aufbrüllte. Dann ward es wieder still, die Alte verschwand, und nur der Sturm heulte mächtiger als vorher.

Schnell eilte der Knecht hinab nach La Varaz; die Worte der Alten machten ihm Angst. Er fürchtete für seinen Herrn die Strafe der verweigerten Gastfreundschaft. Bald kam er an. Aber kaum war er unter das Dach der schützenden Sennhütte getreten, als er ein fürchterliches Toben und Donnern hörte; Blitze zuckten, der Sturm brüllte, Lawinen rollten und Bergströme schienen zu brausen! Man hätte fast gemeint, die Welt gehe unter. Als aber am Morgen der Himmel sich aufklärte, die Nebel verschwanden und die Sonne hell und glühend im Osten emporstieg, da war die schöne Alp Plan-Nevé mit Weiden, Hütten und Herden verschwunden: gewaltige Schnee- und Eismassen bedeckten sie und bald bildete sich der ausgedehnte Gletscher, der noch heut unverändert auf ihr ruht.

Digitized by Google

Man hat behaupten wollen, daß der unbarmherzige Senn keine Ruhe gefunden habe und an gewissen Tagen seine Klagen und Jammerrufe hören lasse. So viel ist nach der Meinung der Bewohner von St. Moriz gewiß, daß Geister auf und in den Eisfeldern von Plan-Nevé wohnen. Oft gerathen diese in Streit oder sie erzürnen sich aus irgend einem Grunde; dann verursachen sie Stürme und Unwetter oder schwellen den Nant und den Avençon an, daß sie mit wildem Toben in das Thal hinab stürzen und großen Schaden an Gebäuden und Früchten verursachen.

184. Der See von Bret.

Nördlich vom Genfer See zwischen den Thälern der Venoge, Broye und Veveyse erhebt sich bis zu einer Höhe von etwa 3000 Fuß der Gebirgszug des Jorat. An seinem Fuße und etwa zwei Stunden östlich von Lausanne liegt im Grunde eines reizenden Thälchens ein kleiner, länglicher See, der bei den Einwohnern die Namen Lac de Bret, Bré, Brac, Broz und Brot führt. Seine Länge beträgt 25, die Breite 10 Minuten und seine Tiefe ungefähr 300 Fuß. Er nährt viele und schöne Fische, hat aber merkwürdiger Weise keine sichtbaren Zuflüsse, sondern erhält sein Wasser wahrscheinlich durch reichhaltige Quellen in seinem Grunde. Dagegen besitzt er einen Ausfluß, den Forestaybach, welcher unterhalb des Dorfes Rivaz bereits einige Mühlen treibt, später mehrere liebliche Wasserfälle bildet und sich endlich bei Glerolles in den Genfer See ergießt. Jeden Winter friert dieser See, und wird von den Schlittschuhläufern der benachbarten Städte besucht. Unweit vom See liegen an den Seiten des kleinen Thales einige freundliche Höfe, und am östlichen Rande hat man vor einigen Jahren Trümmer römischer Bauwerke gefunden. Die nächste Umgebung des Sees ist sumpfig, und nur wer entschlossen ist, sein Leben zu wagen, darf es unternehmen, den trügerischen Boden zu betreten, der mit Sumpfpflanzen dicht bedeckt den Nahenden in die schlammige Tiefe versinken läßt.

Vor mehrern hundert Jahren gewährte das Thälchen einen ganz andern Anblick als jetzt. Damals war der See noch gar

Digitized by Google

nicht vorhanden, und auf der Stelle, wo er sich gegenwärtig befindet, lag ein freundliches und blühendes Dorf. Mitten aus schönen und zierlichen Häusern erhob sich der hohe, schlanke Glockenthurm der Kirche, und an denselben lehnte sich ein größeres Gebäude mit einem herrlichen Garten, das Nonnenkloster. Nie gab es ein glücklicheres Völkchen, als das des Dorfes Bret; das schöne Thal mit seinen Feldern, Wiesen und Wäldern nährte alle Einwohner reichlich und selbst diejenigen, welche als arm galten, litten auch in den schlechtesten Jahren nimmer Noth, weil ihre kleinen Aecker ihnen hinreichendes Korn brachten, und alle übrigen Bedürfnisse im Ueberflusse vorhanden waren. Gerade die glücklichen Zustände des Ortes aber wurden den Einwohnern verderblich; sie ergaben sich den Vergnügungen und der Sinnlichkeit, und die Sittenlosigkeit nahm bei ihnen zuletzt so überhand, daß die Nachbarn sich nach und nach von ihnen scheu zurückzogen und jede engere Verbindung mit ihnen abbrachen. Natürlich steigerte sich dadurch ihr Trotz und sie beschlossen endlich, wie sie sich ausdrückten, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und keinem Fremden mehr das Uebernachten in ihrem Orte zu gestatten.

Eines Tages im Spätherbst kam ein Wanderer von Norden her nach Bret. Er hatte sich im Gebirge verirrt, stundenlang fruchtlos nach dem rechten Wege gesucht und endlich durch einen glücklichen Zufall den Fußpfad in's Thal gefunden, als es bereits Abend geworden war. Ermüdet und hungernd vermochte er nicht mehr weiter zu gehen, und die Nacht war auch so dunkel, daß er leicht durch einen Fehltritt hätte verunglücken können; er bat daher um Speise und um ein Nachtlager. Aber an allen Häusern wurde er abgewiesen; man theilte ihm das ergangene Verbot mit und erklärte dabei mit harten Worten, daß man nicht gesonnen sei, sich eines Landläufers wegen einer Strafe auszusetzen. Selbst die Nonnen verweigerten ihm ein Obdach im Vorhause. Trostlos mußte er weiter wandern. Eben hatte er das ungastliche Dorf verlassen, als er einem Greise begegnete, der ihn fragte, wohin er noch so spät in der Nacht zu gehen gedenke. Als der Fremde erzählt hatte, wie es ihm ergangen, führte ihn der Alte in seine kleine, etwas seitwärts gelegene Hütte, und ließ ihm Speise auf-

Digitized by Google

tragen und ein gutes Nachtlager anweisen. Allerdings haben meine Mitbürger die Aufnahme von Fremden verboten, erklärte der Greis, aber ich muß das Gesetz übertreten, weil es das Leben eines Nebenmenschen gilt, und geduldig will ich die Strafe ertragen, wenn es durchaus sein muß.

Die Strafe aber erfolgte nicht, sie traf vielmehr die harten Einwohner, wie sie einst auch über Sodom und Gomorrha hereingebrochen war. Als die Bewohner der kleinen Hütte am folgenden Morgen vor die Thür hinaustraten, war das ganze Dorf spurlos verschwunden und an seiner Stelle wogte der blaue See; die Hütte selbst aber stand auf einem sanften Hügel am Ufer. Und von den Ertrunkenen zeigte sich nie eine Spur; auch nicht eine Leiche trieb an's Ufer, um ein Begräbniß in geweihter Erde zu empfangen, und selbst nicht einmal das Holzwerk der Häuser kam auf die Oberfläche. Man will deßhalb auch behaupten, die Einwohner von Bret seien gar nicht umgekommen, sondern zur Strafe ihrer Frevels auf den Grund des Sees verbannt worden, wo sie fern vom Licht der Sonne und vom Grün der Wiesen und Wälder ein elendes Leben führen müssen. Bei hellem Wetter und wenn der See ganz klar und ungetrübt war, sah man auch schon den Kirchthurm auf dem Boden des Sees, und in der Christnacht hört man nicht selten ganz deutlich das Gebet und den Gesang der Nonnen.

185. Der Gemsjäger.

Ein junger Hirt in Ormond verließ oft die Herden seines Vaters, um auf den hohen in Nebel gehüllten Felsenklüften auf die Gemsjagd zu gehen. Vergebens hatten seine Eltern es ihm verboten; er gab sich mit Leidenschaft der gefährlichen Lust hin. Eines Abends, als er sich mitten in furchtbaren Felsgründen befand, wurde er von einem heftigen Ungewitter überrascht; der Wind heulte und er wurde von Schnee und Hagel gepeitscht. Da verlor er den Weg und todtmüde, von Kälte und Hunger geplagt, streckte er sich auf einem Felsen hin und glaubte sterben zu müssen. Plötzlich erschien in einem Wirbelwind der Berggeist und rief ihm

Digitized by Google

mit starker drohender Stimme zu: „Tollkühner, wer hat dir erlaubt, Tod zu bringen in die Herden, die mir gehören? Ich jage nicht die Kühe deines Vaters, warum kommst du, meine Gemsen zu jagen? Ich will dir dießmal noch verzeihen, aber es ist das letzte Mal, komm nicht wieder hieher!" Dann ließ er den Sturm schweigen und leitete den Jäger zurück auf den Weg zu seiner Hütte, und der junge Mensch blieb fortan bei der Herde seines Vaters.

186. Die Feen in Ormonds.

Einst wohnten die Feen auf den schönen Höhen, wo sie ihre Ebenen, Felsen und Höhlen, ihre Quellen und Ruheplätze besaßen. Sie verkehrten viel mit den Einwohnern, knüpften mit den jungen Hirten Liebesverhältnisse an und verheiratheten sich auch heimlich mit ihnen, führten sie auch in ihre unterirdischen Wohnungen und lehrten ihnen allerlei Künste. Wer ihnen nahe stand, kannte die wunderbaren Kräfte der Pflanzen und Gesteine, entdeckte und hob verborgene Schätze, wußte die Herde vor Pest und Seuchen zu schirmen, machte sich eisen- und kugelfest und dergleichen mehr. Solche Geheimnisse durften aber niemand mitgetheilt werden, denn wer es that, wurde in der Nacht erwürgt oder in Gletscherspalten und Abgründe gestürzt. Die Feen ähnelten den jungen, schönen Mädchen des Landes, aber ihre Haut war nicht weiß, sondern schwarz, ihre Füße hatten seltsamer Weise keine Fersen, und ihr Haupthaar war so lang und so dicht, daß sie, wenn sie, wie gewöhnlich es fliegen ließen, ihren ganzen Körper darin einhüllen konnten. Ein junger Hirte ist die Ursache ihrer Entfernung aus dem Ormondsthal. Auch er hatte eine Fee geheirathet, dieselbe war aber wie ihre Schwestern zanksüchtig, launisch und eigensinnig und er gerieth deßhalb nicht selten in Wortwechsel mit ihr. Als er aber einmal den mit Stacheln versehenen Stab, mit welchem er die Milch im Käsekessel umrührte, gegen sie erhob, um sie zu schlagen, verließ sie ihn sofort, rief ihre Genossinnen zusammen, und zog mit ihnen in ein fernes, unbekanntes Land.

Digitized by Google

187. Die Feengrotte.

Etwa eine halbe Stunde über dem Dorfe Vallorbe liegt in wilder Gegend die sogenannte Feenhöhle, eine etwa 700 Fuß lange, in mehrere Abtheilungen zerfallende Tropfsteingrotte. Der Zugang zu derselben ist sehr schwierig; ihr Inneres wird wenig besucht und ist deßhalb auch nicht recht bekannt. An einer Stelle, zu der eine Art Treppe führt, ist eine hohe Halle, deren spitzbogenartig geformte Decke mehrere hundert Fuß über dem Boden sein soll. Hier und da liegen zerbrochene und zersplitterte Tropfsteinsäulen. An den Wänden wollte man früher seltsame Schriftzeichen bemerkt haben. Die Volkssage behauptet, daß die Höhle einst von Feen bewohnt wurde, welche nicht selten von den Menschen gesehen wurden. War es sehr kalt, so kamen sie wohl des Nachts, wenn die Arbeiter schliefen, zu den Eisenwerken in Vallorbe herab und wärmten sich dort am helllodernden Feuer, bis ein wachsamer Hahn krähte. Dann aber verschwanden sie so schnell, daß man nur selten etwas von ihnen entdeckte. Im Sommer stiegen sie, von zwei grimmigen Wölfen begleitet, zur Orbequelle herab, um in derselben zu baden; niemand wagte es, aus Scheu vor ihren Zauberkräften und ihren wachestehenden Thieren, sie zu belauschen. So menschenfeindlich sie erschienen, manchmal kamen sie doch, wenn auch selten, in Häuser und Hütten und ertheilten bei Krankheiten und Unglücksfällen Rath oder brachten Geschenke. Einmal versuchte es ein junger Eisenarbeiter, sie zu belauschen. Er schlich in die Höhle und fand die Feen dort schlafend. Nachdem er sie beim Schein seiner Fackel betrachtet und dabei die seltsame Mißgestalt ihrer Füße entdeckt, wollte er sich wieder entfernen; aber sein Fuß stieß an einen Stein, der dadurch in's Rollen gerieth. Das Geräusch weckte die Schlummernden, welche entsetzt und erzürnt emporsprangen, den Frevler ergriffen und mit ihm die Höhle verließen. Niemals sah man sie und den Burschen wieder. Damals soll auch ein Theil der früher viel größeren Höhle zusammengestürzt sein.

Digitized by Google

188. Das Inselfräulein.

Unweit vom Genfer See, in der Gegend des Dorfes Noville, bildet die Rhone durch zahlreiche Arme in Verbindung mit mehrern Kanälen und den in sie einströmenden Gebirgsbächen viele kleine Inseln, welche mit Erlen, Weiden und niedrigem Gesträuch bedeckt sind, und bald ein schönes Rasengrün, bald wieder seinen grauen Sand zeigen. Schnell fließende Gewässer, mit weißen und gelben Wasserlilien überlegte Sümpfe, kiesige halbtrockene Bachbetten ziehen sich in buntem Gewirr durcheinander und gewähren im Verein mit hier dichtem, dort wieder überall durchbrochenem Gebüsch einen ganz eigenthümlichen Anblick. Selten kommt ein Mensch in diese unheimliche Gegend, noch seltener sieht man ein Thier furchtsam umherschleichen. Fast immer herrscht die tiefste Stille; nur zu gewissen Zeiten hört man sonderbare Töne, welche sich über den Gräben und zwischen den Inseln hin und her zu bewegen scheinen. Zuerst glaubt man gewöhnlich ein leises Stöhnen, Seufzen, Murmeln zu vernehmen; dann klingt es wieder wie ein fernes dumpfes Brüllen oder Brausen, und zuletzt wird man wohl an das Rauschen des Windes im hohen Tannenwald oder an halbunterdrückte Schreie fremdartiger Thiere gemahnt. Nur ungern sprechen die Bewohner von Noville von den Inseln, wie sie die ganze Gegend nennen. Wenn sie es aber einmal thun, so behaupten sie, daß jenes Getön die Stimme des Inselfräuleins Fenetta sei, das sich hier aufhält und von Zeit zu Zeit sich auch erblicken läßt. Sie schildern es als ein ganz kleines Weibchen mit grünen Augen, langem schilfgrünen Haar und einem feinen Gesicht; immer trägt es ein langes faltenreiches Gewand und Schilfsandalen. Keiner von den jetzt Lebenden hat es indeß selbst gesehen; denn sobald die Fischer in irgend einer Weise die Annäherung Fenetta's bemerken, so eilen sie mit Zurücklassung ihrer Geräthschaften schnell davon, da diejenigen, welche die Herrin der Inseln erblickt, noch in demselben Jahre dem Tode verfallen müssen. Daß sie jemals gesprochen habe, erzählt die Sage nicht, und noch niemand ist es bisher gelungen, in ihren melancholischen Gesängen irgend ein Wort zu unter-

Digitized by Google

scheiden. Einige ältere Leute wollen behaupten, daß Fenetta mitunter fremde Gestalten annehme, und so die Furchtsamen täusche; aber auch dann bringt sie denjenigen, welchen sie sich nähert, ein schnelles und oft schreckliches Ende.

Vor dreißig Jahren konnte man in Noville ein schönes junges Mädchen sehen, das nach dem plötzlichen Tode des Geliebten den Verstand verloren hatte. Eitel und neckisch hatte die Schöne eines Sonntags Wasserlilien aus den Teichen der Inseln verlangt; trotz der Mahnungen der ältern Leute, an einem heiligen Tage den verrufenen Bezirk nicht zu betreten, war ihr Knabe sogleich an die Mündung der Rhone geeilt. Als er hier eben im Begriffe war, schöne weiße Lilien zu pflücken, hörte er plötzlich einen Mark und Bein durchdringenden Schmerzensschrei und sah zugleich den Kopf des Inselfräuleins vor sich aus dem Wasser emportauchen. Erstarrt blickte der Jüngling einige Sekunden lang in die fürchterlich grünen Augen, die ihn in die Flut hinabzuziehen suchten; dann aber entriß er sich mit einer gewaltigen Anstrengung dem zauberhaften Einfluß des Inselfräuleins und eilte zum Dorfe zurück. Ehe er aber noch das Haus der Geliebten erreichen konnte, stürzte er sterbend nieder; seine letzten Worte waren: „Fenetta! Fenetta!" Als die Schöne die schreckliche Entwickelung vernahm, erbleichte sie und sank ohnmächtig zu Boden. Nach einigen Minuten aber kam sie wieder zu sich und stimmte ein heiteres Liedchen an, das sie oft mit ihrem Moriz gesungen hatte. Die Arme war wahnsinnig geworden und blieb es auch bis an ihren Tod, der im nächsten Jahre um dieselbe Zeit erfolgte. Seitdem hat es niemand mehr gewagt, an einem heiligen Sonntag oder an einem Freitag nach den Inseln zu gehen, und jedes Mädchen von Noville verzichtet gern auf Fenetta's schöne Wasserlilien.

189. Grebellhou, der Gnomenfürst.

Zu Vaulion im Kreise Orbe hält in der Nacht vor Weihnachten Grebellhou, der Fürst der Gnomen, in der Landessprache gommes genannt, seinen Umzug. Auf wunderbare Weise kommt er mit seiner Schaar Untergebener daher, indem sämmtliche ver-

Digitized by Google

kehrt auf kleinen weißen Schweinen sitzen, deren Schwänze sie statt Zäumen in den Händen halten; nur er, der Gnomenfürst im rothen Purpurmantel und eine Krone auf dem Haupt, sitzt mit dem Gesichte nach vorwärts gewendet auf seinem Reitthier, das auch fast noch einmal so groß ist als das der andern. So reiten sie nach dem Jouxthal hinauf, wo sie das Gold in dem Vent de Vaulion hüten. Da es aber ihrer viele Tausend sind, hört man das Schweinegetrappel auf der harten Landstraße schon aus weiter Ferne auf's deutlichste. Jedem, der dieß hört, ist jedoch gerathen, sich sofort umzukehren und zu warten, bis der Zug vorüber ist; denn sie lieben es nicht, von den Menschen gesehen zu werden, und strafen neugierige Blicke mit augenblicklicher Blindheit. Davon weiß ein Bursche von Vaulion zu erzählen, welcher ein ganzes Jahr lang auf dem linken Auge blind war, weil er, da ihm der Zug zu lange gewährt, nur ein klein wenig über die linke Achsel geschaut.

190. Der grüne See.

Im Ormondsthal liegt der Seraisee, seiner grünen Farbe wegen auch der grüne See genannt. Er hat einen Umfang von mehr als zweitausend Schritten, und ist von Waldungen und Weiden eingeschlossen. Ehemals, so erzählen die Ormonder, sah man auf demselben einen schneeweiß gefiederten Drachen. Wenn er mit seinen breiten und langen Flügeln auf dem Wasserspiegel dahinruderte, verschlang er alles übrige Geflügel, wilde Enten und Gänse, so daß binnen kurzem von solchen nichts mehr zu sehen war. Naheten sich aber junge und schöne Mädchen dem Ufer, so schwamm er langsam und hellsingend an dasselbe, um sie nicht zu erschrecken, und aß gar fein und zierlich den süßen Zieger oder den frischen Käse, den sie ihm darreichten, und aus Dankbarkeit machte er dann vor ihnen alle seine wunderschönen Schwimmkünste, bis er untertauchte und verschwand; jedoch soll man ihn schon lange nicht mehr gesehen haben.

191. Die Schätze zu Sauerberg.

In den Kellern und Gewölben des ehemaligen Schlosses Sauerberg im Ormondsthale liegen ungeheure Schätze vergraben. Große

Digitized by Google

Kisten, wie man sie zum Käsen braucht, sind dort aufbewahrt und mit goldenen Münzen angefüllt. Der Herr von Pontverre, völlig gerüstet, mit hohlen Augen, die durch das Helmgitter hervorblitzen, wie Irrlichter in dunkler Nacht auf dem Moore, sitzt auf einem Lehnstuhle, und zählt ohne Unterlaß seinen unermeßlichen Schatz und die vollgewichtigen Dukaten. Ein schwarzer Bock, lang gehörnt, steht am Eingange Wache, bereit, jeden Augenblick den Tollkühnen mit einem Speer zu durchbohren, der es wagen wollte, sich mit List oder Gewalt in die wohlverwahrte Felsenkammer hineinzudrängen. Jeden Quatemberabend hört man um Mitternacht ein fürchterliches Kettengerassel, ein Getümmel und Toben, ein Geheul und ein Gestöhne, wie wenn alle Berggeister, Kobolde, Gnomen und Drachen dort versammelt wären. Die Erde zittert und dröhnt. Wie Luftgebilde erblickt der erschrockene Wanderer auf den zerstörten Zinnen der alten Burg schwarzgekleidete Frauengestalten, weiß verschleiert, die auf den Mauertrümmern im Kreise herumschweben und kaum vernehmbare Laute der Trauer und Wehmuth, wie Aeolsharfentöne, hören lassen, die ob dem Geräusche des vorbeitobenden Waldbaches bald verstummen, oder auf den Fittigen des Föhnwindes zu den Gletschern des Diablerets hingeleitet werden, wo andere Geister im ewigen Winter hausen.

192. Der Schatz von Lanffrey.

Unweit Romainmotier lag einst ein nicht unbedeutendes Dorf; es hieß Lanffrey und ging vor vielen hundert Jahren durch ein Strafgericht Gottes unter. Es soll nämlich zerstört worden sein, weil die Einwohner sämmtlich Zauberei trieben und ihren Nachbarn so viel Schaden, als sie vermochten, zufügten. Noch führt die Gegend, wo die Gemeinde einst lag, den Namen Lanffrey und man pflegt dort nach großen Schätzen zu suchen, welche von den Hexen und ihren Ehemännern zusammengerafft und verscharrt worden sein sollen. Einmal hätte man einen Theil derselben fast erlangt. Als man nämlich unter den gehörigen Ceremonien eine tiefe Grube gemacht hatte, entdeckte man einen großen Koffer und einen bis an den Rand mit Gold gefüllten Topf; eben hatte man beides

Digitized by Google

herausgehoben, als einer der Arbeiter ausrief: „Gott sei gelobt, wir haben den Schatz!" Er hatte vergessen, daß man bei einem solchen Werke den Namen Gottes nicht aussprechen darf. Sogleich versanken Koffer und Topf in die Erde, und man konnte sie bisher noch nicht wieder auffinden.

Außer dem Gold befindet sich zu Lauffrey noch ein Schatz anderer Art im Boden, nämlich ein ungeheures Faß Wein, welches dort schon so lange liegt, daß das Holz ganz verwest ist, der Weinstein aber, welcher sich im Laufe der Zeit auf den Daubeu niedergeschlagen hat, bildet eine so dicke und feste Rinde, daß der Wein nicht auslaufen kann. Leider hat man bisher die Stelle, wo das köstliche Getränk begraben liegt, nicht auffinden können, so oft man auch schon darnach gesucht hat.

193. Schloß Vufflens.

Von dem Schlosse Vufflens, welches dritthalb Stunden westlich von Lausanne liegt, wird erzählt, daß dessen Thürmchen ein wilder Ritter erbaut, der vergebens auf die Geburt eines Sohnes gehofft. Vier Töchter, die ihm seine Gemahlin geboren, hatte er so wie diese zu ermorden befohlen; aber einen alten Diener erbarmten die unschuldigen Kinder wie die tugendhafte Edelfrau. Dieser erzog im Stillen in den vier Thürmchen die vier Fräulein, und gab seiner Gebieterin Gelegenheit, im Verborgenen ihr Leben zu fristen. Der Ritter, der seine Gattin und Kinder ermordet glaubte, heirathete wieder, doch wurde er für seine Frevel vom Schicksal hart bestraft; denn seine zweite Gemahlin war das Gegentheil der ersten, ein lasterhaftes Geschöpf, die seinen Namen entehrte. Nach einigen Jahren starb auch sie, ohne ihm einen Erben zu hinterlassen. Da erwachte das lange verhärtete Gewissen des Ritters, und Verzweifelung erfaßte ihn bei dem Gedanken, der Mörder seines Weibes und seiner Kinder zu sein. In seiner höchsten Verzweifelung auf dem Todbette kam der redliche Diener mit den seither herangewachsenen Fräuleins und der trauernden Gattin, welche das Lager des Sterbenden umgaben, und versöhnt und ruhig starb der Sünder.

Digitized by Google

194. Der Ritter von Lasarraz.

In grauer Zeit lebte im Waadtlande ein junger Ritter, der unter dem Namen Herr von Lasarraz bekannt war. Durch Muth und Entschlossenheit in den Schlachten zeichnete er sich aus, so daß der Graf, dessen Vasall er war, ihn bemerkte und auszeichnete. Er verliebte sich in dessen schöne und reiche Tochter. Man machte ihr den Vorwurf, sie habe ein kaltes Herz und sei stolz und unempfindsam; aber auf diese Fehler, welche ein junges Mädchen verunzieren, achtete der Herr von Lasarraz wenig. Er warb um ihre Hand, die man ihm zusagte, wenn er ihr zur Morgengabe dreihundert Bergkühe und einen Burgstall darreichen könne. Das war alles, was seine Eltern besaßen. Da ihr einziger Sohn sich grämte, weil er nicht so viel zusammenbringen konnte, so überließen ihm seine zärtlichen Eltern alles, was sie hatten, um sein Glück zu begründen. Nun verehelichte er sich mit seiner Geliebten.

Sein Vater und seine Mutter, die sich nichts zu ihrem Lebensunterhalt ausbedungen hatten, verfielen sehr bald in tiefes Elend. Der junge Herr von Lasarraz schien nichts davon wissen zu wollen. Es stellte sich ein harter und rauher Winter ein. Eines Abends, als der Schnee in dicken Flocken fiel und ein Eiswind stürmte, pochten sie am Burgstall ihres Sohnes. Man empfing sie, aber auf unfreundliche Weise. Während einiger Zeit gab man ihnen zu essen und zu trinken, aber man ließ ihnen merken, daß sie eine Last im Hause seien. Nun entschloß sich der Herr von Lasarraz, und sein unbarmherziges Weib unterstützte ihn darin, Vater und Mutter zu verstoßen. Man führte sie also schlecht gekleidet, mit leerem Magen vor die Schloßpforte, die sogleich verriegelt wurde. Während sie nun Nachts auf holperigen Pfaden herumirrten, trauernd und weinend, saß der hartherzige Sohn vor dem flackernden Kaminfeuer an dem gedeckten Tisch, um den Imbiß zu verzehren. Man stellte ihm eine Wildpretpastete vor, die er sehr liebte, und eine Kanne starkes schäumendes Bier. Ohne Reue über seine That wiegte er sich in einem weichgepolsterten Lehnsessel. Aber kaum hatte er die dicke Kruste abgenommen, welche den Deckel

Digitized by Google

der Pastete bildete, so fuhr er mit einem fürchterlichen Schrei zurück. Seine Frau betrachtete ihn mit Entsetzen und rief nach Hilfe. Zwei garstige Kröten waren aus der Pastete gehüpft und hatten sich auf den Wangen des Ritters fest eingekrallt; sie schienen gesandt von einer höhern Macht. Nachdem das junge Weib den Ekel mühsam überwunden, den ihm die scheußlichen Thiere einflößten, strengte es alle seine Kräfte an, um sie von den Stellen abzureißen, welche sie angebissen hatten. Mit ihren starren, flammenden, gräßlichen Blicken schienen sie die blutgefärbten Augen des Ritters verschlingen zu wollen. Alle Versuche der Knechte und Mägde, ihn von diesen Bestien zu befreien, blieben fruchtlos.

Nach zwei langen Stunden, welche Schmerzen und Beschämung erfüllten, dachte der Kriegsmann an sein Betragen gegen seine Eltern, und er fragte sich endlich, ob dieser fürchterliche Vorfall nicht eine göttliche Strafe sei. Er bat seine Frau, den Burgpfaffen holen zu lassen. Der Priester hörte die Beichte des Vater- und Muttermörders an, fand aber die Sünden zu gräulich, als daß er sie vergeben konnte. Er wies ihn an den Bischof.

Mit reuigem Herzen begann der Herr von Lasarraz die Reise. Die zwei Kröten verließen ihn nicht. Der Bischof empfing ihn; aber so wie er erfuhr, welcher großen Sünden gegen die kindliche Liebe er sich schuldig gemacht, wollte auch er den Himmel nicht mit ihm aussöhnen. „Der Papst allein," sprach er, „kann euch diese Gnade spenden." Nun mußte der Ritter nach Rom. Dort angekommen, warf er sich zu den Füßen des heiligen Vaters. Der Papst legte ihm eine harte Buße auf, damit der Sündenablaß ihm fruchten möge; dann sagte er zu ihm: „Geht, um euern Vater und eure Mutter aufzusuchen, und wenn sie euch verzeihen, so wird das Schandmal verschwinden, womit euch Gott gezeichnet hat."

Der Herr von Lasarraz kehrte nach der Heimat zurück; aber wo sollte er seine Eltern finden, die er verstoßen hatte? Während drei Monaten suchte er sie mit unermüdlichem Eifer auf. Endlich fand er in einer einsamen Einsiedelei die Leichname eines bejahrten Mannes und eines alten Weibes, welche schon längst aus Hunger und Kälte gestorben waren. Sogleich erkannte er seinen Vater und seine Mutter an den hagern, weißblaßen Zügen; er warf sich vor

Digitized by Google

denſelben auf die Kniee und vergoß bittere, reuevolle Zähren. Nunmehr verließen die zwei Kröten die Wangen des Ritters, krochen aber ſofort auf deſſen Rücken, wo ſie ſich neuerdings feſt anklammerten und wo er ſie zwanzig Jahre ſorgfältig verborgen hielt. Dort waren alle Verſuche, ſie fortzubringen, erfolglos; da er ſeine Eltern nicht mehr lebend aufgefunden und an ihnen das gethane Unrecht nicht hatte gut machen können, war ſeine Schuld nur halb geſühnt. Der Herr von Laſarraz hatte einen einzigen Sohn; nachdem derſelbe größer geworden, ſtrebte er nach dem väterlichen Vermögen und erſtach den greiſen, noch immer mit den Kröten auf dem Rücken geplagten Vater, deſſen Gattin kurz zuvor von einer giftigen Schlange zu tod gebiſſen worden war. Der junge Erbe wurde aber des fluchbeladenen Gutes auch nicht froh, denn bald darauf wurde derſelbe auf der Jagd von einem Bären zerfleiſcht. Das urſprüngliche Geſchlecht der einſtigen Ritter von Laſarraz war ſomit erloſchen, und das Vermögen fiel an eine Seitenlinie desſelben. Zum Andenken an dieſen Vorfall errichtete man in der Kapelle eine Statue, einen Ritter mit je zwei Kröten auf den Wangen und zwei auf dem Rücken darſtellend, die ſpäter verloren ging, vor einigen Jahren aber bei Nachgrabungen wieder aufgefunden wurde.

195. Der Läufer von Joux.

Im 17. Jahrhundert war lange die Grenze zwiſchen dem Jouxthale und der Franche-Comté, welche ſich damals im Beſitze der Spanier befand, ſtreitig, und man beſchloß deßhalb im Jahre 1648 ſie endlich genau feſtzuſetzen. Die beiden Regierungen ernannten zu dieſem Zwecke Abgeordnete, welche an Ort und Stelle zuſammentrafen und nach Einſicht der Urkunden beſtimmten, daß der Grenzſtein eine gemeine Wegſtunde entfernt vom Ufer des Sees de Rousses aufzuſtellen ſei. Aber damit war die Angelegenheit keineswegs erledigt; man ſtritt vielmehr noch lange darüber, was eine gemeine Wegſtunde ſei. Endlich entſchied man ſich für folgendes Auskunftsmittel. Man wählte zwei Männer von gleichem Alter und gleicher Körperſtärke, der eine aus der Schweiz, der andere

aus der Freigrafschaft, und schrieb ihnen vor, in ein und derselben Minute von demselben Punkte am östlichen Ufer des Sees abzugehen und den Weg, an der Orbe entlang nach der Seite von Chenit einzuschlagen. Beide sollten gehen, ohne zu laufen, und nach Ablauf einer Stunde an dem Orte, wo sie sich gerade befinden würden, stehen bleiben. Wie es angeordnet war, so geschah es. Natürlich ging der Schweizer, der die Grenze seines Vaterlandes möglichst gegen den See hin zurückdrängen wollte, weit langsamer als der Freigräfler, welcher die Grenze vorwärts auf Schweizerboden zu verlegen strebte; so befanden sie sich denn nach Ablauf einer Stunde weit auseinander. Die Abgeordneten maßen nun die Entfernung zwischen den beiden Gängern, nahmen die Mitte und stellten dort das Grenzzeichen auf, auf welchem man vor nicht langer Zeit noch auf der einen Seite das Wappen von Bern, auf der andern dasjenige Spaniens sah.

196. Der bestrafte Zöllner.

In der Nähe von Vallorbes stand vor Zeiten ein wunderthätiges Muttergottesbild, bei dem von nah und fern fromme Beter, Wallfahrer und Pilgrime zusammenströmten, um Heil und Segen zu erflehen. Zu diesem Muttergottesbilde führte damals eine Brücke über den Doubs, welche von den Benediktinermönchen des Klosters Romainmotier in Stand erhalten wurde, denen aber dafür das Recht zustand, von jedem, der die Brücke passirte, einen Heller Zoll zu erheben, welches Amt ein von den heiligen Vätern eingesetzter Zöllner versah. Einst kam am späten Abend eine Jungfrau zu Roß an die Brücke, und begehrte über dieselbe hinweg. Da sie aber vergessen, den üblichen Zollpfennig beizustecken, verwehrte ihr der Zöllner den Uebergang trotz ihrer Bitten und der Angabe ihres Vorhabens, sie wolle für ihre todtkranke Mutter daheim von dem Marienbilde Genesung erflehen. Als die Jungfrau sah, daß es unnütz sei, weitere Worte zu verschwenden, spornte sie ihr Roß muthig zu einem kühnen Sprunge an und setzte über die Brücke hinab in den Fluß, um so sein anderes Ufer und ihr Ziel, das gnadenspendende Muttergottesbild, zu erreichen. Mitten im

Digitized by Google

Flusse aber erfaßte Roß und Jungfrau die Strömung, und beide zerschellten an Felsenspitzen, welche aus dem Wasser hervorragten, und gingen ohne Rettung unter. Schrecklich war aber die Strafe, welche den Urheber dieses traurigen Ereignisses ob seiner Hartherzigkeit ereilte. Jedesmal am Todestage der Jungfrau ward er um Mitternacht von Geisterhänden von seinem Lager hinaus an die Brücke gerissen. Dort stand die durch ihn gemordete Jungfrau bleichen und blutigen Antlitzes im weißen Todtengewande, schwang sich auf seinen Rücken und trieb ihn mit scharfschneidendem Schilfrohr, das ihr als Gerte diente, im wilden Laufe hin nach dem Marienbilde. Hier verrichtete sie das Gebet, das ihr der Hartherzige bei Lebzeiten versagt, und kehrte auf gleiche Weise wieder zur Brücke zurück, wo sie von dem Rücken des also gepeinigten Zöllners wiederum im Wasser verschwand. Nicht lange aber ertrug der Zöllner diese Strafe, nur noch zweimal hatte die Jungfrau auf seinem Rücken einen nächtlichen Ritt gemacht, als er vor der Zeit zum Greis geworden auch schon auf dem Sterbebette lag. Erst kurz vor seinem Ende aber enthüllte er einem Klostergeistlichen die Ursache seines und des Todes der Jungfrau. Diesem Ereigniß zum Gedächtniß sah man noch vor einigen Jahren in der Kirche des Klosters ein geschnitztes Bild, das einen alten Mann auf Händen und Knieen und eine Jungfrau auf seinem Rücken vorstellte.

Digitized by Google

Wallis.

197. Vom starken Manne mit den Eisenstangen.

Eines Tages kam ein riesenhafter Mann in das Thal, der in beiden Händen gewaltige Eisenstangen trug. Er trat in die Mitte des Thales, schwang seine Stangen und wollte keinen mehr hindurchlassen. Mit lauter Stimme forderte er zum Kampfe heraus. Da kam ein kleiner Mann gegen ihn, der nichts hatte als ein Messer. Er lief dem Großen zwischen die Beine, klammerte sich fest und brachte ihn endlich zu Falle. Da stieß er ihm sein Messer in die Kehle, also daß der Riese starb.

198. Vom riesenhaften Schwinger.

Ein Riese zog durch das Wallis und forderte jedermann zum Schwingkampfe heraus. Er war aber mit Ketten gebunden. So kam er auch zum Bischofe von Sitten. Dieser sagte, er habe einen Pathen, der ihn zwinge. Da sagte der Riese: „So laß ihn kommen.“ Der Pathe wohnte aber weit von Sitten, deßhalb schickte der Bischof zu ihm. Er aber antwortete: „Ich habe keine Hosen.“ Da ließ der Bischof wieder fragen, wieviel Zeug er denn brauche. „Acht Stepp.“ Der Bischof schickte das Zeug und der Pathe kam. Er rannte auf der Bahn mit dem Schwinger zusammen und zwar so gewaltig, daß der Schwinger beim ersten Anlaufe todt blieb. „Was willst du zum Lohn?“ fragte ihn der Bischof. „„Brot.““ Da gab ihm der Bischof einen Sack Korn und jener trug ihn auf seinen Schultern nach Hause.

Digitized by Google

199. Vom Hirten und vom Getwerge.

Getwerge oder Gotwergi nennt man im Wallis kleine haarige Menschen, die ehemals in den Wäldern und Bergen hausten und sich gut auf Zauberkünste verstanden.

Es war einmal ein Küher, der hatte einige Kühe an entlegenem Ort, so daß es ihm schwer war, täglich dahin zu gehen. Da kam ein Getwerg zu ihm und sprach: „Ich will dein Vieh besorgen, damit du nicht den weiten Weg hast." Das nahm der Hirt an, und blieb vierzehn Tage aus. Als er endlich kam, nach seinem Vieh zu sehen, da war es verdorben. Da ging der Hirt in die Scheune, und fand da den Getwerg auf dem Heu liegen. Er fragte ihn, warum er das Vieh nicht besorgt habe, wie er versprochen. Der Getwerg antwortete: „Es war Wind und bei Wind gehe ich nicht aus." Da wurde der Hirt zornig, nahm eine Hechel und fuhr ihm über den Leib, indem er ausrief: „Ich will dich hecheln, bis dir die Hechel im Leibe hängen bleibt."

200. Von der Vertreibung der Getwerge.

Die Walliser wollten die Getwerge endlich nicht mehr bei sich dulden. Da baten die Getwerge, man möge sie doch lassen, sie wollten die Rhone mit Blei auslegen, damit sie nicht mehr austreten könne. Aber man nahm es nicht an, und trieb sie aus.

201. Die Fee.

Im Torrent de Martemoz wohnte eine Fee. Sie besaß in der dortigen sonderbaren Felspyramide unermeßliche Schätze und verhieß einem Weibe, daß Einer aus der Familie Quarroz in Evolena den Schlüssel zur Pyramide unter einem nahen, verdorrten Wachholderbusch finden werde. Der letzte der dortigen Quarroz aber starb, ohne Schlüssel und Schatz geholt zu haben.

202. Von dem Priester und der Hexe.

Ein altes Weib sollte eine Hexe sein. Um sie zu prüfen, ließ der Priester sie kommen und fragte sie, wie man es machen müßte,

Digitized by Google

damit die Leute das Heu nicht einfahren könnten. Das Weib antwortete: „Ich will es schon machen. Geht ihr nur auf die Höhe, nehmt einen Krug Wasser, und ich werde unten warten und werde donnern und blitzen, dann müßt ihr gießen.“ So thaten sie. Alsbald überzog der Himmel sich, es fing an zu regnen, und die Hexe wurde ergriffen.

203. Vom verrätherischen Priester.

Zur Zeit als die Walliser in großer Kriegsgefahr waren, ließ der Priester in einem Dorfe ansagen, daß alles, Männer und Weiber und Kinder, zur bestimmten Stunde in die Kirche kämen. Sie gingen aber alle dahin, denn sie wußten nicht, daß der Priester sie ihren Feinden verrathen hatte. Nur ein einzig Weib blieb zu Hause, denn ihr Kind schrie und wehrte sich und wollte nicht aus der Thüre. Als sie es aber nach langer Zeit beruhigt hatte und aus dem Fenster sah, da erblickte sie von Ferne den Feind, der ganz still heranzog. Schnell eilte sie nach der Kirche und rief: „Der Feind, der Feind!“ Da erkannte das Volk, daß es verrathen war. Der Priester wollte entfliehen, aber man ergriff und erschlug ihn.

204. Der verlorne Berg.

a. Es war in alten Zeiten eine fette große Wiese auf dem Sanetsch zwischen dessen vier hohen Spitzen; sie gehörte einem geizigen alten Weibe, das so reich war, daß man vom Berg bis in das Dorf die ganze Straße mit ihren Käsen hätte bedecken können. Dieses Weib traf ein anderes altes krankes Weib an, das einen Bissen Käse begehrte; aber die reiche geizige Frau antwortete, sie habe keinen Käse. Das arme Weib aber war ein Engel Gottes. Alsogleich erbebete das Gebirge; die vier Spitzen des Sanetsch fielen herab, die Wiese wurde von Trümmern bedeckt, und heißt bis auf diesen Tag zur Warnung wider Härte der verlorene Berg.

b. Zwischen Wallis und dem südwestlichen Berner Oberlande liegt der Sanetschgletscher, dem die Saane entfließt. Auf der Walliser Seite ist der sogenannte verlorne Berg, eine grause Wüste, wo

Digitized by Google

man nur Schutt und Steingerölle sieht, und nur selten einen Grashalm. Von diesem Berge wird Folgendes erzählt:

Vor einigen hundert Jahren enthielt dieser Berg grasreiche Weiden, und im Sommer sah es hier sehr lebhaft aus, wo jetzt der Tod herrscht. Unten im Thale wohnte ein sehr reicher Landmann in einem stattlichen Hause; vor demselben bis zu seinem Staffel auf der höchsten Alp hätte er einen breiten Weg mit Käse bepflastern und belegen können, so reichlich waren seine Keller damit versehen. Bei aller seiner Wohlhabenheit war er aber auch entsetzlich filzig und geizig. Aermlich kleidete er Frau und Kinder, und kaum gönnte er den Seinen und den Knechten und Mägden die schlechteste Nahrung. Kam ein Bettler und bat um ein Almosen, so wies er ihn schnöde, mit harten Worten ab. Einst wankte ein altes, krankes Mütterchen daher, und flehte um ein Stück Brot und um einen Trunk Milch, weil es vor Hunger und Durst verschmachte; aber der Reiche schmetterte die Hausthüre, gegen das Bettelgesindel scheltend und polternd, hinter sich zu. Vor Schrecken sank die Arme ohnmächtig dahin. Ein vorübergehender Bettler erbarmte sich ihrer; selbst dürftig, kannte er die Noth anderer, theilte mit ihr ein Stück schwarzes Brot, das sie labte und stärkte, und holte ihr aus dem nahen Brunnen einen kühlenden Trank. Erquickt und wohlgemuth ob der menschenfreundlichen Hilfe von ihresgleichen erklomm sie langsam, auf einen Stab gestützt, den steilen Berg in Begleitung ihres Wohlthäters. Oben trennten sie sich; vorher aber warf sie noch einen wehmüthigen Blick auf die Wohnung des hartherzigen Reichen im Thale.

Kurze Zeit hernach ereignete es sich, daß fürchterliche Stürme, mit Donner und Blitz und Erdbeben begleitet, den nahen Untergang der Welt anzukünden schienen. Zitternd verkroch sich jedermann in seiner Stube; nur der Reiche sah stolz und höhnend dem Brausen der Elemente zu. Aber mit donnerähnlichem Knalle und Toben löset sich vom höchsten Gipfel des Sanetsch eine ungeheure Masse von Fels und Eis, alles verwüstend, mitreißend und verheerend, mit Blitzesschnelle in die Tiefe. Und verschwunden waren die grasreichen Triften, die üppigen Wiesen; keine Spur von dem Hause des Reichen war vorhanden, und ringsum ward alles eine unfruchtbare Wüste.

Digitized by Google

205. Die Alp Montagne de Leisette.

An der Stelle des großen Ferpècle-Gletschers, über den sehr geübte und abgehärtete Gletscherwanderer aus dem Eringerthal nach Zermatt im Nicolaithal gelangen, war einst die schöne, blumenreiche Alp Montagne de Leisette. Der Montminé dort war das Schloß eines Königs, des Re Borah und seiner schönen Tochter. Noch soll man da Treppen, Eingang und Gänge sehen; daher der Name des Berges. Das Kälterwerden des Klimas wurde bereits befürchtet, wie es scheint; denn Re Borah hatte seiner Tochter dringend befohlen, ihn zu benachrichtigen, sobald das Eis den Wasserbehälter (le bassin) decken würde. Die Prinzessin vergaß es und wurde dafür vom Vater in den Grund des See's von Lona verflucht, wo sie noch jetzt als Sirene haust und ihrer Erlösung harret. Die Alp aber verschwand alsbald unter ewigem Eis.

206. Die Ersteigung des Fletschhorns.

Die Spitze des Fletschhorns (4016 M.) ist nachweislich im Jahr 1856 zum ersten Male erstiegen, nach der Sage aber schon früher. Die Zeit weiß man nicht mehr, aber eigenthümlich ist die Angabe, daß dem ersten Besteiger als Lohn seiner That die Fletschalp zugefallen sein soll. Sein erster Versuch führte ihn zwar schon zu einer bedeutenden Höhe, aber angesichts der schrecklichen Zerrissenheit und Vergletscherung der obersten Region ermattete seine Kraft. Da rief eine geisterartige Stimme von oben ihm zu: „Bring einen Hund mit und eine Katze und einen Hahnen!" Er that am folgenden Tag wie ihm geboten war, aber zuerst stürzte der Hund von einem Felsen herab, dann fiel die Katze in einen tiefen Abgrund und bald war auch der Hahn erfroren. Dabei wirbelte Schnee mit kleinen Eisstücken vermischt von der Höhe auf den Steiger herab, ein weiteres Vordringen war unmöglich und nur mit großer Anstrengung kam er wieder in's Thal, wo er mit Tadel und Spott empfangen wurde. Das reizte aber den kühnen Mann zu einem nochmaligen Versuch. Als die Witterung eines andern Tages ihm günstig erschien, machte er sich wieder auf mit seinem

Digitized by Google

sonderbaren Dreigespann, kam auch höher als das vorige Mal, aber wieder verendeten die drei Thiere in kläglicher Weise. Er selbst ging noch weiter aufwärts und glaubte bald den Gipfel erreicht zu haben, die Füße hätten ihn auch noch weiter getragen, allein dem sonst schwindelfreien Mann war es, als ob der Kopf auseinander gehen wollte. Er mußte sich niedersetzen, sobald er aber in die Höhe wollte, war der wüthende Schmerz im Kopfe wieder da. Da blieb ihm nun nichts übrig als wieder abwärts zu steigen. Als dann eines Morgens die Luft rein und klar war und die Gletscher oben blinkten, da erfaßte ihn nochmals die unwiderstehliche Lust, den Kampf mit dem Berge wieder aufzunehmen, wenn es auch sein Leben kosten solle. Er sah sich aber vor und legte einen eisernen Reif um die Stirn. Da konnte der Kopf nicht zerspringen und weil auch sein Muth eisern blieb, kam er wirklich auf die Spitze des für unbezwingbar gehaltenen Berges und die Fletschalp wurde sein Lohn.

207. Das Paradies der Thiere.

Oben auf den hohen und unersteiglichen Felsen und Schneerücken des Mattenberges soll ein gewisser Bezirk liegen, worin die schönsten Gemsen und Steinböcke, außerdem aber noch andere wunderbare und seltsame Thiere, wie im Paradies zusammen hausen und weiden. Nur alle zwanzig Jahre kann es einem Menschen gelingen, in diesen Ort zu kommen und wieder unter zwanzig Gemsenjägern nur einem einzigen. Sie dürfen aber kein Thier mit herunter bringen. Die Jäger wissen manches von der Herrlichkeit dieses Ortes zu erzählen, auch daß daselbst in den Bäumen die Namen vieler Menschen eingeschnitten ständen, die nach und nach dort gewesen wären. Einer soll auch einmal eine prächtige Steinbockshaut mit herausgebracht haben.

208 Die fliegende Viper.

In Bouvry erzählt man sich viel von einer fliegenden Viper, und schildert sie als eine geflügelte Schlange von mächtiger Größe, welche einen feurigen Schweif besitzt und in der Stirn einen gro-

ßen Diamanten trägt, der als Auge dient und, wenn sie über der Erde dahin schwebt, weithin leuchtet. Zu gewissen Zeiten kühlt sich das Unthier in Bächen und Teichen ab, legt aber, bevor es in's Wasser geht, das Auge am Ufer nieder. Da der Diamant einen ungeheuern Werth besitzt, so streben viele Leute darnach, ihn zu erlangen; jeder Versuch ist aber mit der höchsten Gefahr verbunden, weil die Viper ihren Schatz sorgsam bewacht und jeden umbringt, der sich ihr zu nahen wagt. Dennoch kam einmal ein Einwohner von Vouvry zum Ziel. Er versteckte sich in der Nähe der Badestelle der Viper, ergriff, als sie im Wasser war, plötzlich den Edelstein und flüchtete sich mit demselben in ein großes und starkes Faß, das er dicht mit Nägeln, deren Spitzen auswärts standen, beschlagen hatte. Die Viper sprang sogleich auf das Faß los und suchte es durch Hin- und Herrollen zu zerbrechen; als es ihr aber nicht gelingen wollte, umschlang sie es, um es zusammen zu drücken. Da preßte sie sich aber hunderte von Nägeln in den Leib und starb in wenig Minuten.

La Vuivra heißt ein Ungethüm mit einer Krone von Diamanten, Flügeln von Feuer und dem Körper eines Drachen. Sie haust abwechselnd in den Alpenseen von Lona, von Larduzan und von Esserce. Im Winter frieren diese Seen zu; — im Frühling hört man dann ein fürchterliches, unheimliches Krachen in der Tiefe: das thut die Vuivra, die das Eis durchzubrechen sucht, um nach einem andern dieser drei Seen zu fliegen. Im Fluge zieht sie einen langen Feuerschweif hinter sich her. Ihre Nahrung besteht aus Goldsand, der den Grund dieser Seen decke.

209. Die Schlange auf dem Jnseng.

Nicht weit von Vionnaz, einem Pfarrdorfe zwischen zwei Waldwassern, steht ein zackiger Berg, Jnseng genannt. Eine ungeheure Schlange hauste einst auf dem Gipfel desselben, bald in einer tiefen, dunkeln, schaurigen Höhle zusammengerollt, bald dreifach um den Fels gewunden und sich an der Sonne wärmend. Alles Vieh, das sich dem Unthier nur auf eine gewisse Strecke nahte, ward von demselben durch ein gellendes Pfeifen, mit Schellengeklingel

Digitized by Google

begleitet, wie betäubt und bezaubert, und dann plötzlich angepackt und verschlungen. Nahte sich kein Vieh, so machte die gräßliche Schlange Streifzüge in die mittlern und untern Regionen des Berges, und verzehrte Kühe, Kälber, Pferde, Schweine, Schafe und Ziegen; nur die Menschen schonte sie, wenn man ihr Milch zu trinken gab, wornach sie sehr lüstern war. Ein junger Mensch, Namens Finam Mario, entschloß sich, das Land von dieser schrecklichen Plage zu befreien. Er bewaffnete sich mit einem ungeheuern Stein und zerschmetterte im ersten Wurfe der Schlange Haupt. Der Prior von Lütry, über diese kühne That hoch erfreut, entließ den Jüngling von der Leibeigenschaft.

210. Der Kessel mit Butter.

Unter einem Berg des Visperthales im Oberwallis soll ein ganzes Dorf mit der Kirche vergraben liegen. Die Ursache dieses Unglücks wird so erzählt: Eine Bäuerin stand vorzeiten an ihrem Herd und hatte einen Kessel mit Anken (Butter), welche sie auslassen wollte, über dem Feuer hangen; der Kessel war gerade halb voll Sud. Da kam ein Mann des Weges daher und sprach sie an, daß sie ihm etwas von dem Anken zu seiner Speise geben möchte. Die Frau war aber hartherzig und sagte: „Ich brauch' alles für mich selber und kann nichts davon verschenken." Da wandte sich der Mann und sprach: „Hättest du mir ein weniges gegeben, so wollte ich deinen Kessel so begabt haben, daß er stets bis zum Rande voll gewesen und nimmer leer geworden wäre." Dieser Mann war unser Herrgott selber. Das Dorf aber war seit der Zeit verflucht und wurde von einem Bergsturz ganz überschüttet, so daß nichts mehr davon zu sehen ist, als die Fläche des Kirchenaltars, der ehedem im Ort gestanden; über den fließt nämlich jetzt das Bächlein, das vorher unter ihm hingeflossen und sich nun durch die Felsenschlucht windet.

211. Das Muttergottes-Bild am Felsen.

Im Visperthal an einer schroffen Felsenwand des Rätiberges hinter St. Niklaus stehet hoch oben, den Augen kaum sichtbar, ein kleines Marienbild im Stein. Es stand sonst unten am Weg in

Digitized by Google

einem jetzt leeren Kapellchen, daß die vorbeigehenden Leute davor beten konnten. Einmal aber geschah's, daß ein gottloser Mensch, dessen Wünsche unerhört geblieben waren, Koth nahm und das heilige Bild damit bewarf; es weinte Thränen: als er aber den Frevel wiederholte, da eilte es fort, hoch an die Wand hinauf und wollte sich auf das Flehen der Leute nicht wieder herunter begeben. Den Fels hinanzuklimmen und es zurückzuholen, war ganz unmöglich; eher, dachten die Leute, könnten sie ihm oben vom Gipfel herab nahen, erstiegen den Berg und wollten einen Mann mit starken Stricken umwunden, so weit hernieder schweben lassen, bis er vor das Bild käme und es in Empfang nehmen könnte. Allein im Herunterlassen wurde der Strick, woran sie ihn oben festhielten, unten zu immer dünner und dünner, ja als er oben dem Bild nah kam, so dünn wie ein Haar, daß den Menschen eine schreckliche Angst befiel und er hinauf rief: Sie sollten ihn um Gotteswillen zurückziehen, sonst wär' er verloren. Also zogen sie ihn wieder hinauf und die Seile erlangten zusehends die vorige Stärke. Da mußten die Leute von dem Gnadenbild abstehen und bekamen es nimmer wieder.

Digitized by Google

Zug.

212. Der hohle Baum in Menzingen.

Mitten im Dorfe Menzingen soll ein Baum gestanden haben, der beim blasenden Winde alle neben- und nahestehenden Häuser zittern machte; so weit nämlich haben seine Wurzeln geschlagen. Die Einwohner wollten ihn umhauen lassen, aber es war Schaden für die nebenstehenden Häuser zu befürchten, und hinauf, um einzelne Aeste zuerst abzuschneiden, traute sich auch niemand, weil der ganze Baum hohl war. Da kam eben ein Bergmännchen daher, und den kleinen Wicht hielt man ganz geeignet, den Baum seiner Aeste zu entledigen. Das Männlein, darum gebeten, erwies den Liebesdienst und begehrte den Lohn. Sobald es ihn erhalten, schlüpfte es in den hohlen Baumstamm und wurde nie wieder gesehen.

213. Bergmännchen will heirathen.

In der Gemeinde Menzingen haben drei Heimwesen die Namen Mangeli (Mangel), Sparen und Hungerhältli. Im Sparen war ein Herdmanndli, welches einer Bauerntochter unabläßlich nachstellte und es ihr sogar anthun konnte, daß sie mit ihm heirathen müsse, wenn sie nicht seinen Namen errathen könne. Da war alles Rathen umsonst, die Frist verstrich, nur noch ein Tag, und sie mußte sich dem verabscheuten Männchen trauen lassen. Nun fiel ihr ein, auch dem Beichtvater ihren Kummer zu erzählen. Von ihm erhielt sie den Bescheid: sie solle Abends vor der Höhle des Zwergleins auflauschen. Das Mädchen that es, sah und

Digitized by Google

hörte, wie ihr Liebhaber halbnärrisch vor seiner Höhle tanzte und sang:

Hinecht choche-n-es Chrütli
Und morn hole mis Brütli,
Es weiß nit, daß i Senschörnli heiße.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Schon wollte am folgenden Tag der kleine Freier seine Braut heimführen, als ein schlaues, schadenfrohes Lächeln über das Gesicht des Mädchens flog, indem dieses das befreiende Wort aussprach. Noch keinem Bräutigam klang sein eigener Name so qualvoll wie diesem, der jetzt ohne Braut abziehen mußte.

214. Wie die Zuger ein Stück Land erlistet.

Vor alten Zeiten hatte die untere Gemeinde Wyl-Aegeri von der Stadtgemeinde Zug ein Geldanleihen erhoben, unter der Bedingung, die geborgte Summe auf einen bestimmten Tag wieder zurückzuerstatten. Zur Sicherung dafür setzten sie ein Stück Land am Roßberg ein. Die Verfallzeit kam. Die Aegerer hatten aber das Geld beisammen und waren bereit, am festgesetzten Tage dasselbe der Stadtbehörde Zug einzuhändigen. Ein betreffender Ausschuß begab sich zu diesem Zwecke auf den Weg, um noch vor der Abendstunde, in welcher die Betglocke den Tag schließt, in der Stadt einzutreffen.

Gleichsam als wären sie spazieren gegangen, kamen einige Herren von Zug am gleichen Tag nach Allenwinden. Fast zu gleicher Zeit trafen diese mit den Wylägeriherren im Wirthshause daselbst zusammen. Man lud sich gegenseitig zu einem frischen Trunk ein. Die Zugerherren zeigten sich gar freigebig und ließen eine Flasche um die andere auftragen. Es mußte nicht Most, weder Walchwyler noch Hitzkircher sein, man trank ächten Zürcher und glühenden Saft aus Burgund. Schnell und froh ging die Zeit vorüber, man merkte es kaum, bis der Tag sich zu neigen begann.

„Es will schon Abend werden," rief endlich einer der Abge-

Digitized by Google

sandten von Wyl-Aegeri, „wir müssen aufbrechen und unser Geld noch vor Betglockenzeit dem Stadtrath einhändigen, sonst verlieren wir die Alpe."

„Ihr kömmt immer noch zur rechten Zeit," bemerkte ein Herr von Zug, in der Absicht, die Aegerer noch länger hinzuhalten. Diese aber, sei es, daß sie der Sache nicht trauten oder sonst von ihrem Pflichteifer fortgetrieben wurden, begaben sich sofort auf den Weg nach der Stadt Zug. Schon lag dieselbe vor ihren Augen mit ihren stattlichen Thürmen, die in der Abendsonne glänzten. Noch zehn Minuten und das Geld hat sein Ziel gefunden.

Unvermerkt aber war ein Zugerherr auf einem Nebenweg zum St. Michaelsfiegrist vorausgeeilt, der schnell die Betglocke läuten mußte.

Eben traten die Aegerer durch's Stadtthor ein, als vom hohen Michaelsthurm die Betglocke erklang. — Das gab einen bösen Klang; die Kreuzlithaler in der Tasche stimmten mit ein. Doch die Boten eilten auf das Stadthaus, indeß die Betglocke verklungen, und warfen das Geld auf den Tisch. — Die Zugerherren aber schoben dasselbe langsam zurück: „Es thut uns leid, ihr habt euch verspätet, Tag und Stunde sind vorüber und die Betglocke hat dem Markt ein Ende gemacht. Euch bleibt das Geld, uns aber das Aelpli."

Freilich war die Sache abgethan. Die guten Wyl-Aegerer kehrten zurück, aber nicht in der besten Laune.

Von dieser Zeit an war das Land, welches auf der Höhe des Roßberges liegt, „Zugerälpeli" oder einfach „Zugerli" genannt. Die Grenze kann jeder Wyl-Aegerer von weitem zeigen, das Zugerälpeli hat aber auch eine auffallend merkwürdige March.

Digitized by Google

Zürich.

215. Frau Vrene.

Oben im Bezirk Affoltern am Fuße des Albis liegt der unheimliche Türlersee, der tiefste des Kantons. Dieser See sammt seiner Umgebung gehörte in grauer Vorzeit einer arbeitsamen, braven aber stolzen Frau; das Volk nannte sie „Frau Vrene." Da begab es sich, daß die Heferschweiler, unter dem Jungalbis an der Jone, betreffend der Markung mit der Frau heftig in Streit geriethen. Sie wollte vor keinen Richter, es sollte nach ihrem Kopfe gehen. Die Heferschweiler hatten auch harte Köpfe, und gaben nicht nach. Da faßte Frau Vrene in ihrem Zorn den Entschluß, durch einen tiefen breiten Graben durch's Jungalbis den Türlersee ins Gelände der Gegner zu leiten und es so zu verwüsten. Fahrende Schüler halfen ihr recht gefällig dabei. Der Graben war vollendet bis zum letzten Spatenstreich, da erfaßte sie Einer und sagte: „Du mußt mit mir, du magst wollen oder nicht!" Blitzschnell führte er sie auf eine liebliche grüne Halde oben auf der Westseite des Glärnisch, ihr bedeutend: „Hier kannst du gartnen!" Aber der schöne Alpengarten verwandelte sich in eine Gletscherhalde, und Frau Vrene steht, den Spaten in der Hand, heute noch dort, zur Eissäule verwandelt. „Vrenelis Gärtli" glänzt zu Zeiten hell wie Silber herüber in's Knonauer Amt.

216. Auf der Heidenburg.

Heidenburg heißt ein bewaldeter Hügel auf Breite, Gemeinde Basserstorf. Von diesem Ort geht folgende Sage: In dunkler stürmischer Nacht sieht man oft einen Reiter ohne Kopf auf einem

Digitized by Google

weißen Pferde von der Burg herunterreiten, und aus dem Wald hervor in's offene Gelände im schnellsten Laufe forteilen und plötzlich verschwinden. Nicht weit von da ist der Engelreih, und am Fuße desselben führt ein Hohlweg zu einem Bache, an den Steg der Frau Escher. Man erzählt, eine weiße Frau, die man Frau Escher nennt, werde öfter an diesem Stege gesehen; wenn jemand in böser Absicht Nachts hinüber gehen wolle, begegne sie ihm auf demselben und weise ihn mit drohender Hand zurück. Nicht sehr weit von da ist ein Acker, Steinmürli genannt, weil römisches Mauerwerk hier gefunden wird. Am Saum desselben steht ein alter Baum, unter welchem nach der Sage ein Schatz ruht. Es ging einmal um Mitternacht ein Mann hin, um denselben herauszugraben; bald erschien ein schönes Weib, das ihn bei der Arbeit ermuthigte und das Gelingen seines Wunsches verkündete; allein er müsse dreimal kommen und ihr jedesmal einen Kuß geben. Er gab ihr heute fröhlich den ersten. Als er in der folgenden Nacht wieder kam, saß eine große scheußliche Kröte unter dem Baum; er erschrak, wollte sie nicht küssen, sondern floh davon. In der folgenden Nacht fand er eine noch scheußlichere Kröte an der Stelle und als er wiederum zum Kusse sich nicht entschließen konnte, fiel er in Wahnsinn und ward nicht mehr geheilt. Ein andermal ging ein Mann zu diesem Baume und grub. Als er nun lange hackte, erschien ein Weib und sprach zu ihm, es werde ihm wohl gelingen, den Schatz zu heben, allein er müsse zuvor einen andern Baum im Walde, den sie ihm näher beschrieb, fällen, und aus demselben eine Wiege zimmern, und erst, wenn ein Kindlein in dieser Wiege weine, werde er den Zauber lösen und den Schatz heben können. Nun fand er erst lange den bezeichneten Baum nicht, auch war das Holz entsetzlich hart, und es dauerte lange, bis er ihn gefällt, noch länger, bis die Wiege gezimmert war, und er starb, bevor ein Kindlein in derselben lag.

217. Das goldene Kegelspiel.

Eine Stunde von Winterthur liegt die alte Mörsburg mit ihren gewaltigen Mauern. Eine Viertelstunde davon bei dem Dörflein Sulz stand vormals ein anderes Schloß, Sulz genannt. Beide

Digitized by Google

Burgen, Mörsburg und Sulz sind, wie die Leute sagen, durch einen unterirdischen Gang verbunden. In diesem Gange sitzt ein schönes Fräulein, zu deren Füßen ein schweres goldenes Kegelspiel liegt mit goldenen Kugeln, und ein großer, schwarzer Hund liegt daneben. Das Fräulein wartet, in diesem finstern Gang gebannt, bis ein reiner Jüngling kommt; nur einen solchen läßt der Hund nahe treten. Alsdann kann ein solcher Jüngling das Fräulein mit drei Küssen erlösen und sie sammt dem Kegelspiel heimführen.

218. Goldkette zu Irchenhausen.

Beim Dorfe Irchenhausen am Pfäffikonersee zeigen sich die wohl erhaltenen Erdwerke eines römischen Castells. Ein Bauer daselbst hat jüngsthin Folgendes erzählt. Der frühere Besitzer dieses Platzes sah an manchen Abenden ein blaues Flämmchen innerhalb der alten Umwallung spielen. Weil dieß stets ein Zeichen ist von unterirdisch verborgen liegenden Schätzen, die sich auf solche Weise anmelden, so begann er darnach zu graben und hatte lange aber vergeblich gearbeitet. Auf einmal jedoch fing es an im Loche zu blinken und zu funkeln. „Potz tausend, eine goldene Kette!" rief er, und schlug mit seinem Karst hastig drauf los. In diesem Augenblicke setzte sich die goldene Kette, denn eine solche hatte er seiner Meinung nach wirklich hervorgegraben, in Bewegung, und schlüpfte wie ein Wurm wieder in das Loch zurück. Nichts war ihm davon geblieben, als das letzte Kettenglied, das an der einen Zinke seines Karstes hing. Der Bauer machte sich in aller Stille davon, bot sein Gütchen feil, und kaufte sich baldmöglichst in einer andern Gegend ein nicht verzaubertes Heimwesen.

219. Das goldene Thor.

Unweit Kloten, gegen Bülach zu, liegt ein kleiner Weiher, das „guldin Thor" genannt. Er ist an sich nicht tief; aber eine Menge Löcher befinden sich darin, die, wie es heißt, unergründlich sind, und aus welchen unaufhörlich zarter Sand in kleinen Goldblättchen heraufquillt. Ein Knabe, der Schafe hütete, hatte sich am Rande des Teiches niedergelegt. Plötzlich wird das Wasser

Digitized by Google

unruhig, ein Strom von Goldsand dringt herauf, dann zertheilt sich die Fluth und eine schöne Jungfrau steht vor dem erstaunten Knaben. Süß lächelnd streckt sie ihm einen goldenen Ring entgegen. Der Knabe will ihn haschen; sie zieht aber allmählich die Hand zurück, bis der Nachlangende in's Wasser fällt. Alsdann umschlingt sie ihn und fährt mit ihm in die Tiefe. Ein Bauersmann hat das Geschrei des sich Sträubenden gehört und eilt herbei. Aber obgleich der Weiher ganz klar und seicht ist, mag er nichts erforschen, und will sich schon fortbegeben, als der Knabe aus einer der Oeffnungen wie ein Pfeil emporschießt. Er ist bewußtlos, als ihn der Landmann herauszieht. Wie er aber wieder zu sich selbst kommt, erzählt er: die Jungfrau sei mit ihm tief, tief hinuntergefahren, und plötzlich habe sich eine schöne Gegend unter ihnen aufgethan, sie hätten hierauf festen Grund gefaßt; eine herrliche Stadt mit goldenem Thore wäre vor ihnen gelegen. Aus demselben sei eine andere Jungfrau getreten; die, welche ihn umschlungen, habe rasch die Arme geöffnet, um ihr entgegen zu eilen. Kaum aber sei er nicht mehr festgehalten worden, so habe es ihn mit solcher Schnelle wieder empor gerissen, daß er darüber das Bewußtsein verloren. Was weiter mit ihm begegnet, wisse er nicht. Seit dieser Zeit heißt dieser Weiher das „guldin Thor."

220. Die rothe Buche.

Auf dem Bergrücken des Irchels liegt das Pfarrdorf Buch. Am Wege nach diesem Dorfe steht am Stammberg eine rothe Buche, von der man Folgendes erzählt:

Eine schwere Hungersnoth lastete einst auf dem Lande und hatte eine todbringende Seuche zu ihrer Gefährtin. Alles starb weit und breit hinweg bis auf drei Brüder, die sich zärtlich liebten. Ihre Eltern, die in das Thal hinabgestiegen waren, um Nahrung zu holen, starben unterwegs. Sie waren Waisen und ohne Rath. Spärliche, unter dem Schnee hervorgekratzte Wurzeln nährten sie. Als der Frühling kam, sprang eine Feldmaus in ihre Nähe und wurde von ihnen erhascht. Nach einem langen Streite entschieden sie, daß der Jüngste das Blut aussaugen, die beiden Andern das

Digitized by Google

Fleisch genießen sollten. Aber jener fuhr so hastig mit dem Thier nach dem Munde und war überdieß so schwach, daß ihm das Thier in die Halsröhre hinab entschlüpfte. Er starb. Der Hunger riß die Andern hin, den Leichnam zu verzehren, wobei einige Tropfen des noch warmen Blutes die Blätter einer jungen Buche besprengten. Bald ergriff sie jedoch solcher Schmerz, daß sie an derselben Stelle zu sterben beschlossen. Verschlungenen Armes lagen sie, als ein Jagdfalke sie entdeckte, und durch sein Geschrei verrieth. Der Jäger erfuhr von dem einen, eben sterbenden Jünglinge das Schicksal der Brüder. Man bestattete sie rund um den Buchensprößling, auf welchem die Blutstropfen klebten. Und da, wo die beiden andern Brüder ruhen, schossen nach Jahresfrist noch zwei andere Buchen auf und brachten ebenfalls Blätter mit rother Farbe empor. Alle Jahre am Himmelfahrtsfeste wird ein Volksfest gefeiert, zu welchem sich Zuschauer, selbst aus einiger Entfernung, einfinden, bei welcher Gelegenheit die jungen Landleute Zweige von der einzig noch stehenden der drei Buchen mitzunehmen pflegen.

221. Hölti's Grab.

Links an der Straße von Winterthur nach Frauenfeld, nicht weit von Oberwinterthur steht ein schöner Eichenwald, Hölti's Grab genannt, von dem folgende Sage geht. In alten Zeiten stand an der Stelle, wo jetzt Oberwinterthur liegt, eine große Stadt. Ein feindliches Heer lagerte sich um die Stadt und mühete sich lange Zeit vergeblich ab, dieselbe zu erobern. Schon war das Heer im Begriff die Belagerung aufzuheben und abzuziehen, als ein angesehener Bürger für eine große Summe Geldes dem Feinde einen geheimen Gang zeigte, durch welchen er während der Nacht in die Stadt eindringen konnte; aber die wachsamen Bürger entdeckten zur rechten Zeit noch die drohende Gefahr und schlugen den Feind zurück. Hölti's Verrath wurde entdeckt. Zur Strafe wurde er lebendig begraben, und ihm ein Rohr in den Mund gesteckt, das bis über die Oberfläche der Erde heraufreichte, damit er nicht ersticke, sondern vor Hunger sterben müsse. Hölti's treue Gattin wachte an seinem Grabe bis zu seinem Ende, und ließ

Digitized by Google

dann an der Stelle des Grabes den Eichwald pflanzen, der heute noch steht.

222. Der Kaiser und die Schlange.

Als Kaiser Karl der Große sich mit seinem Hofstaat in der alten Stadt Zürich aufhielt, bewohnte er das Chorherrenhaus, zum Loch genannt. Da ließ er an dem Orte, wo Felix und Regula, die heiligen Märtyrer von der thebaischen Legion, enthauptet worden waren, eine Säule mit einer Glocke aufrichten und im Lande bekannt machen, daß der, so wider Andere Recht begehre, diese Glocke läuten solle, wann er, der Kaiser, zu Tische sitze, und jedem, der das Recht begehre, würde Recht werden, wenn er solches habe.

Es begab sich nun, daß der Kaiser eines Tages, als er an der Tafel saß, den Ton der Glocke hörte. Die Diener, denen er befahl nachzuschauen, wer da Recht begehre, kehrten mit der Meldung zurück, daß an der Säule niemand zu erblicken sei. Hierauf ertönte die Glocke noch zu öfteren Malen, und dem Kaiser wurde immer die gleiche Meldung überbracht. Da befahl er den Dienern nochmals nachzuschauen, das Mal aber wohl Acht zu haben, was sich an der Säule noch ferner ereignen möge. Als nun die Diener dieß thaten und sich in einen Hinterhalt legten, um unbemerkt zu sein, sahen sie eine Schlange sich der Säule nähern, die sich um den Strick daran schlang und die Glocke also anzog, daß sie läutete. Bestürzt hinterbrachten sie das dem Kaiser. Alsbald erhob er sich von der Tafel und ging hin, um dem Wurme Recht zu sprechen gleich den Menschen.

Als nun der Kaiser auf den Platz zu der Säule kam, wo die Schlange war, neigte sich diese ehrerbietig vor ihm und schaute ihn so an, als wollte sie sagen: „Folge mir!" Dieß verstand der Kaiser gar wohl, und gütig wie er war, war er auch sofort bereit, der Aufforderung des Wurmes nachzukommen. Als aber die Schlange die Bereitwilligkeit des Kaisers sah, machte sie sich alsbald auf und kroch vor ihm her nach dem Gestade des Sees zu dem Orte, da sie ihr Nest hatte. Und siehe, eine Kröte von ungemeiner Größe saß in dem Neste und auf den Eiern der Schlange. Da befahl der Kaiser, die Kröte hinwegzunehmen und fällte ihr, als frechen

Digitized by Google

Eindringling in fremdes Eigenthum das Urtheil, daß sie bei lebendigem Leibe verbrannt werde. Dieses Urtheil wurde alsbald vollzogen. Als aber einige Tage nachher der Kaiser wiederum bei Tische saß, stellte sich die Schlange plötzlich nochmals bei Hofe ein. Sie kroch, als man sie vor den Kaiser gelassen, auf die Tafel, an der er saß, stieß den Deckel von seinem Pokale, und ließ in denselben einen kostbaren Edelstein als Zeichen ihrer Dankbarkeit fallen. Da verneigte sie sich, verschwand und wurde niemals wieder erblickt. An dem Orte, wo der Schlange Nest gestanden, ließ Karl eine Kirche bauen, die nannte man die Wasserkirche; den Stein aber schenkte er aus besonderer Liebe seiner Gemahlin.

223. Die weißen Tauben.

Im alten Zürichkriege vertheidigten sich Wildhans von Breitenlandenberg und die kleine Zahl der getreuen Besatzung Greifensee vier Wochen lang gegen das Heer der belagernden Eidgenossen. Die Belagerten mußten sich endlich ergeben, und es wurden zweiundsechszig Mann enthauptet.

Da geschahen, wie die Sage erzählt, merkliche Wunderzeichen. Als man den Hauptmann köpfte, war da von Stund an ein wunderſamer schneeweißer Vogel gleich einer schönen Taube. Als man nun den Kupferschmied auch enthauptete, der von Schwyz war und einen leiblichen Bruder im Heere hatte, da kam ein anderer Vogel gleich dem vorigen, und beide flogen ob der Walstatt herum. Und so mancher nun enthauptet wurde, so mancher weiße Vogel, dem ersten ähnlich, kam und flog um den Leichnam ob allem Volke. Man stellte dann die Häupter in einen Ring, eins an das andere, und da, wohin man ein Haupt gestellt hatte, wächst noch heute kein Gras und um die Kapelle herum sieht man, wo jegliches Haupt gestanden, während rings um die Stätte das schönste Gras wächst.

Da luden sie die Todten auf Karren und führten sie nach Uster, allwo sie begraben wurden (1444).

Digitized by Google

224. Der Fledermausstein.

In der Nähe des Weilers Itschna, nordöstlich vom schönen Dorfe Küßnach am Zürichsee, befindet sich in einsamer Wildniß eine Höhle, Fledermausstein genannt. Eine Unzahl Fledermäuse, die drinnen hausen, rechtfertigt diese Benennung. Früher sollen reiche Gefilde um die Höhle herum gelegen haben, vielbesucht von Hirt und Herde. Es ist aber seit Jahrhunderten anders. Ein gräulicher Drache hatte dort im tiefsten Dunkel Wohnung gemacht. Aus dem sichern Verstecke stürzte sich das Ungethüm auf seine Opfer und drang, als es in der nächsten Umgebung öde geworden, selbst in die Weiler und Dörfer bis in die Nähe der Stadt. Vergebens verordnete man Streifzüge und Prozessionen; umsonst verrammelte man der Höhle Eingang; der Drache, welcher irgendwo einen geheimen Ausgang hatte, erschien immer wieder, und dann mit verdoppelter Wuth. Endlich beschloß ein frommer Ritter, dem Unwesen ein Ende zu machen. Nachdem er in einer Kapelle am Wege brünstig zur heiligen Jungfrau gebetet, drang er in den finstern Gang. Zehn Schritte wandelte er aufrecht darin fort; dann ward die Höhle enger und enger, bis er sich endlich nur noch mühsam durchwinden mochte. Eine geweihte Wachskerze, die er vor sich herschob, erhellte das Dunkel. Plötzlich vernahm er ein dumpfes Schnauben; das Licht erlosch. Aber beim letzten Schimmer hatte er noch wahrgenommen, daß sein Haupt sammt der rechten Hand, welche die Kerze hielt, in eine weite Grotte vorgedrungen war, während der übrige Körper noch außer derselben in der zwängenden Felsenröhre lag. Zwei glühende Augen starrten ihn an; ein blutrother Rachen öffnete sich. Da rief der Ritter in höchster Noth die Mutter Gottes an. Ein himmlischer Glanz erleuchtete plötzlich das Gewölbe; auf rosenrother Wolke ließ sich die selige Frau zum winselnden Ungethüm nieder und kettete es mit demantenen Banden an die Felswand. „Hier," sprach sie, „bleibe und schmachte bis zum jüngsten Tage!" Und zum Ritter: „Dein Glaube hat dir geholfen, geh' heim im Frieden!" Drauf berührte sie ihn mit dem Lilienstengel, der Felsdurchweg erweiterte sich und

Digitized by Google

der Ritter kam glücklich zurück. Vor wenigen Jahren noch vernahmen Bauern, die in der Weihnachten in der Nähe des verrufenen Ortes Gestrüpp rodeten, des Drachen Gestöhne und Kettengerassel.

225. Die Gründung des Klosters Rheinau.

Als noch auf dem Platze, wo jetzt Schaffhausen liegt, nur ein Kloster und eine Schifflände waren, fischte einst dort im Rhein ein reicher vornehmer Edelmann. Darüber schläfrig geworden, lenkte er den Nachen, worin er allein war, in eine Bucht, legte sich in demselben nieder und schlummerte ein. Während er so im Schlafe lag, wurde der unbefestigte Kahn von den Wellen allmählich aus der Bucht in die Strömung des Flusses gespült, und nun ging es mit ihm schnell und stets schneller dem Rheinfalle zu. Der Edelmann schlief noch immer und erwachte selbst dann nicht, als er mit dem Nachen den gräßlichen Fall hinabgerissen wurde. Als er die Augen aufschlug, lag der Kahn, unbeschädigt wie er, eine Stunde unterhalb des Rheinfalls am einsamen Ufer. Da erkannte der Edelmann, was mit ihm geschehen und wie er wunderbar von Gott erhalten worden. Zum Danke hiefür stiftete er am letzten Ort ein reiches Kloster, die Benediktinerabtei Rheinau.

226. Die Kirche zu Wyla.

Vor vielen hundert Jahren gehörte das Dorf Wyla an der Töß zur Kirchengenossenschaft Turbenthal. Damals hausten auf dem Schlosse Breitenlandenberg zwei Brüder, Nachkommen dieses alten und berühmten Geschlechts, von denen der ältere ein wilder, roher Geselle, der andere ein frommer, mildthätiger Herr war. Als der Jüngere das rohe und unsittliche Treiben des Aeltern nicht mehr ertragen konnte, warnte er ihn mit ernsten Worten, verließ das Schloß und zog nach dem Schlößchen Wyla, um dort in der Stille zu leben und den Unterthanen Gutes zu thun. Oben auf dem schönen Hügel, an dessen Fuß die stattliche Wohnung stand,

Digitized by Google

legte er sich ein hübsches Gärtchen an und ließ es mit einer Mauer umziehen.

Der ältere Bruder, der noch ferner auf der Stammburg hauste, hatte die wohlgemeinte Warnung des jüngern sehr übel aufgenommen, erzürnte auf den kecken und vorwitzen Knaben, wie er ihn nannte, und suchte ihn auf jede mögliche Weise zu ärgern und zu verletzen. Als dieser immer gleich ruhig blieb und dadurch die Meinung der Standesgenossen für sich gewann, erfaßte den Aeltern ein heftiger Haß und er schwur mit gräßlichen Worten blutige Rache.

Ob er seinen schändlichen Entschluß ausgeführt, hat man niemals erfahren; die treuen Wylaer aber fanden eines Tages ihren guten Grundherrn ermordet und von einem Pfeil und mehrern Stichen durchbohrt in der Mitte eines dicht entlegenen Gehölzes und schrieben die That dem ältern Herrn von Breitenlandenberg zu, der ihre Meinung auch dadurch zu bestätigen schien, daß er niemals ernstliche Schritte that, um den Mörder zu ermitteln. Den Verstorbenen aber begruben sie trauernd in sein Gärtchen auf dem Hügel.

Als das Testament des jüngern Herrn eröffnet wurde, fand sich, daß er die Erbauung einer eigenen Kirche für Wyla auf der Höhe angeordnet und die dazu nöthigen Gelder angewiesen hatte. Die Wylaer glaubten, der Selige habe dabei die nahe Großackerhöhe im Sinne gehabt, und könne unmöglich sein Lieblingsplätzchen zu diesem Zwecke bestimmt haben. Sie begannen deßhalb gleich im folgenden Frühjahr auf jenem Hügel den Bau, indem sie Holz und Steine dorthin führten. Als aber die Nacht hereingebrochen war und die Werkleute von ihrer Arbeit daheim ausruhten, stiegen Geister hernieder, erfaßten die fertig gezimmerten Balken und die behauenen Steine und trugen sie hinüber zum Grabe des edeln Breitenlandenberg am Schloßgärtchen. Am folgenden Morgen lagen Holz und Steine wieder im Schloßgärtchen und so am dritten Morgen. Einige Bauern, welche die letzte Nacht auf dem Bauplatz gewacht hatten, sahen mit Erstaunen und Schrecken die Geister bei ihrer Arbeit und erzählten den übrigen das seltsame

Digitized by Google

Wunder, wie gleich nach Mitternacht nebelhafte Gestalten erschienen und alles in kurzer Zeit durch die Luft fortgetragen hätten. Da errieth man dann leicht, daß der edle Stifter die Schloßhöhe zur Baustelle für die neue Kirche bestimmt hätte, und errichtete über seinem Grabe das schöne Gotteshaus. Den mit der Mauer umzogenen Garten schuf man in einen Kirchhof um. Seitdem bildete Wyla mit seinen Weilern ein eigenes Kirchspiel.

Digitized by Google

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

NOV 27 1908

Gebunden von
C. W. Frei
in Göttingen

26256.11
Schweizersagen.
Widener Library
003312383
3 2044 089 073 829

Digitized by Google